

Wohnstandortentscheidungen in einer wohnbiographischen Perspektive

Eine explorative Studie in ländlichen
und großstädtischen Kontexten

Heike Peter, Cornelia Toppel, Annett Steinführer

Thünen Report 93

Bibliografische Information:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikationen in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.dnb.de abrufbar.

Bibliographic information:
The Deutsche Nationalbibliothek (German National Library) lists this publication in the German National Bibliography; detailed bibliographic data is available on the Internet at www.dnb.de

Bereits in dieser Reihe erschienene Bände finden Sie im Internet unter www.thuenen.de

Volumes already published in this series are available on the Internet at www.thuenen.de

Zitationsvorschlag – Suggested source citation:

Peter H, Toppel C, Steinführer A (2022) Wohnstandortentscheidungen in einer wohnbiographischen Perspektive : Eine explorative Studie in ländlichen und großstädtischen Kontexten. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut, 152 p, Thünen Rep 93, DOI:10.3220/REP1647852571000

Die Verantwortung für die Inhalte liegt bei den jeweiligen Verfassern bzw. Verfasserinnen.

The respective authors are responsible for the content of their publications.



Thünen Report 93

Herausgeber/Redaktionsanschrift – Editor/address

Johann Heinrich von Thünen-Institut
Bundesallee 50
38116 Braunschweig
Germany

thuenen-report@thuenen.de
www.thuenen.de

ISSN 2196-2324

ISBN 978-3-86576-238-2

DOI:10.3220/REP1647852571000

urn:nbn:de:gbv:253-202203-dn064728-6

Wohnstandortentscheidungen in einer wohnbiographischen Perspektive

Eine explorative Studie in ländlichen
und großstädtischen Kontexten

Heike Peter, Cornelia Toppel, Annett Steinführer

Thünen Report 93

Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Dipl.-Ing. agr. Heike Peter, Dr. Annett Steinführer, M.A. Soziologie

Johann Heinrich von Thünen-Institut
Bundesforschungsinstitut für Ländliche Räume, Wald und Fischerei
Institut für Lebensverhältnisse in ländlichen Räumen
Bundesallee 64
D-38116 Braunschweig

Telefon: + 49 531 596 5185

E-Mail: heike.peter@thuenen.de

Dr. Cornelia Toppel, Dipl.-Ing. Raumplanung

ILS Research gGmbH
Eine Tochter der ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung gGmbH
Brüderweg 22-24
D-44135 Dortmund

Telefon: +49 231 9051 250

E-Mail: cornelia.toppel@ils-forschung.de

Thünen Report 93

Braunschweig/Germany, März 2022

Vorwort

Das gemeinsam vom Thünen-Institut für Lebensverhältnisse in ländlichen Räumen in Braunschweig und vom ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung in Dortmund bearbeitete Forschungsprojekt KoBaLd („Vom Kommen, Gehen und Bleiben. Wanderungsgeschehen und Wohnstandortentscheidungen aus der Perspektive ländlicher Räume“) untersucht das Binnenwanderungsgeschehen in Deutschland sowie unterschiedliche Typen von Wohnstandortentscheidungen. Zum einen werden Wanderungen zwischen unterschiedlichen Raumtypen (ländliche Räume und Großstädte) sowie Wanderungen innerhalb dieser Raumtypen betrachtet, zum anderen interessieren auch Bleibeentscheidungen. Das Forschungsprojekt wird von August 2018 bis Oktober 2022 durch das Bundesprogramm Ländliche Entwicklung (BULE) des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages gefördert (Förderkennzeichen: 2818LE005 und 2818LE006).

Dieser Thünen Report bildet einen wesentlichen Baustein der Ergebnisdarstellungen des Gesamtprojektes und fokussiert auf qualitative Interviews mit Gewanderten und Gebliebenen. Deshalb danken wir zunächst denen, ohne die dieser Bericht nicht hätte entstehen können: unseren Interviewpartner*innen, die sich Zeit genommen und uns vertrauensvoll einen Einblick in ihre Wohnstandortentscheidungen gewährt haben. Unser herzlicher Dank geht auch an all jene, die uns Kontakte zu Interviewpartner*innen vermittelt haben.

Zu besonderem Dank verpflichtet sind wir außerdem unseren Kolleg*innen Franziska Lengerer, Tobias Mettenberger, Frank Osterhage und Peter Weingarten für ihre hilfreichen und konstruktiven Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Berichts. Heidrun Fornahl und Julian Meise danken wir für die graphische Umsetzung der Zeitstrahlen. Die Drucklegung unterstützte dankenswerterweise Sandra Göbbels.

Heike Peter, Cornelia Toppel und Annett Steinführer

Braunschweig und Dortmund, im März 2022

Zusammenfassung

Dieser Thünen Report untersucht Wohnstandortentscheidungen als im Lebensverlauf regelmäßig stattfindende Abwägungs- und Aushandlungsprozesse von Haushalten in Bezug auf einen subjektiv angemessenen Wohnstandort. Neben Wohnmobilität (d. h. Gemeindegrenzen überschreitende Wanderungen oder innerörtliche Umzüge) wird das Bleiben an einem Wohnort als gleichwertige Handlungsoption thematisiert. Auch multilokales Wohnen und Rückwanderung an einen früheren Wohnort finden als weitere mögliche Optionen Berücksichtigung.

Die Studie basiert auf einer Auswertung von 30 leitfadengestützten Interviews mit narrativen Elementen. Diese wurden 2019 und 2020 jeweils zur Hälfte in ländlichen Gemeinden und in Großstädten durchgeführt. Dabei wird eine wohnbiographische Perspektive verfolgt, denn Wohnstandortentscheidungen sind keine singulären Ereignisse. Vielmehr handelt es sich um wiederkehrende und zugleich veränderbare Entscheidungen, die im Kontext biographischer Erfahrungen, subjektiver Deutungen und Bewertungen, ökonomischer und kultureller Ressourcen, normativer Überzeugungen sowie sozialer Einbettungen getroffen werden. Vor diesem Hintergrund und auf der Basis eingangs identifizierter Forschungslücken adressiert der folgende Bericht vier Forschungsfragen: 1. Wie verändern sich Wohnansprüche im Lebensverlauf? 2. Welche Rolle spielen weitere Faktoren neben Lebenslaufereignissen bzw. Statuspassagen für Wohnstandortentscheidungen? 3. Wie laufen wanderungs- und bleibebezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse in Haushalten ab? 4. Welche Bedeutung kommt den subjektiv gedeuteten Raumkategorien „Stadt“ und „Land“ in Wohnbiographien und Wohnstandortentscheidungen zu?

Im Ergebnis der Studie ist festzuhalten, dass alterschronologische Lebensereignisse (biographische Statuspassagen, wie der Auszug aus dem Elternhaus, die Familiengründung oder -erweiterung und der Renteneintritt) von anhaltend großer Bedeutung für wohnstandortbezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse sind. Sie bilden einen überindividuellen Rahmen, die Ausgestaltung einer Wohnbiographie ist jedoch stets einzigartig, denn weitere nicht-planbare Ereignisse und Anlässe verändern die Wohnansprüche und den Wohnbedarf. Wohnen und Wohnstandortentscheidungen werden stark von normativen Überzeugungen (*normative beliefs*) geprägt. Besonders wirkmächtig sind die Idee einer Wohnkarriere im Lebensverlauf, d. h. der stetigen Verbesserung der Wohnsituation, sowie das Ziel der Wohneigentumsbildung. Den Raumkategorien „Stadt“ (meist verstanden als Großstadt) und „Land“ (ländliche Gemeinden) werden unterschiedliche Standortofferten und -qualitäten zugeschrieben. In methodischer Hinsicht plädiert die Studie für eine Kombination von biographischen und geographischen Zugängen sowie für Interviews mit mehreren Mitgliedern eines Haushalts, um der Komplexität von Wohnstandortentscheidungen gerecht zu werden.

JEL: O18, R21, R23, R31

Schlüsselwörter: Wohnen, Wohnbiographien, ländliche Räume, Großstädte, Lebensverlauf, Deutschland, leitfadengestützte Interviews, qualitative Sozialforschung

Summary

This Thünen Report investigates households' residential location decisions as recurrent negotiation processes over the life course regarding a subjectively appropriate residential location. Besides residential mobility (migration across municipal boundaries or relocation within a municipality), staying in one place of residence is considered as an equally important option of decision-making. As further options, multi-local living and return migration are taken into account.

The study is based on an analysis of 30 semi-structured interviews, half of which were conducted in rural communities and smaller towns and half in large cities in 2019 and 2020. Our research perspective focuses on how residential location decisions are embedded in residential biographies. Decisions on where to live are not seen as singular events. Rather, they are recurring over the life course. At the same time, they are adaptable decisions made in the context of biographical experiences, subjective interpretations, occupational and cultural resources and social embeddedness. Against this backdrop and based on the identified research gaps, the following report addresses four research questions: 1. How do housing demands change over the life course? 2. What role do factors besides life course events or status transitions play in residential location decisions? 3. How do decision-making processes related to staying or leaving take place in households? 4. What is the meaning of the subjectively perceived spatial categories 'city/urban' and 'country/rural' in housing biographies and residential location decisions?

Concluding, we found that chronological life events (biographical status transitions such as leaving the parental home, starting or extending a family and transition into retirement) are of lasting importance for residential location decisions. They build a supra-individual framework, but each residential biography is unique, because further unexpected events and occasions change housing needs. Housing and residential location decisions are strongly influenced by normative beliefs. The idea of a housing career in the life course, i.e. the constant improvement of the housing situation, as well as the goal of home ownership are particularly powerful. In subjective perceptions, the spatial categories 'city/urban' and 'country/rural' are related to specific locational utilities and qualities. From a methodological point of view, we argue for a combination of biographical and geographical approaches as well as for interviews with more than one member of one household in order to better reflect the complexity of residential location decisions.

JEL: O18, R21, R23, R31

Keywords: housing, residential biographies, rural areas, large cities, life course, Germany, semi-structured interviews, qualitative social research

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Zusammenfassung

i

Summary

ii

Inhaltsverzeichnis

I

Abbildungsverzeichnis

III

Tabellenverzeichnis

III

Verzeichnis der Textboxen

III

1 Forschungsanlass und Projektkontext: zur Einleitung

1

1.1 Begriffliche Vorklärungen

2

1.2 Ziel und Aufbau dieses Thünen Reports

5

2 Wohnstandortentscheidungen als Prozess: Forschungsstand und -defizite

7

2.1 Lebenslauf und Wohnbiographien: Wohnmobilität und Bleiben als lebenslanger Prozess

7

2.2 Vielfalt der Motive und Entscheidungskontexte

10

2.3 Entscheidungsprozesse in Haushalten

12

2.4 „Stadt“ oder „Land“? Wohnstandortentscheidungen und Raumtypen

14

2.5 Zwischenfazit und Forschungsfragen

17

3 Methodisches Vorgehen

19

3.1 Projektkonzeption

19

3.2 Beschreibung des Samples

21

3.3 Beschreibung der Interviews

25

3.4 Datenaufbereitung und Auswertungsschritte

27

4 Interviewergebnisse

31

4.1 Wohnansprüche im Lebensverlauf

31

4.1.1 Lebensphasen und Lebenslaufereignisse

32

4.1.2 Ressourcen und persönlicher Kontext

43

4.1.3 Vorherige Wohnerfahrungen

46

4.1.4 Zwischenfazit

48

4.2 Jenseits einer Lebenslaufperspektive: zur Rolle weiterer Faktoren für Wohnstandortentscheidungen

48

4.2.1 Wünsche nach Veränderung oder einem Neuanfang

49

4.2.2 Überbrückungsphasen und krisenhafte Ereignisse

51

4.2.3 Lage auf den Wohnungs- und Immobilienmärkten

53

4.2.4 Berufliche Rahmenbedingungen

56

4.2.5	Freundes- und Bekanntenkreis	59
4.2.6	Gelegenheiten und Zufälle	63
4.2.7	Zwischenfazit	66
4.3	Wohnstandortbezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse in Haushalten	67
4.3.1	Auslöser und Zeitpunkte von Abwägungs- und Aushandlungsprozessen	67
4.3.2	Ablauf des Suchprozesses	72
4.3.3	Aushandlungsprozesse und Kompromisse	74
4.3.4	Zwischenfazit	80
4.4	„Stadt“ und „Land“ als subjektiv gedeutete Raumkategorien in Wohnbiographien und Wohnstandortentscheidungen	81
4.4.1	Großstädte: Zuschreibungen und Erfahrungen	82
4.4.2	Ländliche Räume: Zuschreibungen und Erfahrungen	88
4.4.3	Differenzierung innerhalb der Raumkategorien	98
4.4.4	Städtische und ländliche Elemente in der Alltagspraxis	104
4.4.5	Zwischenfazit	107
5	Diskussion	109
5.1	Rückbezug auf die Forschungsfragen	109
5.1.1	Wie verändern sich Wohnansprüche im Lebensverlauf?	109
5.1.2	Welche Rolle spielen weitere Faktoren für Wohnstandortentscheidungen?	110
5.1.3	Wie laufen wanderungs- und bleibebezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse in Haushalten ab?	112
5.1.4	Welche Bedeutung kommt den subjektiv gedeuteten Raumkategorien „Stadt“ und „Land“ in Wohnbiographien und Wohnstandortentscheidungen zu?	113
5.2	Methodische Reflexionen	114
6	Fazit	117
	Literaturverzeichnis	121
	Anhang	133
	Portraitvorlage	135

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Wohnstandortentscheidungen: Handlungsoptionen und Datenlage	4
Abbildung 2:	Typen von Wohnstandortentscheidungen im Forschungsprojekt KoBaLd	20
Abbildung 3:	Exemplarischer Zeitstrahl im Original (nachträglich anonymisiert)	26
Abbildung 4:	Wohnbiographie Sandra, 35 Jahre, Sample „Ländliche Räume“	32
Abbildung 5:	Wohnbiographie Harke, 56 Jahre, Sample „Großstädte“	34
Abbildung 6:	Wohnbiographie Gaby, 54 Jahre, Sample „Ländliche Räume“	63
Abbildung 7:	Wohnbiographie von Kerstin und Thomas, Paar, mittlere Lebensphase, Sample „Ländliche Räume“	68
Abbildung 8:	Exemplarische Einschätzung der bisherigen Wohnstandorte im Original (nachträglich anonymisiert)	102

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Zentrale Merkmale des Samples	23
Tabelle 2:	Ausgewählte Merkmale der Interviewpartner*innen (Sample-Übersicht)	24

Verzeichnis der Textboxen

Textbox 1:	Lesehilfe Zeitstrahl	28
Textbox 2:	Subjektive Einschätzungen der Wohnstandorte	103

1 Forschungsanlass und Projektkontext: zur Einleitung

Lange standen Abwanderungen im Mittelpunkt der öffentlichen Debatte um Strukturprobleme ländlicher Räume. Oft versehen mit dem Schlagwort der „Landflucht“ herrschte ein relativ einheitliches Bild über die Wandernden, ihre Absichten und Zielgebiete vor: Demnach sind es vor allem die Jungen und besser Gebildeten sowie in einem höheren Maße Frauen als Männer, die ländliche Räume zunächst zum Zweck beruflicher Ausbildung oder der Erlangung eines akademischen Grades, oft damit aber auf Dauer zugunsten von Agglomerationsräumen verlassen. Auch die Forschung hat der Frage der **Abwanderung** – insbesondere in der Altersgruppe der 18- bis 25-Jährigen – große Aufmerksamkeit geschenkt (Wiest und Leibert, 2013; Schubarth und Speck, 2009; Beetz, 2006; Mai und Schlömer, 2007; für einen Gesamtüberblick vgl. Milbert und Sturm, 2016). Hierbei gerieten vor allem ländliche Räume in den Blick, die über Jahre oder gar Jahrzehnte von negativen Wanderungssalden betroffen waren. Die in Wissenschaft, Planung und Politik intensiv geführten Diskussionen um Prozesse der Peripherisierung (z. B. Kühn und Weck, 2013) und die fehlende flächendeckende Gewährleistung gleichwertiger Lebensverhältnisse (BBSR, 2012: 16–30) beziehen sich insbesondere auf solche Abwanderungsregionen.

In den vergangenen Jahren hat sich die Wanderungsdebatte ausdifferenziert. Hierbei ist zum einen das gewachsene Interesse an **Rückwanderungen** zu nennen. Im deutschen Kontext stand in diesem Zusammenhang zunächst die Rückwanderung von West- nach Ostdeutschland im Vordergrund (Dienel et al., 2006), beispielsweise auf Grundlage der Daten der Integrierten Erwerbsbiographien (IEB) des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) (Nadler, 2016), die auch für Untersuchungen der Rückwanderung in ländliche Räume genutzt werden können (Meister et al., 2020; Stiller et al., 2021). Im Kontext der internationalen Forschung (z. B. in Irland und in Australien) geht es beispielsweise um Rückwanderungen über Staatsgrenzen, aber auch um Rückwanderungen in ländliche Räume (Farrell et al., 2012; Cook und Cuervo, 2020), während sich De la Roca (2017) mit der Rückwanderung in spanische Großstädte beschäftigt. Seit Ende 2020 traten Fragen der Abwanderung aus den großen Städten und die tatsächlichen oder vermeintlichen Wanderungsgewinne ländlicher Räume im Zuge der COVID-19-Pandemie in den Vordergrund. Diese lassen sich allerdings (mit Stand Oktober 2021) aufgrund fehlender flächendeckender kleinräumiger Daten bislang noch nicht wissenschaftlich adäquat untersuchen (für erste Befunde am Beispiel von Nordrhein-Westfalen vgl. Osterhage und Albrecht, 2021: 6). Zum anderen gibt es eine zunehmende akademische Aufmerksamkeit für das Thema **Bleiben**, vor allem in Bezug auf ländliche Räume. Dies gilt nicht nur für die internationale Forschung (Stockdale und Haartsen, 2018; Hjälml, 2014; Halfacree und Rivera, 2012), sondern auch in Deutschland. So liegen mittlerweile einige regionale Fallstudien vor (Gabler et al., 2016; Schamet et al., 2017; Lengerer und Steinführer, 2021; Rühmling, 2022), die einen Perspektivwechsel weg von Ab- und Zuwanderung hin zu Prozessen des Bleibens und zu Faktoren, die Sesshaftigkeit ermöglichen, vollziehen.

Das gemeinsam vom Thünen-Institut für Lebensverhältnisse in ländlichen Räumen in Braunschweig und vom ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung in Dortmund bearbeitete Forschungsprojekt KoBaLd („Vom Kommen, Gehen und Bleiben. Wanderungsgeschehen und Wohnstandortentscheidungen aus der Perspektive ländlicher Räume“) geht anhand von drei (aufeinander-

der aufbauenden) methodischen Schritten über die Frage der Abwanderung aus ländlichen Räumen hinaus: Zunächst wurde das **bundesweite Binnenwanderungsgeschehen** zwischen 2000 und 2019 im Vergleich zwischen ländlichen Räumen und nicht-ländlichen Räumen auf der Basis der amtlichen Wanderungsstatistik untersucht.¹ Auf der Basis der dort erhobenen Individualmerkmale (Alter, Nationalität, Geschlecht und Familienstand) können wichtige Erkenntnisse abgeleitet werden. Aus Sicht einer sozialwissenschaftlichen Raumforschung sind diese Daten aber unvollständig, und sie beziehen sich ausschließlich auf Einzelpersonen, nicht aber auf den jeweiligen Haushalt, in dessen Kontext Wanderungsentscheidungen getroffen werden (Rossi, 1980). Außerdem bleiben wesentliche Fragen (z. B. zu Wanderungsmotiven oder zur nachgefragten Wohnform) auf dieser Datengrundlage unbeantwortet. Deshalb führte das Team des KoBaLd-Projekts **zwei eigene empirische Erhebungen** durch. Den ersten empirischen Baustein bilden 30 qualitative Interviews in Ost- und Südostniedersachsen (ländliche Räume) sowie in Ballungsräumen Nordrhein-Westfalens (Großstädte). Sie fanden teilweise als Einzel- und teilweise als Paarinterviews statt. Die Ergebnisse dieser Erhebung werden in diesem Thünen Report dargestellt. Als Kernstück von KoBaLd wurde 2020 eine bundesweite standardisierte Bevölkerungsbefragung (n = 3.600) durchgeführt. Diese befindet sich zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses Thünen Reports (März 2022) in der vertiefenden Auswertung.

1.1 Begriffliche Vorklärungen

Die viel diskutierte „Landflucht“ (Beetz, 2016) ist aus Sicht der Wohnmobilitätsforschung nüchtern zunächst eine Abwanderung aus einer ländlichen Gemeinde oder Stadt und zugleich (in aller Regel) eine Zuwanderung in eine Großstadt. Mit dieser Unterscheidung von Ab- und Zuwanderung (die für die Wanderungsstatistik und ihre Auswertungen wesentlich ist; vgl. z. B. Osterhage, 2018) ist aber weder die Vielzahl der Formen der Wohnmobilität erfasst, noch kann sie alternative Handlungsoptionen oder gar den vorausgegangenen Entscheidungsprozess abbilden. Zugleich geht eine Wanderung, also das Überschreiten einer Gemeindegrenze, mit der Entscheidung über den konkreten neuen Wohnstandort, etwa ein innerstädtisches Wohnquartier oder einen dörflichen Ortsteil, einher. Die Wanderungsforschung spricht für diese beiden Entscheidungsprozesse bzw. ihre Ergebnisse von der *decision to move* bzw. der *decision where to move* (Roseman, 1983).

Um die Vielzahl wohnbezogener Mobilitätsformen und eben auch Nicht-Mobilität abzudecken, sprechen wir in diesem Forschungsbericht von **Wohnstandortentscheidungen**. Ausgehend von der Definition bei Steinführer (2004: 41) verstehen wir darunter im Lebensverlauf immer wieder stattfindende Abwägungs- und Aushandlungsprozesse von Haushalten in Bezug auf einen subjektiv angemessenen Wohnstandort. Typische Auslöser sind haushaltsinterne Veränderungen (z. B. Familiengründung oder Arbeitsplatzwechsel) oder -externe Faktoren (z. B. eine wahrgenommene

¹ Diese Analysen werden von Frank Osterhage und Janna Albrecht (beide ILS) durchgeführt. Mit der Wanderungsstatistik, die in den Forschungsdatenzentren der Statistischen Ämter des Bundes und der Länder verfügbar ist, können sie auf eine Vollerhebung aller Wanderungsfälle in Deutschland zurückgreifen. Vgl. für erste Ergebnisse: Osterhage und Albrecht (2021). Bis zum Projektende ist eine Erweiterung der Analysen bis einschließlich 2020 geplant.

Verschlechterung des Wohnumfelds). Wohnstandortentscheidungen werden von Wohnwünschen, der Verfügung über ökonomische, soziale und kulturelle Ressourcen sowie von institutionellen Restriktionen, insbesondere dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem jeweiligen Wohnungsmarkt, beeinflusst. In Erweiterung der genannten Definition berücksichtigen wir, ange-regt durch die *Theory of Reasoned Action* (Fishbein und Ajzen, 2010) und ihre Vorläufer (vor allem die *Theory of Planned Behaviour*; Ajzen, 1991), auch normative Überzeugungen (*normative beliefs*) der Akteur*innen, die sich unter anderem auf Vorstellungen „guten Wohnens“ in bestimmten Lebensphasen und in Verbindung mit dem eigenen sozioökonomischen Status beziehen. Solche Überzeugungen werden vom sozialen Umfeld der Personen, die eine Wohnstandortentscheidung treffen, entweder explizit geäußert, oder das Urteil dieser subjektiv bedeutsamen Bezugsgruppe über die letztliche Entscheidung wird als solches antizipiert.² Jenseits des konkreten sozialen Umfelds speisen sich normative Überzeugungen auch aus gesellschaftlichen Normen (für das Thema Wohneigentum vgl. z. B. Behring und Helbrecht, 2003).

Als Resultat einer Wohnstandortentscheidung kann es zu einem Wechsel des Wohnsitzes und somit zu einem gemeindeinternen **Umzug** oder einer Gemeindegrenzen überschreitenden **Wanderung** (Zuzug bzw. Fortzug) kommen. Diese grundlegende Unterscheidung übernehmen wir aus der Wanderungsstatistik (vgl. Kley, 2016: 482 f.). Doch stellt, wie oben bereits betont, auch das Bleiben am bisherigen Wohnort (Stockdale und Haartsen, 2018; Hjälml, 2014; Halfacree und Rivera, 2012) bzw. am Wohnstandort (Steinführer, 2004) eine Wohnstandortentscheidung dar. Hierbei lassen sich zum einen in der Vergangenheit mobile, zum Erhebungszeitpunkt aber bereits über einen längeren Zeitraum an einem Wohnstandort Gebliebene von jenen unterscheiden, die nie in ihrem Leben umgezogen oder gewandert sind – ohne dass diese notwendigerweise „immobil“ oder verhinderte Wandernde sind, wie ein Teil der Forschung suggeriert.³ Zugleich kann eine Selbstdarstellung als Gebliebene temporäre Abwesenheiten in der Vergangenheit einschließen (vgl. Rühmling, 2022: 89–108). Über die Dichotomie von Gehen und Bleiben hinaus sind hybride Handlungsoptionen zu berücksichtigen. Dazu gehören die in den vergangenen Jahren zunehmend untersuchten Formen multilokalen Wohnens (Reuschke, 2009), also „das Vorhandensein und die Nutzung von mehr als einem Wohnsitz oder allgemeiner, mehr als einer Behausung“ (Hilti, 2013: 30). Multilokales Wohnen kann dabei temporär angelegt sein, beispielsweise aufgrund eines Projektvertrags, sich aber ebenso mit zunehmender Dauer verstetigen (Tippel, 2019). In einem umfassenderen Sinne ist von multilokaler Lebensführung (Danielzyk et al., 2020) bzw. einer „Vita Activa an mehreren Orten“ (Rolshoven, 2006: 181) die Rede. Multilokalität kann, muss aber nicht das Wohnen

² In der *Theory of Reasoned Action* beschreiben *normative beliefs* die subjektive Wahrscheinlichkeit, dass wichtige Personen eine bestimmte Handlung einer anderen Person gutheißen oder verurteilen. Daneben unterscheiden Fishbein und Ajzen (2010) *control beliefs* (wahrgenommene Ressourcen und Hindernisse, die das Handeln beeinflussen können) und *behavioral beliefs* (Erwartungen über das Ergebnis einer potenziellen Handlung) (ebd.: 26). In dieser Studie beschränken wir uns von diesen drei *beliefs* auf normative Überzeugungen (vgl. auch Kapitel 2.4). Für die Anregung, für unsere Untersuchung auch auf die *Theory of Reasoned Action* zurückzugreifen, danken wir unserem Kollegen Joachim Kreis (Thünen-Institut für Lebensverhältnisse in ländlichen Räumen).

³ So beschrieb Wolpert (1965) Gebliebene als „lagged movers postponing the decision to migrate for periods of time extending up to an entire lifetime“ (ebd.: 163). Looker und Naylor (2009) sprachen von „failure to leave“ (hier zitiert nach Stockdale und Haartsen (2018: 1).

umfassen, wenn man etwa an Tagespendler*innen denkt. Abbildung 1 systematisiert die unterschiedlichen Wohnstandortentscheidungen und stellt die jeweilige Datenlage dar.

Abbildung 1: Wohnstandortentscheidungen: Handlungsoptionen und Datenlage

WOHNSTANDORTENTSCHEIDUNGEN				
„Bleiben“ (Sesshaftigkeit)		Hybridformen	„Gehen“ und „Kommen“ (Wohnmobilität)	
<p>seit Geburt = kein Umzug und keine Wanderung im bisherigen Lebenslauf</p> <p><u>Datenlage:</u> nur über Befragungen ermittelbar</p>	<p>seit bestimmtem Zeitpunkt = vorherige Wohnmobilität</p> <p><u>Datenlage:</u> nur über Befragungen ermittelbar</p>	<p>= verbinden Wohnmobilität und Sesshaftigkeit z.B. multilokales Wohnen, Tages- oder Wochenpendeln</p> <p><u>Datenlage:</u> amtliche Daten unvollständig und unsicher*; zur Ermittlung Befragungen nötig</p>	<p>Umzug = innerörtliche Wohnmobilität</p> <p><u>Datenlage:</u> verfügbar für die meisten Großstädte**; keine flächendeckende oder systematische Erfassung für ländliche Gemeinden</p>	<p>Wanderung = gemeindegrenzen-überschreitende Wohnmobilität; zu unterscheiden: Nah- vs. Fernwanderung</p> <p><u>Datenlage:</u> als Ab- und Zuwanderung in bundesweiter Wanderungsstatistik erfasst</p>

* Vgl. für das Beispiel multilokaler Lebensformen Dittrich-Wesbuer und Sturm (2020).

** Die Innerstädtische Raubeobachtung (IRB) mit Daten von 56 Städten (darunter mit zwei Ausnahmen alle Großstädte ab 200.000 Einwohner*innen) enthält auch Variablen zu innerstädtischen Umzügen (BBSR, 2021b).

Quelle: Eigene Darstellung.

Angesichts der Vielzahl möglicher Wohnstandortentscheidungen und ihrer Motive muss jedes Forschungsprojekt in diesem Themenfeld die zugrunde gelegten Definitionen explizieren. Im KoBaLd-Projekt haben wir die folgende Konvention sowohl für die hier dokumentierte qualitative Erhebung als auch die standardisierte Bevölkerungsbefragung festgelegt: Von **Bleiben** sprechen wir, wenn eine (befragte) Person bzw. ihr Haushalt seit mindestens zehn Jahren in derselben Stadt oder Gemeinde wohnt. Dies kann vorherige Wanderungen (über Gemeindegrenzen) ebenso wie (innerörtliche) Umzüge in den zehn Jahren vor dem Interview einschließen. Ein solch breites Verständnis von Bleiben lässt sich damit begründen, dass ein innerstädtischer oder innergemeindlicher Wohnstandortwechsel in der Regel keine Auflösung der lokal relevanten Sozialbeziehungen nach sich zieht (Kley, 2016: 486). Auch Menschen, die seit ihrer Geburt an einem Ort oder sogar im gleichen Haus bzw. der gleichen Wohnung leben, sind in dieser Gruppe erfasst (vgl. Abbildung 1). **Gehen und Kommen** operationalisieren wir als eine Wanderung über administrative Grenzen hinweg (d. h. mindestens über eine Gemeindegrenze) in den fünf Jahren vor unserer Erhebung. Eine solche Wanderung kann in eine neue Stadt oder Gemeinde führen, sie kann aber auch eine Rückwanderung an den Ort der Kindheit und Jugend oder einer anderen Lebensphase sein. In den qualitativen Interviews lag der Schwerpunkt auf Fernwanderungen, hier definiert als Wanderungen, bei denen der Zielort mindestens 30 km entfernt vom vorherigen Wohnort lag. Personen, die innerhalb der

letzten sechs bis zehn Jahre gewandert sind, sind gemäß unserer Projektkonzeption vom Sample ausgeschlossen (vgl. detaillierter Kapitel 3.1).

1.2 Ziel und Aufbau dieses Thünen Reports

Angesichts der Fülle der Wanderungsforschung der vergangenen Jahrzehnte von einer explorativen Studie zu sprechen, ist erklärungsbedürftig. Ohne den Ausführungen in Kapitel 2 vorzugreifen, ist festzuhalten, dass die empirische Wohnmobilitätsforschung sowohl wohnbiographische als auch haushaltsbezogene Perspektiven weiterhin vernachlässigt – obwohl entsprechende theoretische Überlegungen vorliegen (z. B. Findlay et al., 2015):

- So fehlen zum einen empirische Untersuchungen zu Wohnbiographien im Lebensverlauf, die nicht nur vollzogene Umzüge oder Wanderungen, sondern auch verworfene Entscheidungen und das Bleiben angemessen berücksichtigen. Panelstudien könnten hier Abhilfe schaffen, allerdings werden die entsprechenden Möglichkeiten für Auswertungen der größten deutschen Befragung dieser Art, des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP), nach unserem Wissen noch nicht genutzt (für das britische Pendant, den British Household Panel Survey, vgl. z. B. die Untersuchung von Coulter und van Ham, 2013).
- Zum anderen konstatieren wir Forschungslücken aus einer haushaltsbezogenen Perspektive. Darunter verstehen wir insbesondere die Aushandlungen zwischen den Mitgliedern eines Haushalts (z. B. Partner*innen). Diese haben Auswirkungen auf den letztlichen Entscheidungsprozess, beeinflussen aber auch die Entscheidung für oder gegen ein Bleiben, für oder gegen Wohnmobilität selbst.

Eine Kombination von wohnbiographischen und haushaltsbezogenen Perspektiven lässt sich nach unserer Überzeugung am besten mit Methoden der qualitativen Sozialforschung – mit all ihren Vor- und Nachteilen (vgl. Kapitel 5.2) – erreichen. Dies ist auch der Zugang in diesem Thünen Report, der darüber hinaus Wahrnehmungen ländlicher und großstädtischer Wohnstandorte sowie darauf bezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse im Kontext von Wohnstandortentscheidungen in den Blick nimmt.

Der Thünen Report ist wie folgt gegliedert: Kapitel 2 bereitet die Forschung zu Wohnstandortentscheidungen unter besonderer Berücksichtigung prozessualer wohnbiographischer Aspekte sowie des Stadt-Land-Kontinuums auf und schließt mit den zu beantwortenden Forschungsfragen. Kapitel 3 stellt das methodische Vorgehen vor, bevor in Kapitel 4 die Interviewergebnisse in Bezug auf die formulierten Forschungsfragen dargestellt werden. In Kapitel 5 erfolgen inhaltliche und methodische Reflexionen. Der Bericht schließt mit einer Zusammenfassung in Kapitel 6.

2 Wohnstandortentscheidungen als Prozess: Forschungsstand und -defizite

Dass Wissenschaftler*innen auf den Schultern von Riesen stehen, ist altbekannt (Merton, 2017). In der Wanderungsforschung gilt dies in besonderem Maße, begann doch schon die frühe Sozialforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sich Fragen nach Ursachen und Folgen von Wanderungen sowie ihren Gesetzmäßigkeiten zu stellen (vgl. den Überblick bei Lee, 1966: 47 f.). In diesem Bericht fokussieren wir unser Erkenntnisinteresse auf

- (1) prozessuale Aspekte von Wohnstandortentscheidungen (Kapitel 2.1),
- (2) die Vielfalt von Bleibe- und Wanderungsmotiven sowie ihre Kontexte (Kapitel 2.2),
- (3) standortbezogene Aushandlungsprozesse in Haushalten (Kapitel 2.3) sowie
- (4) auf Wanderungen zwischen und innerhalb unterschiedlicher Raumtypen (Großstädte und ländliche Räume) ebenso wie damit verbundenen Zuschreibungen (Kapitel 2.4).

2.1 Lebenslauf und Wohnbiographien: Wohnmobilität und Bleiben als lebenslanger Prozess

Am weitesten verbreitet und weitgehend unumstritten ist in der Wanderungs- bzw. allgemeiner der Wohnmobilitätsforschung der Zugang über die Lebenslaufperspektive. Diese geht davon aus, dass trotz aller „Destandardisierung des Lebenslaufs“ (Kohli, 1985: 24) bestimmte Lebensphasen mit typischen Wohnstandortentscheidungen einhergehen (Kley, 2016 und 2009; Gerber, 2011; Wagner, 1989; für die internationale Forschung z. B. Ní Laoire und Stockdale, 2016). Bahnbrechend war hier die Arbeit von Rossi (1980, erstmals 1955), der in seiner Forschung zu städtischer Wohnmobilität in Philadelphia erstmals eine explizite Verbindung zwischen Lebenslaufereignissen, Haushaltsveränderungen, sich wandelnden Wohnbedürfnissen und Mobilitätsentscheidungen herstellte.

Die deutschsprachige Forschung spricht in diesem Zusammenhang wahlweise von biographischen oder Lebenslaufereignissen (Kley, 2009) bzw. von **Statuspassagen** oder Statusübergängen (Huinink und Konietzka, 2003). Statusübergang ist ein Konzept der Lebenslaufsoziologie, das den institutionellen – also überindividuellen – Charakter bestimmter einschneidender Veränderungen bezeichnet. Dazu zählen alterschronologische Statuspassagen (wie z. B. Kindheit oder Postadoleszenz), sozialstrukturell induzierte Statuspassagen (sozialer Aufstieg, Arbeitslosigkeit, Berufswechsel u. a.) oder ereignisinduzierte Statuspassagen (etwa durch Krankheit, Tod des Partners oder Unfall). Auch Kombinationen unterschiedlicher Arten von Statuspassagen sind möglich (Hoerning, 1978: 255). Letztere werden auch als Statusübergänge bezeichnet.⁴ Aus solchen Statuspassagen resultieren in

⁴ Die Differenzierung von Statuspassage und Statusübergang, die sich z. B. bei Huinink (1995: 155 ff.) findet, hat sich in der Sozialforschung nicht durchgesetzt, denn in der konkreten Operationalisierung eines Ereignisses bzw. einer Ereignisfolge ist es häufig problematisch, eine Statuspassage von einem Statusübergang zu unterscheiden.

den jeweiligen Lebensphasen typische Wohn- bzw. Haushaltsformen – etwa alleinstehende Studierende, zusammenlebende Kernfamilien mit minderjährigen Kindern, Paare in der *Empty-Nest*-Phase oder verwitwete Einpersonenhaushalte –, die wiederum mit spezifischen Wohnansprüchen einhergehen. In einer sozial hochgradig differenzierten Gesellschaft gibt es zwar keine universell gültigen Haushaltstypen oder Wohnformen, dennoch lässt sich der Großteil der Bevölkerung weiterhin einigen wenigen Lebensformen – so das Konzept des Mikrozensus seit 2005 – zuweisen. Lebensformen sind „relativ stabile Beziehungsmuster im privaten Bereich“ entlang der Achsen Allein- bzw. Zusammenleben sowie im Ein- bzw. Mehrgenerationenzusammenhang unter Berücksichtigung des Familienstandes (Niemeyer und Voit, 1995: 437). Der Mikrozensus gliedert die Bevölkerung in drei familiale und drei nicht-familiale Lebensformen (Nöthen, 2005). 2018 lebten demnach über 35 Prozent der Bevölkerung Deutschlands als verheiratetes Paar oder nichteheliche Lebensgemeinschaft ohne Kinder im Haushalt sowie weitere 16 Prozent als Ehepaar oder Lebensgemeinschaft mit minderjährigen Kindern im Haushalt. 24 Prozent waren alleinstehend (aber nicht notwendigerweise alleinwohnend oder alleinlebend, wie z. B. Personen in einer Wohngemeinschaft) und 2 Prozent alleinerziehend. 23 Prozent lebten als minderjährige oder erwachsene Kinder in Familien.⁵

Zwischen dem Auftreten von Lebenslaufereignissen und räumlicher Mobilität liegt häufig eine „synchrone Beziehung“ vor, d. h. wenn bestimmte Ereignisse auftreten, ist die Wahrscheinlichkeit eines Umzugs oder einer Wanderung hoch (Albrecht, 1972: 47; hier zitiert nach Wagner, 1989: 49), anders formuliert: „Status-Passagen sind zugleich Raum-Passagen“ (Behnken et al., 1988: 14; hier zitiert nach Herlyn 1990b: 21). Zugleich ist häufige(re) residentielle Mobilität, die mit einem grundlegenden Wechsel der regionalen Lebensbedingungen verbunden ist, stark **altersspezifisch**. Im Unterschied zu den meisten anderen Lebensphasen zeichnet sich insbesondere der Übergang in das Erwachsenenalter oder die frühen Erwachsenenjahre durch eine hohe „Ereignisdichte“ aus (Könietzka, 2010: 13), und im Falle einer akademischen Ausbildung führt der Auszug aus dem Elternhaus zusammen mit einer Wanderung in eine nahe oder fernere Großstadt. Ein Wohnortwechsel in suburbane oder ländliche Räume wiederum findet häufig in einer späteren Lebensphase, oft in Verbindung mit der Familiengründung oder -erweiterung statt. Wagner (1989) argumentiert: „Ab Ende des dritten Lebensjahrzehnts wird die Wohnregion zunehmend zu einem ‚geschlossenen Raum‘“ (ebd.: 84). Damit ist gemeint, dass einerseits mit zunehmenden Alter Wanderungen über größere Distanzen weniger häufig erfolgen. Andererseits kommt es seltener zu Wanderungen in Zielregionen, die im Vergleich zur vorherigen Region eine deutlich andere räumliche Ausstattung oder Gelegenheitsstruktur aufweisen (ebd.). Auf Grundlage aktuellerer Forschungen ist allerdings zu betonen, dass es Hinweise auf veränderte Wandlungsmuster – insbesondere eine größere Wohnmobilität – der heutigen Generationen 55+ gibt (z. B. Gruber, 2017; Zimmerli, 2014). Dies zeigen auch Arbeiten zu *amenity migration* vor oder in der Rentenphase, worunter zum Beispiel Fernwanderungen in landschaftlich oder kulturell attraktive Regionen fallen (Gosnell und Abrams, 2011).

⁵ Berechnet nach den Mikrozensusdaten auf der Webseite des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB, 2021).

In der Literatur findet sich immer wieder der Begriff der „Wohnkarriere“. Allerdings wird er nicht einheitlich verwendet. Bei Feijten und van Ham (2013) z. B. hat **Wohnkarriere** eine neutrale Bedeutung und steht für die Abfolge der Ereignisse im Lebenslauf. Nach Herlyn (1990b) vollzieht sich die familiäre Wohnkarriere in engem Verbund einerseits mit der beruflichen Karriere und andererseits mit der familiären Entwicklung: „Ein Wohnungswechsel wird immer dann vorgenommen, wenn die Summe an Lebensäußerungen des zusammenwohnenden Haushalts in Widerspruch zu den objektiven Wohnbedingungen [gerät] und zusätzlich finanzielle Ressourcen vorhanden sind, um die entsprechenden Kosten zu tragen“ (ebd.: 30). Der Wohnungswechsel erfolgt also auf Grund von veränderten Bedürfnissen wie z. B. Familienzuwachs oder Homeoffice-Notwendigkeiten bei gleichzeitig ausreichend vorhandenen finanziellen Mitteln. Herlyn (1990a) erweitert seine Deutung des Begriffs der Wohnkarriere mit dem Zusatz des „Sichhochwohnens“, womit eine systematische Verbesserung von Wohnformen und Wohnlage quasi im Sinne einer Laufbahn gemeint ist (ebd.: 182). Diese erweiterte Interpretation findet sich auch bei Lux et al. (2018) und Kendig (1990), die Wohnkarriere („normative housing ladder“) auf subjektive Erwartungshaltungen beziehen, denen zufolge sich der Wohnstandard im Lebensverlauf kontinuierlich verbessern sollte. Hier haben wir es also mit einer normativen Überzeugung (*normative belief*) zu tun (vgl. Kapitel 1.1).

Typischerweise interessiert sich die befragungsbasierte Wohnmobilitätsforschung für eine bestimmte Wohnort- bzw. Wohnstandortveränderung, wie die zuletzt erfolgte oder eine in naher Zukunft beabsichtigte (Kramer und Pfaffenbach, 2016; Dittrich-Wesbuer und Osterhage, 2014; Münster, 2012). Einige (wenige) Studien untersuchen in einer zweiten Erhebungswelle die tatsächliche Umsetzung der geäußerten Absichten, was im Englischen mit *revealed vs. stated preferences* bezeichnet wird (Rossi, 1980; Kley, 2009; punktuell: Steinführer, 2004). Aus einer Lebenslaufperspektive ist auffällig, dass Umzüge oder Wanderungen in wissenschaftlichen Untersuchungen überwiegend als **singuläres Ereignis** rekonstruiert werden. Eine hohe Bevölkerungsfluktuation sowohl in ländlichen als auch in urbanen Räumen ist jedoch ebenso durch zahlreiche Studien (Schlömer, 2009; Vogt et al., 2015: 19 ff.; Milbert und Sturm, 2016) belegt – eine Singularität von Wanderungen bzw. Wohnstandortentscheidungen und vor allem von einmal getroffenen Entscheidungen ist somit in Frage zu stellen. Einzelne qualitative Studien deuten darauf hin, dass mit der Betrachtung von Einzelereignissen und -entscheidungen die Komplexität des Wanderungsgeschehens nicht ausreichend berücksichtigt wird und die Erklärungskraft der Studien, die auf ein singuläres Wohnmobilitätsereignis fokussieren, eingeschränkt ist. So leiten z. B. die Autorinnen einer Studie über junge Frauen in zehn Landgemeinden in der Steiermark die Erkenntnis ab, dass die jeweils individuelle Entscheidung auf einer sorgfältigen Abwägung von wirtschaftlichen, zeitökonomischen und sozialen Überlegungen basiert (Weber und Fischer, 2010), was wiederum in der Summe zu einem heterogenen Wanderungs- und Bleibeverhalten führt. Unter Hinweis auf biographische Brüche und Dynamiken wird die Aufforderung formuliert, sich von der Vorstellung eines „für immer“ beim Gehen und Bleiben zu verabschieden und auch komplexere Aufenthaltsmuster mit mehreren Wohnorten in den Blick zu nehmen (Weber, 2016: 229 f.). Auch Halfacree und Rivera (2012) sowie Zhang (2018) weisen darauf hin, dass sowohl Wanderungs- als auch Bleibeentscheidungen auf der Abwägung unterschiedlicher Motive beruhen und ein einmal getroffener Entschluss rückgängig gemacht oder angepasst werden kann.

Obwohl es vielfache Forderungen nach einer Berücksichtigung der Prozesshaftigkeit in den Untersuchungsdesigns gibt (Halfacree und Rivera, 2012; Manderscheid, 2012; Zhang, 2018; für die Multilokalitätsforschung vgl. Schier et al., 2015), wurde dies empirisch bisher kaum eingelöst. Und nur in wenigen Fällen werden vollständige **Wohnbiographien** – als Geschichte von Bleibephasen sowie von punktuellen Umzügen bzw. Wanderungen – rekonstruiert und unter sozialstrukturellen Aspekten untersucht (Wagner, 1989; Feijten, 2005). Originell und relativ neu ist der Zugang von Weidenhaus (2015). Ihm zufolge ist eine Lebensgeschichte keine objektive Chronologie, sondern Menschen konstituieren Zeit und Raum als sinnhafte Arrangements von Ereignissen und Dingen. Er prägte den Begriff der „sozialen Raumzeit“, der die Kopplung von räumlicher und zeitlicher Lebensstruktur umschreibt. Auf Basis von 24 narrativ-biographischen Interviews hat sich Weidenhaus (2015: 65–73) zunächst mit der Lebensgeschichtlichkeit (Kategorie „Zeit“) beschäftigt und differenziert hier zwischen einem linearen, einem zyklischen und einem episodischen Typ. Als zentrales Merkmal einer linearen Zeitkonstitution hält er „eine starke logische Kopplung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ fest (ebd.: 83). Der zyklische Typ ist demgegenüber „in der lebensgeschichtlichen Gegenwart verankert“ (ebd.: 90), die Vergangenheit wird nicht als prägend dargestellt, und Zukunft spielt keine Rolle.⁶ Die episodische Lebensgeschichtlichkeit konstituiert sich aus einer „Aneinanderreihung kaum verbundener Projekte“ (ebd.: 94). Im zweiten Schritt interessiert Weidenhaus die biographische Bedeutung von Räumen (Kategorie „Raum“). Er unterscheidet basierend auf den beiden Kriterien „Raummuster“ und „Aneignungsstrategien von Räumen“ den Netzwerk-Typ, den konzentrischen Typ sowie den Insel-Typ. Für den Netzwerk-Typ sind verstreute Orte von Relevanz, und seine Wohnmobilität ist hoch. Der konzentrische Typ bezieht sich auf kleinräumige Hierarchien miteinander verflochtener Räume und ist durch eine geringe residentielle Mobilität gekennzeichnet. Für den Insel-Typ steht das Zuhause bzw. eine sehr kleine Zahl subjektiv hochgradig relevanter Räume im Zentrum der eigenen Biographie (ebd.: 125–143). Die Kategorien „Raum“ und „Zeit“ in Verbindung gebracht, ergeben dann jene Formen von sozialer Raumzeit in Biographien, die unterschiedliche sozialräumliche Lebenswirklichkeiten beschreiben.

2.2 Vielfalt der Motive und Entscheidungskontexte

Die Betrachtung von Wohnmobilität und Wanderungen in einer biographischen Perspektive zeigt die Überlagerung vielfältiger Motive für eine einzelne Umzugs-, Wanderungs- oder Bleibeentscheidung (Halfacree, 2004; Mason, 2004b; Halfacree und Rivera, 2012; Hjälms, 2014). Zahlreiche Autor*innen plädieren daher für eine angemessene Berücksichtigung von **Motiven** und Kontexten **jenseits ökonomischer Begründungen** für Wanderungen und Mobilität. Hilti (2013) erläutert in ihrer qualitativen Studie zu multilokal Lebenden ein auf den ersten Blick rein berufsbedingt

⁶ Erst die nähere Beschreibung dieses Typs (Weidenhaus, 2015: 90 f.) verdeutlicht, was hier unter „zyklisch“ verstanden wird – ein stabiles, sich nicht änderndes Selbst, auf das die Interviewpartner*innen immer wieder explizit verweisen. In einem Interview 2020 reflektierte Weidenhaus kritisch über seine Typenbenennung und korrigierte sie in „eine ewig gegenwärtige Geschichtlichkeitskonstitution“. Vgl. den Interviewmitschnitt vom 15. Mai 2020 unter: <https://dasneue.berlin/2020/05/15/durch-raum-und-zeit/> (Minute 51; Zugriff 4.2.2022). Wir danken Franziska Lengerer für den Hinweis auf dieses Interview und den Umbenennungsvorschlag.

erscheinendes multilokales Arrangement zwischen Luzern, wo die Interviewte einer Verwaltungstätigkeit nachgeht, und dem Kanton Graubünden, wo sie ein politisches Amt bekleidet, das jedoch bei näherem Hinsehen auch auf eine biographisch begründete Verbundenheit mit der Region zurückzuführen ist, da der früh verstorbene Vater der an beiden Orten Lebenden von dort stammte. Die Wanderungsforschung ist für das in ihr vorherrschende Paradigma rationalen Handelns (Kalter, 1997) schon lange in der Kritik (Schewel, 2019; Meyer und Miggelbrink, 2015; Steinführer, 2004). Für das Pendeln als einer Form des mobilen Lebens sprechen Schneider et al. (2016) von einer „prozessproduzierte[n] ‚schleichende[n]‘ Entstehung [...], die oftmals jenseits der Mechanismen der rationalen Wahl erfolgt“ (ebd.: 511). Beispielsweise kann das ursprünglich temporär angelegte multilokale Wohnen aus beruflichen Gründen bei mangelnden beruflichen Perspektiven am Familienstandort deutlich länger andauern als geplant (Hilti, 2013). Am Beispiel von Wanderungs- und Bleibeentscheidungen von Jugendlichen in schrumpfenden Regionen betonen Meyer und Miggelbrink (2015: 25) die Einbettung von Wohnstandortentscheidungen in biographische Zusammenhänge, die sich nicht vollumfänglich mit ökonomischen Kosten-Nutzen-Abwägungen fassen lassen. Ein anderes Beispiel bildet die Bindung an Unternehmen, wie sie etwa für Kulturinstitutionen oder Industrieunternehmen nachgewiesen wurde, die sowohl Zuwanderungs- als auch Bleibeentscheidungen beeinflussen kann (Montanari et al., 2018; Markusen, 1996). Zudem können die Einbindung in eine lokale Gemeinschaft, soziale Netzwerke und das Lebensgefühl in einer Stadt auch Bleibeentscheidungen beeinflussen, wenn der Standort wenig Perspektiven für eine berufliche Karriereentwicklung bietet (Nelson und Ehrenfeucht, 2020).

Zurückliegende Mobilitäts-, Umzugs- und Wanderungserfahrungen führen zur Akkumulation zusätzlichen **Mobilitätskapitals** in der Biographie (Viry et al., 2010) und beeinflussen die Bereitschaft zu erneuter Wohnmobilität, die Mobilitätspraktiken und die Präferenzen bei erneuten Wohnstandortentscheidungen. Ebenso wurde die **Wohndauer** an einem Ort als wichtiger Faktor für die Wahrscheinlichkeit künftigen Bleibens herausgearbeitet (Fischer und Malmberg, 2001). Bartolini et al. (2017) verweisen zudem auf Migrationsmotive, die nicht auf die aktuelle Verbesserung der (Beschäftigungs-)Situation abzielen, sondern auf zukünftige Beschäftigungs- und Karriereperspektiven sowie Erwartungen finanzieller Sicherheit, also in eine fernere **Zukunft** gerichtet sind. Auch Statuspassagen, wie der Übergang in die Rente, können zu vorwegnehmenden Wanderungen bzw. Umzügen führen oder aber einfach nur erwogen und durchdacht werden – und dieser Prozess kann sich über Jahre ziehen (Steinführer und Grossmann, 2021). Wohnstandortentscheidungen sind daher sowohl unmittelbar biographisch begründet als auch zukunftsorientiert.

In unserer Untersuchung gehen wir davon aus, dass Wohnbiographien **keine linearen Aneinanderreihungen erfolgreicher Wohnstandortveränderungen** darstellen, die ausschließlich synchron zu Lebensphasen und sich damit wandelnden Haushaltsbedürfnissen festmachen lassen. Vielmehr schließen sie (dis)kontinuierliche Auseinandersetzungen mit der Wohnsituation und sich ändernden Bedürfnissen, die Antizipation von Veränderungen der Lebenssituation oder des sozialen Umfelds, die Nutzung von Gelegenheiten (etwa zum Eigentumserwerb) und Zufälle ebenso wie Korrekturen von (geäußerten) Absichten mit ein. Steinführer (2004: 223) berichtet von einer Rentnerin, die zwei Jahre nach der Erstbefragung entgegen ihren ursprünglichen Bleibeabsichten umgezogen war – noch dazu in einen Stadtteil, den sie dezidiert ausgeschlossen hatte. Materielle Res-

triktionen und ein passendes Wohnangebot waren die entscheidenden Gründe für ihre letzte Wohnstandortentscheidung. Der bereits erfolgte Auszug aus dem Elternhaus (*leaving home*; Hui-nink und Konietzka, 2003; Mulder und Hooimeijer, 2002) lässt sich wenigstens temporär wieder rückgängig machen: So ziehen z. B. Hochschulabsolvent*innen häufig in Phasen beruflicher Ungewissheit und Prekarität sowie bei Arbeitslosigkeit wieder bei den Eltern ein, sodass diese als „parental safety net“ fungieren (Sage et al., 2013: 752). Zu selten noch ergründet die empirische Wohnforschung nichtrealisierte Absichten und deren Beweggründe und stellt diese in einen biographischen Zusammenhang. Dies ist nicht zuletzt in der vorrangigen Methode der empirischen Wohnforschung – standardisierte Querschnittsbefragungen – und deren Grenzen in Bezug auf biographische Zugänge begründet. Auch die während der Such-, Abwägungs- und Aushandlungsprozesse eingegangenen **Kompromisse** in Bezug auf Wohnstandortentscheidungen werden nicht systematisch und, wenn überhaupt, dann in meist regional begrenzten Studien näher beleuchtet (z. B. Münter, 2012: 244–248; Bijker et al., 2015).

Offene Forschungsfragen bestehen in Bezug auf das Verhältnis von Wanderungs- und Bleibeabsichten und ihrer tatsächlichen Realisierung sowie hinsichtlich der Frage nach einer Freiwilligkeit bzw. Unfreiwilligkeit der jeweiligen Wohnstandortentscheidung. So sprachen bereits Jessen et al. (1978: 524) von Sesshaftigkeit als nicht weiter differenzierter und kaum explizit untersuchter Sammelkategorie „erzwungene[r] und freiwillige[r] Nichtwanderung“ (vgl. auch Münter, 2012: 111 f.). Wagner (1989: 26 f.) verweist darauf, dass die Deutung von Wanderungs- oder Immobilitätsentscheidungen als „unfreiwillig“ jenseits bestimmter Extremfälle (wie Kriege oder Gefangenschaft) nur analytisch sowie unter Berücksichtigung objektiver Faktoren und subjektiver Deutungen der Akteur*innen möglich ist. Insbesondere Manderscheid (2012) bietet für diese Aspekte einige theoretische Überlegungen an. Mobilität könne „nicht isoliert als Ergebnis der Entscheidung eines Individuums betrachtet werden, vielmehr müssen Mobilitätspraktiken als eingebettet in wirtschaftliche, räumliche und politische Strukturen, kulturelle Vorstellungen und Orientierungsmuster, diskursiv erzeugtes Wissen, soziale Zusammenhänge und eine Reihe weiterer gesellschaftlicher Praktiken und Prozesse begriffen werden“ (ebd.: 563; vgl. ähnlich Mason, 2004b: 169; Zhang, 2018). Martin-Brelot et al. (2010: 865) berichten von sogenannten „no choice‘ decisions“, bei denen keine Auswahl zwischen mehreren adäquaten Arbeitsstellen und/oder Standorten bestand, sodass Arbeitnehmer*innen „gezwungen“ waren, eine bestimmte Option zu wählen. Da Mobilität innerhalb gesellschaftlicher und räumlicher Kontexte praktiziert wird, sollte sich der Blick nicht auf ein autonomes Mobilitätssubjekt richten, sondern stattdessen Mobilität als relationale Option für ein Subjekt betrachtet werden (Manderscheid, 2013: 70). Kommen, Gehen, Bleiben und ein Leben an mehreren Orten oder die Rückkehr an einen früheren Wohnort stellen ebenso wie die Revision einmal getroffener Entscheidungen potenziell zur Verfügung stehende Handlungsoptionen dar.

2.3 Entscheidungsprozesse in Haushalten

Eine Wohnstandortentscheidung lässt sich analytisch, wie oben bereits erwähnt, in eine *decision to move* – die **Entscheidung über Gehen oder Bleiben** – und eine *decision where to move* – die Entscheidung über das **Wohin** – unterteilen (Roseman, 1983). In der Entscheidungspraxis kann die

Abfolge der Ereignisse im einzelnen Abwägungs- und Aushandlungsprozess sehr unterschiedlich sein. Typischerweise wird davon ausgegangen, dass zunächst die Entscheidung zum Wegzug fällt und dann aus einer bestehenden Anzahl an Alternativen der Zuzugsort ausgewählt wird (ebd.). Beide Entscheidungen können jedoch auch zusammenfallen, oder die Festlegung des zukünftigen Wohnstandorts kann der Entscheidung zum Umzug bzw. zur Wanderung vorausgehen.

Allerdings wurde dem **Entscheidungsprozess** und wie er im Detail abläuft in vorliegenden Wohnmobilitätsstudien wenig Beachtung geschenkt, da meist lediglich eine der beiden Entscheidungskomponenten in den Fokus genommen wird. Aus einer lebenslaufsoziologischen Forschungsperspektive wird die Entscheidung zur Wohnmobilität betrachtet (vgl. Kapitel 2.1), da davon ausgegangen wird, dass diese durch alterschronologische oder berufsbiographische Anlässe ausgelöst wird. Demgegenüber wird die Entscheidung über den zukünftigen Wohnstandort mit Arbeitsmarktreionen und weichen lokalen bzw. regionalen Standortfaktoren in Zusammenhang gebracht und aus einer geographischen Perspektive betrachtet. Ein solcher Zugang erachtet, basierend auf Humankapital-Theorien, einen angemessenen Pool qualifizierter Arbeitskräfte, der unter anderem durch Zuzug erreicht wird, als vorteilhaft für lokale Ökonomien, ihre Innovationsfähigkeit, Produktivität und das regionale Wirtschaftswachstum (Dahl und Sorenson, 2010; Faggian und McCann, 2009). Beruhend darauf liegen quantitative Studien vor, die Zuzüge in Großstädte und die damit zusammenhängenden Wohnstandortentscheidungen unabhängig vom Quellort untersuchen und dabei zum Teil auch unterschiedliche Städte oder nationale Kontexte vergleichen (z. B. Musterd und Murie, 2010).⁷ Als Motive der Standortwahl werden beispielsweise berufliche (attraktive Arbeitsstelle), soziale (Partnerschaft, Familie, soziales Netzwerk) und lokale Faktoren (Attraktivität des Standortes) betrachtet (Musterd et al., 2016). Im Fokus dieser Forschungen stehen die Fragen, welchen (Groß-)Städten es besser gelingt, qualifizierte Arbeitskräfte anzuziehen und welche Standortfaktoren dafür ausschlaggebend sind, während eher vernachlässigt wird, wie die einzelnen Faktoren gegeneinander abgewogen werden (Brown, 2015).

Obwohl Wohnstandortentscheidungen im gesamten **Haushalt** getroffen werden, wird bei den meisten Untersuchungen eine Person stellvertretend für den gesamten Haushalt befragt. Aus forschungsökonomischen Gründen mag dies – gerade in quantitativen Studien – eine sinnvolle und oft die einzig mögliche Option sein. Was dabei jedoch meist außer Acht gelassen wird, sind die **Aushandlungsprozesse**, die innerhalb des Haushalts stattfinden und die Motive, die vielleicht für das eine Haushaltsmitglied ausschlaggebender sind als für die befragte Person.⁸ Wohnstandortentscheidungen werden eingebettet in soziale und biographische Zusammenhänge sowie deren Geographien getroffen (Bailey, 2009). Diese können aus der Perspektive der unterschiedlichen

⁷ Auslöser dieser Studien über die ausschlaggebenden Standortfaktoren für den Zuzug hochqualifizierter Arbeitskräfte oder der „Creative Class“ waren die Thesen von Florida (2002 und 2005), an deren (berechtigter) Kritik sich ebenfalls zahlreiche Autor*innen bereits abgearbeitet haben, vgl. z. B. Peck (2005); Markusen (2006); Storper und Manville (2006); Krätke (2010); Musterd und Gritsai (2013).

⁸ Auch in der bundesweiten standardisierten Bevölkerungsbefragung des KoBaLd-Projektes (vgl. oben Kapitel 1) wurde 2020 nur eine zufällig ausgewählte Person des Haushalts (bei Festnetzanschlüssen) bzw. bei Mobilfunkanschlüssen die Person, die am Telefon war, befragt. Mehrere Fragen im Fragebogen zielen aber auf Aushandlungsprozesse im Haushalt bzw. in der Partnerschaft ab.

Haushaltsmitglieder jeweils unterschiedlich aussehen – man denke beispielsweise an die individuellen Geographien von Freundschaften (Bunnell et al., 2012). Unberücksichtigt bleibt dabei auch, dass die einzelnen Haushaltsmitglieder nicht zwangsläufig einer Meinung sind und in unterschiedlichem Maße auf die Haushaltsentscheidung Einfluss nehmen (können), z. B. aufgrund geschlechtsspezifischer Machtverhältnisse in Paaren (Mader und Schneebaum, 2013) oder im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Zudem sind soziale Zusammenhänge ausschlaggebend dafür, wie Wohnstandortentscheidungen und Wanderungen alltäglich thematisiert werden. Die Konfrontation mit unterschiedlichen Meinungen zur (erwogenen) Wohnmobilität mag zu Schleifen in den Entscheidungsprozessen (Meyer und Miggelbrink, 2015) und neuen Aushandlungen zwischen den Haushaltsmitgliedern führen.

Die Perspektive **miteinander verbundener Lebenssituationen** – in der neueren Forschung als *linked lives* bezeichnet (Findlay et al., 2015) – hängt eng mit der Lebenslaufbezogenheit der Wohnmobilitäts- und Bleibeforschung zusammen (Elder, 1994). Will man diese Perspektive empirisch einlösen, müssten also die sozialen Zusammenhänge der Haushaltsmitglieder identifiziert und in ihrer spezifischen Bedeutung für die Wohnstandortentscheidung verstanden werden. Hier sind die Ansätze und Befunde der Forschungen zu haushaltsinternen Entscheidungsprozessen zu berücksichtigen (Rüger et al., 2014; Mader und Schneebaum, 2013). Diese stellen bisher jedoch die berufliche Einbindung der Haushaltsmitglieder in den Vordergrund. Auch liegen Untersuchungen zu Wohnstandortentscheidungen von Doppelverdienerhaushalten im Spannungsfeld beider Arbeitsplätze im spezifischen Raumtyp polyzentrischer Stadtregionen (Oostendorp, 2016) sowie zur Akzeptanz und Aushandlung unterschiedlicher Mobilitätsformen und -erfordernisse im beruflichen Kontext in Paaren vor, die vor allem aus der Familiensoziologie und der Geschlechterforschung stammen (z. B. Rüger et al., 2014; Schönholzer, 2011).

2.4 „Stadt“ oder „Land“? Wohnstandortentscheidungen und Raumtypen

Das Forschungsprojekt KoBaLd richtet sein Erkenntnisinteresse außer auf das Bleiben vorrangig auf Zu- und Abwanderungen in ländliche Räume bzw. aus ländlichen Räumen („Land“) heraus, ebenso auf Wanderungen zwischen ländlichen Räumen – ohne dabei großstädtische Kontexte („Stadt“) auszublenden. Ausgehend vom Forschungsstand ist festzuhalten, dass innerstädtische Umzüge und Stadt-Umland-Wanderungen vergleichsweise gut erforscht sind (Göddecke-Stellmann und Metzmacher, 1994; Steinführer, 2004; Münter, 2012). Hinzu kommen Studien zu Fernwanderungen, die mit einer bestimmten Perspektive verbunden sind. In Deutschland gehören dazu Wanderungen von Ost- nach Westdeutschland und zurück (z. B. Grundmann, 1995; Nadler, 2016), im internationalen Kontext werden unter anderem Rück- sowie Ruhestandswanderungen thematisiert (Stockdale und MacLeod, 2013; Cook und Cuervo, 2020). Die Frage der Wanderungen zwischen ländlichen Regionen hat in der internationalen Forschung in den vergangenen Jahren an Bedeutung gewonnen (Bijker et al., 2015; Stockdale, 2016), ist aber – ebenso wie das Thema der Zuzüge in ländliche Räume (Elshof et al., 2017) jenseits der immer wieder beachteten „Raumpioniere“ (kritisch dazu: Dehne, 2013) – im deutschsprachigen Kontext als Desiderat zu bezeichnen. Einige

Studien untersuchen Wanderungen zwischen verschiedenen Raumtypen (z. B. Feijten et al., 2008; Scheiner et al., 2013; Rössel, 2014; Meister et al., 2019).

Die sich teils ausschließenden **subjektiven Bewertungen** dieser zwei Raumkategorien⁹ sind in der Wohnmobilitätsliteratur gut dokumentiert: Für „die Stadt“ stehen demnach eine gute Infrastruktur, vielfältige Freizeitmöglichkeiten und öffentlicher Nahverkehr, für „das Land“ eher Grün, Ruhe und vergleichsweise preisgünstigere Möglichkeiten des Eigentumserwerbs (Münter, 2012: 284; Wagner und Mulder, 2000) bis hin zur Vorstellung, ein neues, genauer ein „anderes“ und „besseres“ Leben beginnen zu können, ohne dass in diesem Fall wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend sind (Rössel, 2014: 103, 164). Regelmäßig wird der Wunsch nach einem großstädtischen Ambiente vor allem bei jüngeren Bildungs- und Berufswander*innen nachgewiesen, die Präferenz für ein ruhigeres, naturnäheres Wohnen möglichst im selbstgenutzten Eigentum im Stadtumland bzw. in weiter entfernten ländlichen Regionen hingegen insbesondere bei Familien in der Gründungs- und Erweiterungsphase (Münter, 2012; Mulder, 2006). Beide Raumkategorien und ihre Übergangsformen werden in diesen Fällen als je spezifische Möglichkeitsräume in unterschiedlichen Lebensphasen und je nach Einbindung in bestimmte Lebensformen verstanden – ohne dass sich die Wohnwünsche (*stated preferences*) in jedem Falle realisieren lassen (*revealed preferences*). Für aus einer Großstadt Zugezogene in ländliche Räume zeigt Rössel (2014: 162 ff.), dass die Beschreibungen und Bewertungen des neuen Wohnens und Lebens ganz wesentlich vor der Kontrastfolie von „Stadt“ erfolgen. Gleichwohl gilt, dass „Stadt“ und „Land“ als Kontinuum mit individuell variierenden Übergängen und Uneindeutigkeiten zu verstehen ist (Pahl, 1966). Raum- und Siedlungstypen „zwischen“ einer solcherart konzeptualisierten Stadt (meist: Großstadt) und ländlichen Räumen (häufig: das Dorf), wie etwa suburbane Wohnstandorte oder ländliche Kleinstädte, werden durch die **Stadt-Land-Dichotomie** zwangsläufig vernachlässigt. Hinzu kommt, dass „Land“ auch in „der Stadt“ möglich ist (und umgekehrt): So hat etwa Frank (2014) mit ihren Arbeiten zur „inneren Suburbanisierung“ gezeigt, dass großstädtisches Wohnen im Stadthaus als Eigentümer*in subjektiven Vorstellungen suburbanen Wohnens und der Abkehr von als negativ empfundenen Seiten des Großstadtlebens entsprechen kann.

Aus unserer Sicht relativ wenig beachtet und doch von wesentlicher (und eventuell sogar wachsender) Bedeutung gerade in Entscheidungen für suburbanes und ländliches Wohnen ist der **Wohneigentumserwerb**, der – beeinflusst durch jüngere Krisenerfahrungen und langjährige Niedrigzinspolitik – in den vergangenen Jahren noch attraktiver geworden ist und auch eine Mietgesellschaft wie Deutschland verändert hat. Wohneigentum dient seit Langem der Altersvorsorge (Helbrecht, 2013) und ist in vielen Kulturen ein gesellschaftliches Statusobjekt, das soziales Prestige verspricht (Menzl, 2017). Wir erachten den Wohneigentumserwerb deshalb auch als eine

⁹ Wir unterscheiden in diesem Bericht zwischen Raumtypen und Raumkategorien: „Raumtyp“ bezieht sich auf raumwissenschaftliche Abgrenzungen beispielsweise ländlicher und städtischer Räume, wie sie etwa durch das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung oder das Thünen-Institut erfolgen (Küpper und Milbert, 2020). Mit „Raumkategorie“ bezeichnen wir alltagsweltliche Vorstellungen von Raum bzw. Räumen (wie „Stadt“ und „Land“). Diese sind mit subjektiven Zuschreibungen und Deutungen verbunden – Redepenning (2019) spricht von „raumbezogenen Semantiken“.

normative Überzeugung (*normative belief*; vgl. Kapitel 1.1). Zugleich ist Wohneigentum als solches mit starken Zuschreibungen des gesellschaftlich wie individuell Wünschenswerten versehen. Der soziale Status ändert sich z. B. durch den Erwerb einer Eigentumswohnung (Herlyn, 1990a), eines Stadthauses (Frank, 2014) oder eines „Häuschens im Grünen“ (Menzl, 2017). Das freistehende Eigenheim befindet sich, so argumentieren Lux et al. (2018), in vielen westlichen Gesellschaften am oberen Ende einer „normative housing ladder“ (ebd.: 407) und wird als Lebensziel intergenerational weitergegeben. Der Hausbesitz der Eltern erleichtert den Kindern, selbst Wohneigentum zu erwerben. Es wird als wahrscheinlich erachtet, dass Eltern ihr Haus den Kindern nicht nur schenken oder vererben, sondern die Kinder beim Immobilienkauf auch finanziell unterstützen. Der Wechsel ins Wohneigentum ist eng mit einer Eheschließung, dem Bildungsniveau, der Erwerbsdauer sowie dem Urbanisierungsgrad assoziiert (Wagner und Mulder, 2000).

Auch die Zuzüge in bestimmte Raumtypen sind durch damit verbundene normative Überzeugungen, also gesellschaftliche Normen und die Bewertungen durch das soziale Umfeld eines Individuums, geprägt. Neben einer generellen Normalisierung – ergo: Erwartung – räumlicher Mobilität insbesondere im beruflichen Kontext (Kesselring, 2012)¹⁰ gibt es für die junge Bevölkerung in ländlichen Räumen eine „Abwanderungskultur“ (Leibert und Wiest, 2014), da die beruflichen und sozialen Möglichkeitsräume, die notwendig erscheinen, um eine als erfolgreich erachtete Biographie aufzubauen, in urbanen Räumen konzentriert sind (Farrugia, 2016; Meyer und Miggelbrink, 2015). Die von Rühmling (2022) befragten Frauen in Mecklenburg-Vorpommern zum Beispiel haben oft erlebt, dass sie ihr Bleiben angesichts der sozialen Norm abzuwandern rechtfertigen mussten (ebd.: v. a. 89–108). Farrugia (2016) nennt dies „**mobility imperative**“ – im Licht der theoretischen Ausführungen in Kapitel 1.1 sprechen wir von einem *normative belief* (Fishbein und Ajzen, 2010). Dieses wird von Mitgliedern der eigenen *peer group*, von Lehrer*innen, Eltern und anderen wesentlichen Bezugspersonen geäußert und gilt weithin als Normalität – gerade in Regionen mit einer jahrzehntelangen Abwanderungstradition. Interessant und in der Abwanderungsdebatte wenig berücksichtigt ist, dass zugleich manche Städte für erstrebenswerter als andere gehalten werden. Dies hat insbesondere die Debatte um die „Schwarmstädte“ verdeutlicht (Simons und Weiden, 2015).¹¹ Das Image von altindustriellen und/oder schrumpfenden Städten gilt dagegen als schlecht

¹⁰ Durch die COVID-19-Pandemie veränderten sich die beruflichen Mobilitätserwartungen: Die Nutzung von Video-Konferenzen hat die Dienstreisetätigkeit deutlich reduziert und auch die Erwartungen an die Präsenz von Arbeitnehmer*innen am Arbeitsplatz haben sich geändert, sodass eine Wanderung aufgrund eines Stellenwechsels derzeit nicht zwangsläufig nötig ist. Wie sich dies in Zukunft entwickelt, ist aber weiter offen.

¹¹ Allerdings lassen sich auch begründete Argumente gegen die „Schwarmstadt“-These formulieren, beispielsweise, dass Menschen nicht wie ein Insekten- oder Vogelschwarm agieren, sondern dass – wie auch in diesem Bericht gezeigt – die meisten Wohnstandortentscheidungen intensiv abgewogen werden und multikriteriell bestimmt sind, da sie auf der konkreten Lebenslage und deren (antizipierten) Veränderungen basieren. Dramatische (bzw. dramatisierende) demographische Projektionen müssen sich nicht mit der künftigen Realität decken und es konzentrieren sich nicht nur junge Menschen in bestimmten Zentren.

und wenig interessant für Zuwanderer*innen, die keine biographischen oder sozialen Bezüge zu diesen Standorten haben (Zenker et al., 2013; Plöger, 2020).¹²

Generell werden Agglomerations- und die daraus resultierenden **Arbeitsmarkteffekte** als wichtiger Anziehungsfaktor für Zuziehende verstanden (Storper und Scott, 2009). Zudem wird angenommen und untersucht, inwiefern der (zeitweise) Zuzug in bestimmte metropolitane Regionen berufliche Karrieren befördert bzw. mit einem sozialen Statuswerb verbunden ist (**Escalator-Theorien**; Fielding, 1992). Dies wurde anfangs insbesondere für London und Südengland untersucht, ähnliche Fragestellungen wurden jedoch auch für Städte am oberen Ende des Städtesystems bzw. der jeweiligen Städtehierarchie in anderen nationalen Kontexten gestellt (Sánchez-Moral et al., 2018).¹³ Nachdem der erhoffte Statusgewinn erfolgt ist, erfolgen oft weitere Umzüge entweder in andere *Global Cities* oder in *Secondary* oder *Tertiary Cities*, wo die gewonnenen Kompetenzen und Netzwerke ebenfalls von Nutzen für die weitere Karriere sind (Findlay et al., 2008; Gordon et al., 2015). Ob die empirisch nachgewiesenen Statusgewinne jedoch erwartet wurden und ausschlaggebend für die Wohnstandortentscheidung waren, steht nicht im Fokus der Studien. Wie oben bereits erwähnt (vgl. Kapitel 2.3), werden für unterschiedliche Typen von Städten Fragen von Wohnstandortentscheidungen häufig in Zusammenhang mit Humankapital diskutiert, d. h. welchen Städten es gelingt, qualifizierte Berufstätige anzuziehen und was die Gründe dafür sind. Im Zuge der Debatte um die *Creative Class* sind zahlreiche Studien zur Frage nach den ausschlaggebenden Standortfaktoren für Zuzüge in Städte entstanden – diese Fragen können daher als gut erforscht und in der Stadtpolitik breit rezipiert gelten. Allerdings nehmen sie meist lediglich bestimmte Gruppen von Hochqualifizierten und spezielle Städtetypen in den Blick (z. B. Ehrenfeucht und Nelson, 2018; Montanari et al., 2018), sodass die Übertragbarkeit der Ergebnisse zumindest zu diskutieren ist. Zudem berücksichtigen diese Studien meist nicht den gesamten Entscheidungsprozess.

2.5 Zwischenfazit und Forschungsfragen

Entscheidungen, den Wohnstandort und gegebenenfalls den Wohnort zu wechseln oder zu bleiben, stehen im Lebensverlauf der meisten Menschen nicht nur einmal an. Einer solchen Entscheidung gehen stets komplexe Abwägungen in Bezug auf Kosten und Nutzen, auf künftig erwartete

¹² Zur Bedeutung von Images im Kontext von Wohnstandortentscheidungen vgl. Wiest und Wörmer (2014). In der Literatur wird hier von einem „fight for talents“ (Zenker et al., 2013: 133) gesprochen, in dem die Anwerbung hochqualifizierter junger Menschen als zentral für die zukünftige Entwicklung von Städten und Regionen gilt, sodass sich inzwischen Marketing-Expert*innen mit deren Anwerbung beschäftigen.

¹³ Auf den deutschen Kontext wurden die Escalator-Theorien nach Wissen der Autorinnen bisher nicht übertragen. Ein Grund dafür könnte das historisch gewachsene deutsche polyzentrische Städtesystem mit mehreren bedeutenden Agglomerationen und einer funktionalen Arbeitsteilung – also unterschiedlichen wirtschaftlichen Spezialisierungen – sein (Volgmann, 2013; Heineberg, 2017). Escalator-Theorien sind hingegen eher auf monozentrische Städtesysteme, im europäischen Kontext z. B. Großbritannien, Frankreich und Spanien, zugeschnitten. Jedoch konnten Hamann et al. (2019) empirisch nachweisen, dass die vorherige Beschäftigung in einem Arbeitsmarkt einer urbanen Agglomeration mit leichten Einkommensgewinnen korreliert.

Statuspassagen und die Möglichkeiten eines anderen Lebensmodells sowie Aushandlungsprozesse zwischen den Mitgliedern des Haushalts sowie mit weiteren relevanten Personen voraus.

In unserer Untersuchung nehmen wir deshalb eine **wohnbiographische Perspektive** ein. Wir gehen davon aus, dass Wohnstandortentscheidungen – insbesondere Wanderungen in eine andere Gemeinde und das Bleiben an einem Wohnort – mehrfach im Lebensverlauf getroffen werden und in diesen eingebettet sind. Wir berücksichtigen alle Wanderungen, Umzüge und Bleibeentscheidungen in der Wohnbiographie – soweit sie erinnert werden – und versuchen zu identifizieren, welche Ansprüche und Erwartungen mit dem Wohnen in einer Immobilie, in einem Wohnquartier oder einem Dorf und in einer Stadt bzw. Gemeinde verbunden sind, wie sich diese im Zeitverlauf verändern und welche Anpassungen gegebenenfalls vorgenommen werden.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ist es ein Ziel unserer Untersuchung, einen tieferen Einblick in die Entscheidungsprozesse der handelnden Personen zu gewinnen. Dabei geht es darum, die Abfolge der Ereignisse und auch mögliche Schleifen ebenso wie die Aushandlungsprozesse innerhalb des Haushalts und den Einfluss haushaltsexterner Personen zu analysieren. Es sollen sowohl die Motive hinter den Wanderungs- und Bleibeentscheidungen besser verstanden werden als auch die potenzielle Abwägung unterschiedlicher Standortfaktoren und die Auswahl eines Wohnstandorts aus möglichen Alternativen. In einer „Stadt“-„Land“-Gegenüberstellung ist von besonderem Interesse, welche Standorte überhaupt in den Abwägungsprozess einbezogen werden, welche Zuschreibungen dabei eine Rolle spielen und welche Kompromisse im Suchprozess eingegangen werden.

Ausgehend von den Darstellungen in den Kapiteln 2.1 bis 2.4 sollen folgende **Forschungsfragen** beantwortet werden:

- (1) *Wie verändern sich Wohnansprüche im Lebensverlauf?*
- (2) *Welche Rolle spielen weitere Faktoren neben Lebenslaufereignissen bzw. Statuspassagen für Wohnstandortentscheidungen?*
- (3) *Wie laufen wanderungs- und bleibebezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse in Haushalten ab?*
- (4) *Welche Bedeutung kommt den subjektiv gedeuteten Raumkategorien „Stadt“ und „Land“ in Wohnbiographien und Wohnstandortentscheidungen zu?*

3 Methodisches Vorgehen

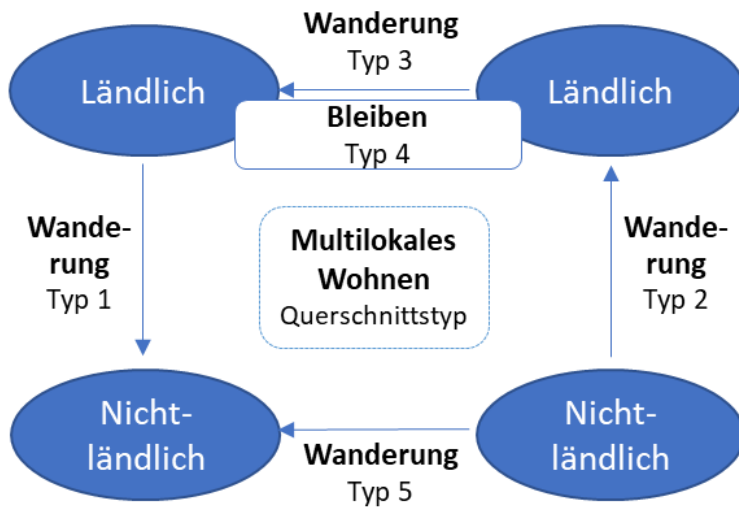
Um (neue) Erkenntnisse und Antworten auf die oben genannten Forschungsfragen zu gewinnen und die Wanderungs- und Bleibeforschung voranzutreiben, wurde als ein Modul von KoBaLd ein qualitativer Untersuchungsansatz gewählt, der die Prozesshaftigkeit und Vielfalt von Wohnstandortentscheidungen in den Fokus rückt. Dazu wurden insgesamt 30 leitfadengestützte Interviews mit narrativen Elementen geführt. Ziel dieser wohnbiographischen Interviews war es auch, ein besseres Verständnis für Abwägungs- und Aushandlungsprozesse bezogen auf vergangene Wohnstandortentscheidungen, den aktuellen und einen möglicherweise künftigen Wohnstandort zu erlangen. Zugleich dienten die Ergebnisse der inhaltlichen Vorbereitung und Schärfung der standardisierten Bevölkerungsbefragung zu Wohnstandortentscheidungen im Jahr 2020, die ein weiteres Modul des KoBaLd-Projektes darstellt (vgl. Kapitel 1).

3.1 Projektkonzeption

Das Forschungsprojekt KoBaLd betrachtet Wohnbiographien in einer zeitlichen und räumlichen Dimension und bringt diese in Zusammenhang. Hinsichtlich der Raumstruktur werden innerhalb Deutschlands die Raumtypen „Ländlich“ und „Nicht-ländlich“ betrachtet, wobei die Definition auf der Thünen-Typologie basiert. Hier erfolgt die Typisierung von Räumen zunächst nach der Dimension Ländlichkeit, um ländliche von nicht-ländlichen Regionen abzugrenzen und die ländlichen Räume weiter zu differenzieren. Operationalisiert wird die Dimension Ländlichkeit mit den fünf Indikatoren Siedlungsdichte, Anteil der land- und forstwirtschaftlichen Flächen an der Gesamtfläche, Anteil der Ein- und Zweifamilienhäuser an allen Wohngebäuden, regionales Bevölkerungspotenzial sowie die Erreichbarkeit großer Zentren (Küpper, 2016).

In der Projektkonzeption wurden fünf Typen von Wohnstandortentscheidungen nach Raumtypen sowie multilokales Wohnen als Querschnittstyp definiert (vgl. auch Abbildung 2):

- Typ 1 „Ländlich > Nicht-ländlich“: (in den letzten 5 Jahren) Fortzug aus ländlichen Räumen in nicht-ländliche Räume
- Typ 2 „Nicht-ländlich > Ländlich“ (in den letzten 5 Jahren) Zuzug in ländliche Räume aus nicht-ländlichen Räumen
- Typ 3 „Ländlich > Ländlich“: (in den letzten 5 Jahren) Wanderung innerhalb und zwischen ländlichen Räumen
- Typ 4 „Bleiben“: (seit mindestens 10 Jahren) Verbleib am Wohnort in ländlichen Räumen
- Typ 5 „Nicht-ländlich > Nicht-ländlich“ (in den letzten 5 Jahren) Wanderung innerhalb und zwischen nicht-ländlichen Räumen
- Querschnittstyp: Multilokales Wohnen

Abbildung 2: Typen von Wohnstandortentscheidungen im Forschungsprojekt KoBaLd

Quelle: Eigene Darstellung.

Das Sampling für die explorative Studie orientierte sich an der letzten Wohnstandortentscheidung und differenzierte nach Quell- und Zielräumen. Das Bleiben als eine Handlungsoption der Wohnstandortentscheidung (Typ 4) wird ausschließlich im Raumtyp „Ländlich“ betrachtet (Typ 4), um hieraus Erkenntnisse bezogen auf die oftmals einseitige „Landflucht“-Perspektive zu gewinnen (vgl. Kapitel 1). In Anlehnung an den aktuellen Wohnstandort der Befragten sollten sich die 30 Interviews bezüglich des Zielraums paritätisch auf die beiden Raumtypen „Ländlich“ und „Nicht-ländlich“ aufteilen. Im Raumtyp „Nicht-ländlich“ wurde die Zielgruppe auf Personen eingegrenzt, die vor nicht mehr als fünf Jahren über mindestens 30 km innerhalb Deutschlands gewandert sind. In ländlichen Räumen war die Zielgruppe weiter gefasst. Hier bestand sie aus Personen, die in den letzten fünf Jahren nah oder fern gewandert sind, sowie aus Personen, die schon mehr als zehn Jahre am aktuellen Wohnstandort wohnen (Typ 4) (im Folgenden „Gebiebene“ genannt).¹⁴ Personen, die in den letzten fünf Jahren gewandert sind, werden unabhängig vom Raumtyp des Zielraums im Folgenden „Gewanderte“ genannt. Menschen, deren letzte Wanderung sechs bis zehn Jahre vor dem Befragungsjahr 2019/2020 stattfand, waren gemäß Projektkonzeption *per se* ausgeschlossen.

¹⁴ „Gebiebene“ ist eine Möglichkeit, den in der internationalen Forschung an Bedeutung gewinnenden Begriff *stayers* (etwa im Kontext von Untersuchungen zum *rural staying*; z. B. Stockdale und Haartsen 2018: 1) adäquat zu übersetzen. Durch das gewählte Partizip II liegt der Fokus auf der Vergangenheit. Dies ist für die Untersuchung abgeschlossener Wohnstandortentscheidungen die angemessene grammatikalische Form. Das im Deutschen ebenfalls mögliche Partizip I („Bleibende“) ist analog für aktuelle und beabsichtigte bzw. geplante Wohnstandortentscheidungen anwendbar (vgl. Lengerer und Steinführer, 2021). Eine andere sprachliche Entscheidung trifft Melanie Rühmling in ihrer jüngst verteidigten Dissertationsschrift zu Bleibenslebensweisen von Frauen in Mecklenburg-Vorpommern: Sie spricht in ihrem Literaturüberblick vorwiegend von „Gebiebenden“, in der Bildung ihrer Typen des Bleibens dann von „Bleiberinnen“ (Rühmling, 2022).

Die Interviews in ländlichen Räumen erfolgten durch das Thünen-Institut für Lebensverhältnisse in ländlichen Räumen, die in nicht-ländlichen Räumen (hier: Großstädten) durch das ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung.

3.2 Beschreibung des Samples

Insgesamt erfolgten wie geplant 30 Interviews. Die 15 Interviews im Raumtyp „Ländlich“ fanden in ländlichen Gemeinden in Ost- und Südostniedersachsen statt. Die 15 Interviews im Raumtyp „Nicht-ländlich“ erfolgten in Nordrhein-Westfalen und zwar in den Großstädten Düsseldorf und Duisburg. Damit betrachten wir zwei konträre Siedlungstypen, was bei der Interpretation der Ergebnisse zu beachten ist. Eine besondere Herausforderung bei der Durchführung qualitativer Interviews besteht darin, geeignete Interviewpartner*innen zu gewinnen. Um dem Problem der (Selbst-)Selektion und der Homogenität der Befragungsgruppe entgegenzuwirken, wurden für die Rekrutierung verschiedene Zugangswege gewählt. Innerhalb der beiden Raumtypen gingen wir nach dem Verfahren des *empirical sampling* vor, bei dem die Vergleichsfälle sukzessive auf der Grundlage von Hinweisen aus dem Feld gesucht wurden. Die Generierung von Interviewpartner*innen erfolgte sowohl über Flyer und Postkarten als auch über soziale Kontakte und im Schneeballverfahren (Biernacki und Waldorf, 1981; Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014). Uns ist bewusst, dass all diese Zugänge selektiv sind. Gerade das Schneeballverfahren birgt die Gefahr, in bestimmten Netzwerkstrukturen verhaftet zu bleiben (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014). Wir konnten jedoch kontrastierende Fälle generieren (z. B. Gebliebene versus Gewanderte, Ehepaar im Rentenalter versus junge Familie). So konnte das empirische Ziel, die Komplexität von individuellen Wanderungsbiographien unabhängig von Ausbildung, Beruf, Geschlecht, Alter und Familienstand abzubilden, erreicht werden.

Die Interviews erfolgten als Einzel-, aber auch als Paarinterviews. Gerade Letztere liefern wichtige Erkenntnisse zu den Abwägungs- und Aushandlungsprozessen, die innerhalb des Haushalts stattgefunden haben. Auch die Wanderungs- und Bleibemotive einzelner Haushaltsmitglieder lassen sich so besser ergründen (vgl. Kapitel 2.3). Zur besseren Lesbarkeit verwenden wir im Folgenden die Kurzform Sample „Ländliche Räume“ für die Interviews in den ländlichen Gemeinden in Ost- und Südostniedersachsen sowie die Kurzform Sample „Großstädte“ für die Interviews in den Großstädten Düsseldorf und Duisburg.

Tabelle 1 gibt einen Überblick über unsere Stichprobe, in der für alle Typen von Wohnstandortentscheidungen Fälle vorhanden sind. In Folge der Paarinterviews übersteigt die Zahl der Interviewten ($n = 37$ Personen) die Zahl der Interviews ($n = 30$). Die Geschlechterverteilung (männlich/weiblich) ist nahezu paritätisch. Der Großteil der Befragten in ländlichen Räumen lebt im selbstgenutzten Wohneigentum. In den Großstädten hingegen wurden ausschließlich Personen befragt, die zur Miete wohnen. Bezogen auf den Haushaltstyp liegt der Schwerpunkt insgesamt bei Paarhaushalten. Jedoch handelt es sich bei den Paarhaushalten in den ländlichen Räumen eher um ältere Paare, deren Kinder schon aus dem Haus sind (*empty nest*), in der Großstadt sind es eher junge

Paare ohne Kinder. Auch wurden in den Großstädten mehr Einpersonenhaushalte befragt. Familien mit Kind(ern) im Haushalt kommen ausschließlich im Sample „Ländliche Räume“ vor.

In der Wanderungsstatistik ist es seit Langem üblich, altersspezifische Wanderungen nach Altersgruppen anzugeben. Dabei wird davon ausgegangen, dass jede Altersgruppe für einen bestimmten Wanderungsanlass steht. Es wird unterschieden in Bildungswanderungen (18 bis unter 25 Jahre), Berufseinstiegswanderungen (25 bis unter 30 Jahre), Familienwanderungen (unter 18 sowie 30 bis unter 50 Jahre), Wanderungen zu Beginn der zweiten Lebenshälfte (50 Jahre bis unter 65 Jahre) und Ruhestands- oder Alterswanderungen (ab 65 Jahre).¹⁵ Insgesamt dominiert in unserer Stichprobe die Altersgruppe der 30- bis unter 50-Jährigen. Jedoch unterscheidet sich der Altersmedian in dieser Altersgruppe: Im Sample „Großstädte“ liegt er bei 30 Jahre, im Sample „Ländliche Räume“ bei 43 Jahre. Die Bezeichnung „Familienwanderung“ suggeriert eine Singularität des Wanderungsgrundes, nämlich der Familienzuwachs bzw. die veränderten Anforderungen an das Wohnen durch die Haushaltszusammensetzung. Wie unsere empirischen Erhebungen zeigen, sind Wanderungen in dieser Altersspanne zusätzlich bedingt durch berufliche Wechsel – so trifft bei unseren Befragten des großstädtischen Raumtyps eher der Begriff Karriere- als Familienwanderung zu.

Einen schnellen Überblick zu den Interviewpartner*innen in unserem Sample gibt Tabelle 2. In der Übersicht sind alle Befragten unter anderem mit Pseudonym, Geschlecht, Alter und ihrer letzten Wohnstandortentscheidung sowie die Zahl ihrer Wanderungen und Umzüge im bisherigen Lebensverlauf aufgelistet.

¹⁵ Die Gruppenabgrenzung folgt jener der Regionalstatistik der Statistischen Ämter des Bundes und der Länder (vgl. www.regionalstatistik.de, Tabellencode 12711). Die Benennungen der Wanderungsformen nach Lebensphase finden sich u. a. im Wegweiser Kommune der Bertelsmann Stiftung, auf den viele Kommunen für ihre Demographieberichterstattung zurückgreifen (<https://www.wegweiser-kommune.de/methodik>; Zugriffe jeweils 5.2.2022). In der Fachliteratur finden sich teilweise abweichende Benennungen und Altersgrenzen. So ist z. B. im INKAR-System der laufenden Raumbewertung des BBSR für die Altersgruppe 30 bis unter 50 Jahre von „Erwerbswanderung“ die Rede (BBSR, 2021b). Gatzweiler und Schlömer (2008: 251) setzen die Altersruhesitzwanderung bereits bei der Altersgruppe ab 50 Jahren an.

Tabelle 1: Zentrale Merkmale des Samples

Typ	Letzte Wohnstandort- entscheidung*	Sample	Sample	Gesamt
		„Ländliche Räume“	„Großstädte“	
Anzahl Befragte				
1	Ländlich > Nicht-ländlich		4	4
2	Nicht-ländlich > Ländlich	7		7
3	Ländlich > Ländlich	6		6
4	Bleiben	7		7
5	Nicht-ländlich > Nicht ländlich		13	13
Gesamt		20	17	37

Altersgruppe	Sample	Sample	Gesamt
	„Ländliche Räume“	„Großstädte“	
Anzahl Befragte			
18 bis unter 25 Jahre	0	2	2
25 bis unter 30 Jahre	1	5	6
30 bis unter 50 Jahre	11	9	20
50 bis unter 65 Jahre	6	1	7
65 Jahre und älter	2	0	2
Gesamt	20	17	37

Haushaltstyp	Sample	Sample	Gesamt
	„Ländliche Räume“	„Großstädte“	
Anzahl Befragte			
Einpersonenhaushalt	1	6	7
Paarhaushalt	11	9	20
Familie mit Kind(ern) im Haushalt	6	0	6
Mehrgenerationenwohnen	2	0	2
Wohngemeinschaft	0	2	2
Gesamt	20	17	37

Wohnstatus	Siedlungstyp**				Gesamt
	Land- gemeinde	Kleinstadt	Mittel- stadt	Groß- stadt	
	Anzahl Befragte				
im eigenen Eigentum	15	1	1		17
im Eigentum der Familie		1			1
zur Miete/Pacht	2			17	19
Gesamt	17	2	1	17	37

* Diese Typisierung folgt der Thünen-Typologie (Küpper, 2016).

** Diese Typisierung entspricht der laufenden Raumbbeobachtung des BBSR (Porsche und Milbert, 2018: 7).

Quelle: Eigene Darstellung.

Tabelle 2: Ausgewählte Merkmale der Interviewpartner*innen (Sample-Übersicht)

Pseudonym	Sample*	Letzte Wohnstandortentscheidung**	Siedlungstyp der aktuellen Wohn-gemeinde	Interview-form	Ge-schlecht	Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Beruf	Haushaltstyp	Wohnstatus	Rück-kehrer*in bzw. Ort der Kindheit	Anzahl der Wanderun-gen im Lebens-verlauf	Anzahl der innergemeind-lichen Umzüge im Lebens-verlauf
Amara	GS	Typ 1	Großstadt	Einzelinterview	weiblich	25	Projektmitarbeiterin	Wohngemeinschaft	zur Miete	nein	15	unbekannt
Andrea	LR	Typ 2	Landgemeinde	Paarinterview	weiblich	37	Architektin	Familie mit Kind(ern) im Haushalt	im eigenen Eigentum	nein	5	2
Anja	LR	Typ 4	Landgemeinde	Einzelinterview	weiblich	40	Krankenschwester	Mehrgenerationenwohnen	im eigenen Eigentum	ja	3	2
Anne	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	weiblich	40	Bundesbeamtin	Einpersonenhaushalt	zur Miete	nein	10	unbekannt
Bene	LR	Typ 3	Landgemeinde	Paarinterview	weiblich	39	Betriebswirtin	Familie mit Kind(ern) im Haushalt	im eigenen Eigentum	nein	11	2
Bernd	LR	Typ 4	Landgemeinde	Paarinterview	männlich	60	Verwaltungsleiter	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	nein	4	unbekannt
Christian	LR	Typ 2	Landgemeinde	Einzelinterview	männlich	36	Angestellter	Familie mit Kind(ern) im Haushalt	im eigenen Eigentum	ja	7	1
David	GS	Typ 5	Großstadt	Paarinterview	männlich	32	Projektmanager	Paarhaushalt	zur Miete	nein	7	unbekannt
Elena	GS	Typ 5	Großstadt	Paarinterview	weiblich	29	Grafikdesignerin	Paarhaushalt	zur Miete	nein	4	4
Elke	LR	Typ 4	Landgemeinde	Paarinterview	weiblich	53	Verwaltungsfachangestellte	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	nein	5	3
Franziska	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	weiblich	24	Studentin Lehramt	Paarhaushalt	zur Miete	nein	5	2
Gaby	LR	Typ 2	Landgemeinde	Paarinterview	weiblich	54	Sozialarbeiterin	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	ja	5	2
Hanna	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	weiblich	37	Referentin	Einpersonenhaushalt	zur Miete	nein	4	>= 6
Harald	LR	Typ 3	Landgemeinde	Paarinterview	männlich	39	Ingenieur	Familie mit Kind(ern) im Haushalt	im eigenen Eigentum	nein	7	3
Harke	GS	Typ 1	Großstadt	Einzelinterview	männlich	56	Projektleiter	Einpersonenhaushalt	zur Miete	nein	6	6
Hendrik	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	männlich	35	Referent	Einpersonenhaushalt	zur Miete	nein	11	5
Holger	GS	Typ 5	Großstadt	Paarinterview	männlich	30	IT-Berater	Paarhaushalt	zur Miete	nein	11	>= 3
Jens	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	männlich	36	Lehrer	Paarhaushalt	zur Miete	nein	3	5
Julia	LR	Typ 3	Landgemeinde	Einzelinterview	weiblich	28	Angestellte	Paarhaushalt	zur Miete	nein	5	1
Kerstin	LR	Typ 2	Landgemeinde	Paarinterview	weiblich	49	Gärtnerin	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	nein	3	3
Kim	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	weiblich	30	Freelancerin	Wohngemeinschaft	zur Miete	nein	6	6
Klaus	LR	Typ 4	Landgemeinde	Einzelinterview	männlich	67	Angestellter	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	ja	4	3
Lisa	GS	Typ 5	Großstadt	Paarinterview	weiblich	28	Lehrerin	Paarhaushalt	zur Miete	nein	4	0
Monika	LR	Typ 3	Landgemeinde	Einzelinterview	weiblich	64	Denkmalpflegerin	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	nein	5	unbekannt
Natalie	GS	Typ 1	Großstadt	Einzelinterview	weiblich	27	Personalberaterin	Einpersonenhaushalt	zur Miete	nein	4	1
Nils	GS	Typ 1	Großstadt	Einzelinterview	männlich	24	Veranstaltungstechniker	Einpersonenhaushalt	zur Miete	nein	2	1
Paula	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	weiblich	30	Referentin	Paarhaushalt	zur Miete	ja	6	1
Philipp	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	männlich	25	Veranstaltungstechniker	Paarhaushalt	zur Miete	nein	1	1
Ralf	LR	Typ 2	Landgemeinde	Paarinterview	männlich	61	Ingenieur	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	nein	4	>= 6
Sabine	LR	Typ 4	Mittelstadt	Einzelinterview	weiblich	59	Lehrerin	Einpersonenhaushalt	im eigenen Eigentum	ja	5	1
Sandra	LR	Typ 3	Kleinstadt	Einzelinterview	weiblich	35	Gastronomin	Mehrgenerationenwohnen	im eigenen Eigentum	ja	13	>= 2
Stefan	LR	Typ 2	Landgemeinde	Paarinterview	männlich	42	Veranstaltungstechniker	Familie mit Kind(ern) im Haushalt	im eigenen Eigentum	ja	4	3
Steffi	LR	Typ 3	Landgemeinde	Einzelinterview	weiblich	37	Selbständige Landwirtin	Familie mit Kind(ern) im Haushalt	zur Miete	ja	8	unbekannt
Sven	GS	Typ 5	Großstadt	Einzelinterview	männlich	33	Ingenieur	Paarhaushalt	zur Miete	nein	9	>= 2
Thomas	LR	Typ 2	Landgemeinde	Paarinterview	männlich	44	Ingenieur	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	nein	3	5
Tobias	LR	Typ 4	Landgemeinde	Einzelinterview	männlich	38	Angestellter	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	ja	0	2
Uwe	LR	Typ 4	Kleinstadt	Einzelinterview	männlich	63	Berufssoldat	Paarhaushalt	im eigenen Eigentum	ja	3	unbekannt

Sample* GS - Großstädte LR - Ländliche Räume

Letzte Wohnstandortentscheidung** Typ 1: Ländlich -> Nicht-ländlich Typ 2: Nicht-ländlich -> Ländlich Typ 3: Ländlich -> Ländlich Typ 4: Bleiben Typ 5: Nicht-ländlich -> Nicht-ländlich

Quelle: Eigene Darstellung.

3.3 Beschreibung der Interviews

Die leitfadengestützten Interviews mit narrativen Elementen wurden im Zeitraum von Februar 2019 bis Februar 2020 und, nach einer Unterbrechung aufgrund der COVID-19-Pandemie, zwischen Juli und Oktober 2020 durchgeführt. In den Interviews, die während der Pandemie geführt wurden, haben die Interviewpartner*innen ihre Wohnsituation vor den Auswirkungen der Corona-Beschränkungen reflektiert. In zwei Fällen hatte die Pandemie sogar direkten Einfluss auf die letzte Wohnstandortentscheidung.

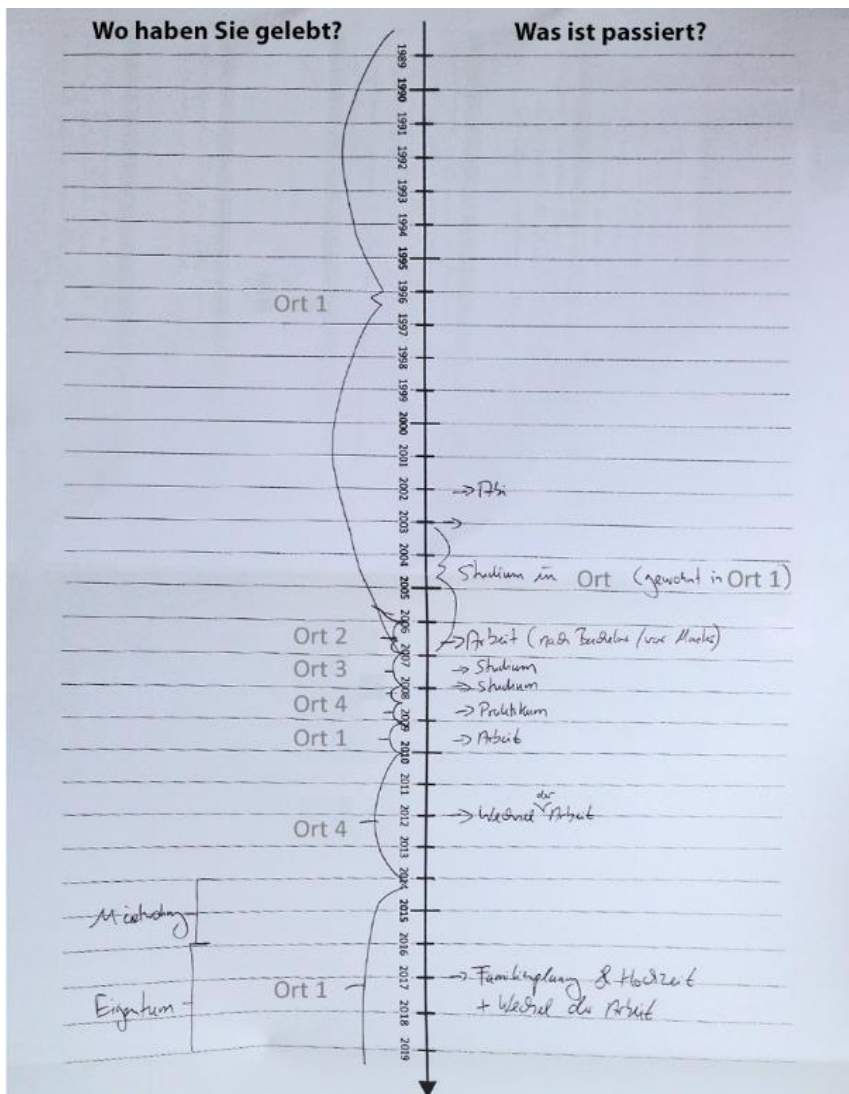
Interviews mit narrativen Elementen eignen sich als Erhebungsverfahren, bei denen Prozesse bzw. Prozessstrukturen über einen längeren Zeitraum (Jahre) hinweg erhoben werden sollen und die Person ihre Lebensgeschichte erzählerisch darstellt (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014). Techniken narrativer Interviewführung geben den Befragten die Gelegenheit, frei über Teilaspekte vergangener Wohnstandortentscheidungen zu berichten. Erfahrungsgemäß entstehen so andere Berichte, als wenn direkt nach bestimmten Handlungen gefragt werden würde (Helfferich, 2011: 35-46). Eine Gefahr kann dabei sein, dass man auf Personen stößt, die aufgrund bestimmter Umstände zu geradezu „professionellen Erzählern“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014: 84) geworden sind. Denn auch im Alltag werden Geschichten nicht nur einfach erzählt, sondern in zunehmendem Maße auch „systematisch generiert“ (ebd.). Unserer Erfahrung nach lässt sich dieser Herausforderung im Interview durch Nachhaken und Nachfragen zu bestimmten Aussagen begegnen.

Die Interviews fanden bei den Gesprächspartner*innen zu Hause oder an öffentlichen Orten wie Cafés statt. Sie dauerten zwischen 50 und 110 Minuten. Allen Interviews lag ein identischer Gesprächsleitfaden zugrunde. Dieser gliederte sich in die zeitlich geordneten Themenblöcke vergangene Wohnstandortentscheidungen, Bewertung des aktuellen Wohnstandortes und aktuell geplante bzw. für die Zukunft vorweggenommene Wohnstandortentscheidungen. Aspekte, die für alle drei Phasen von Interesse waren, waren vor allen Dingen: Anlass der Wanderung bzw. des Umzugs, die Abwägungs- und Aushandlungsprozesse, eingegangene Kompromisse, Ansprüche an die Wohnung/das Haus, das Wohnumfeld und die Gemeinde/Stadt sowie Informationskanäle und *linked lives*. Wenn multilokales Wohnen für eine Befragte/einen Befragten oder in einer Partnerschaft von Belang war, wurde hierzu explizit nachgefragt. Die Interviews wurden eingeleitet mit dem Erzählstimulus: *„In unserem Projekt interessieren wir uns ganz allgemein für das Wohnen in ländlichen Räumen und in Großstädten. Zunächst bitte ich Sie, mir zu erzählen, wann und wie Sie hierher – in diesen Ort und dieses Haus – gekommen sind“*. Diese Einstiegsfrage regte den Erzählfluss der Gesprächspartner*innen sehr gut an. Gezieltes Nachfragen seitens der Interviewerinnen erfolgte anschließend teilweise im Stil narrativer Interviews, mit dem Ziel, zunächst eine chronologische Erzählung der Wohnbiographie zu generieren und im Interviewverlauf die Themenblöcke des Leitfadens auszuschöpfen.

Nach einer ersten Darstellung ihrer Wohnbiographie bis zum Wohnstandort zum Zeitpunkt des Interviews baten wir die Befragten darum, handschriftlich einen Zeitstrahl auszufüllen (vgl.

Abbildung 3).¹⁶ Damit greifen wir eine Idee von Worth (2011) auf, die bei ihren Forschungen zu Lebenslaufgeographien die Methode des „life-mapping“ (Lebenskarte) in Verbindung mit narrativen Interviews angewendet hat. Der biographische Zeitstrahl dient als graphisches Orientierungs- und Stimuluselement und hilft den Befragten bei der Vervollständigung von Erinnerungslücken (Bentlin und Klepp, 2021). Das aktive Zeichnen weckt das Interesse und die Aufmerksamkeit der Befragten, vertieft die Kommunikation und verleiht der Analyse mehr Stringenz (Worth, 2011). Gerade Personen, die nicht so erzählfreudig oder wortgewandt sind, weil beispielsweise deutsch für sie eine Fremdsprache ist, kam das aktive Schreiben und Zeichnen zu Gute. Im Gegensatz zu mündlichen Erzählungen umfasst die Lebenskarte bzw. der Zeitstrahl einen noch detaillierteren Überblick über die die chronologische Abfolge von Ereignissen.

Abbildung 3: Exemplarischer Zeitstrahl im Original (nachträglich anonymisiert)



Quelle: Eigene Darstellung.

¹⁶ Wir danken unserer Kollegin Lisa Garde (ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung) für eine entsprechende Vorlage.

Im Forschungsprojekt KoBaLd sollten die Befragten in einem vorbereiteten Zeitstrahl chronologisch alle bisherigen Wohnstandorte bzw. Wohnorte und die dazugehörigen Statuspassagen bzw. bedeutenden Lebensereignisse eintragen wie z. B. der Beginn der Ausbildung bzw. des Studiums, die Geburt des ersten Kindes, das Zusammenziehen mit der/dem Partner*in u. Ä. Bei Paarinterviews erhielt jede Person einen eigenen Zeitstrahl. Das Ausfüllen dieses sehr persönlichen Zeitstrahls erzeugte oftmals einen „Aha-Effekt“ bei den Interviewpartner*innen. Teilweise waren sie erstaunt über die Vielzahl der Wohnstandorte oder es fielen ihnen zusätzliche Wohnstandorte ein, die sie in ihren vorherigen Erzählungen völlig vergessen hatten. Unsere positiven Erfahrungen beim Einsatz eines Zeitstrahls decken sich mit denen, die Kieslinger et al. (2020) und Worth (2011) bei ihren empirischen Erhebungen dokumentiert haben.

Ein weiterer Baustein der Gespräche war – überwiegend zum Abschluss – das Ausfüllen eines soziodemographischen Kurzfragebogens. Der Kern dessen war eine Tabelle, in der die Befragten alle bisherigen Wohnstandorte im Umkreis von fünf Kilometern nach dem Grad der Urbanität bzw. Ländlichkeit einstufen sollten (7-stufige Skala: 1 = ländlich bis 7 = städtisch) (vgl. zu diesem Indikator Kreis, 2021). Als Gedankenstütze konnte dabei der Zeitstrahl zur Hilfe genommen werden. Beim Ausfüllen hat ein Großteil der Befragten „laut gedacht“. Die meisten haben aus der Gesamtheit aller persönlichen Wohnstandorte ein eigenes Referenzsystem entwickelt. So fiel bei den Paarinterviews für ein und denselben Wohnstandort oftmals die Einstufung unterschiedlich aus.

3.4 Datenaufbereitung und Auswertungsschritte

Alle 30 Interviews wurden aufgezeichnet und vollständig transkribiert. Anschließend erfolgte mit Hilfe der Software MAXQDA eine qualitative Inhaltsanalyse (Mayring, 2010). Die Forschungsfragen des Projektes KoBaLd und der daraus abgeleitete Gesprächsleitfaden stellten die Basis für das Kategorienschema dar, das durch weitere Inhalte, die sich im Zuge der Interviewdurchführung und -analyse herauskristallisierten, ergänzt wurde. Das entwickelte Codesystem enthielt damit deduktive und induktive Elemente.

Ein weiterer wichtiger Analyseschritt war die Erstellung von Interviewportraits. Davis (2003) zufolge ist ein (Forschungs-)Portrait eine schriftliche Erzählung, die geprägt ist vom Verständnis und der Beziehung des Forschers/der Forscherin zu der befragten Person und den Themen, die im Mittelpunkt des Forschungsprojektes stehen. Wie beim gezeichneten Portrait geht es auch bei einem Forschungsportrait darum, ausgehend von einem bestimmten thematischen Interesse ein kohärentes Ganzes zu erstellen, das Sachinformationen, den Kontext und die Deutungen der befragten Person berücksichtigt und dieser gerecht wird, das aber auch bereits wissenschaftliche Interpretationen enthält. Das Portrait beruht somit eher auf einer induktiven als einer deduktiven Analyse (Davis, 2003). Im Forschungsprojekt KoBaLd wurden die vielfältigen Informationen aus den drei Interviewbausteinen Erzählung, Zeitstrahl und Kurzfragebogen zu interviewbezogenen Portraits zusammengeführt. Entlang von 13 Fragen wurden die Ergebnisse je Fall komprimiert und systematisch aufbereitet. Diese textlichen Zusammenfassungen ermöglichen allen Projektmitgliedern

einen schnellen und guten Überblick über das vorhandene Datenmaterial.¹⁷ Die intersubjektive Absicherung dieses zusammenfassenden Analyseschrittes erfolgte durch partielle „Querkodierungen“, d. h. in einzelnen Fällen hat nicht die Interviewerin selbst, sondern die Projektkollegin des ILS bzw. des Thünen-Instituts für den jeweils anderen Raumtyp aus den zur Verfügung stehenden Materialien das Portrait erstellt („Stadt für Land“, „Land für Stadt“). Die Portraiterstellung stellte nach dem Codieren einen weiteren Interpretationsschritt dar und bildet die Grundlage für die Beantwortung der Forschungsfragen dieses Berichts. Die Vorlage für unsere Portraits findet sich im Anhang 1.

Die handgezeichneten Zeitstrahle wurden digitalisiert und in eine Graphik überführt, in der die konkreten Wohnorte und Wohnstandorte anonymisiert und die Lebenslaufereignisse systematisiert und abstrahiert dargestellt werden. Zusätzlich wurden die Informationen aus dem Kurzfragebogen zur subjektiven Einordnung der Ländlichkeit der Wohngegend innerhalb der Gemeinde/Stadt zugespielt. Damit umfassen die Zeitstrahle eine Vielzahl von Informationen, die aus den Interviews gewonnen werden konnten und koppeln die zeitliche und räumliche Dimension der wohnbiographischen Erzählungen. Sie verdeutlichen einmal mehr die Vielfalt und Komplexität von Wohnbiographien und helfen die Kontingenzen von Zeit und Raum in die Forschung einzubeziehen. Die Betrachtung mehrerer Zeitstrahle hebt Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen den Wohnbiographien der Befragten hervor. Die Abbildungen zu den Zeitstrahlen verwenden wir zur Illustration im Ergebnisteil unseres Berichtes (Kapitel 4).

Textbox 1: Lesehilfe Zeitstrahl

Der Zeitstrahl rekonstruiert die Wohnbiographie, so wie sie die Interviewpartner*innen erzählten. Entlang des Lebensalters (x-Achse) sind sämtliche Orte, in denen die Befragten länger als drei Monate gewohnt haben, abgetragen. Dabei umfasst der neutrale Begriff „Ort“ Städte und Gemeinden unabhängig von ihrer Einwohnergröße und Lage. Auf einer 7-stufigen Farbskala von blau bis orange („ländlich“ zu „städtisch“) ist die subjektive Bewertung der Ländlichkeit der Wohngegend in einem Umkreis von 5 km der jeweiligen Wohnstätte (Wohnung/Haus) dargestellt und zwar so, wie sie die Befragten losgelöst von „harten“ Fakten einschätzten. Die meisten Befragten entwickelten aus der Gesamtheit aller persönlicher Wohnstandorte ein eigenes Referenzsystem. So kann bei den Paarinterviews die Einstufung für ein und dieselbe Wohngegend unterschiedlich ausfallen. Wenn für einen Ort mehrere (farbliche) Abstufungen in der subjektiven Bewertung der Ländlichkeit zu sehen sind, ist das ein Indiz für einen innerörtlichen Umzug (also einen Wohnungs- bzw. Wohnstandortwechsel innerhalb der Gemeinde oder Stadt). Die abgebildeten Lebensphasen orientieren sich an den bildungs- und berufsinduzierten Passagen im Lebenslauf. Als Lebensereignis sind nur die Ereignisse dargestellt, die nach Auskunft der Befragten einen Einfluss auf den Umzug bzw. die Wanderung hatten. Im Falle einer multilokal Lebensführung ist der Ort abgetragen, den die Befragten als ihren Lebensmittelpunkt betrachten.

¹⁷ Wir danken unseren Kolleginnen Sylvia Keim-Klärner und Susann Bischof sowie unseren Kollegen Christoph van Dülmen und Andreas Klärner (alle Thünen-Institut für Lebensverhältnisse in ländlichen Räumen) für diese methodische Anregung und eine entsprechende Vorlage.

Um einen ausreichenden Datenschutz zu gewährleisten und gleichzeitig eine möglichst hohe Analysequalität zu erreichen, wurden die personenbezogenen Angaben in den qualitativen Interviews pseudonymisiert. Durch die systematische Veränderung schutzbedürftiger Daten soll eine Reidentifizierung der befragten Personen weitgehend ausgeschlossen werden (Gebel et al., 2015). So werden Pseudonyme verwendet, sensible Daten ausgeklammert, Ortsangaben durch Siedlungstypen ersetzt u. Ä. Im Zuge der Anonymisierung von Ortsangaben wurden allein deutsche Metropolen (die „Big Seven“)¹⁸ nicht verfremdet. Gleiches gilt für ausländische Metropolen wie New York, Madrid, Tokio u. a.

¹⁸ Mit „Big Seven“ werden die sieben größten Städte in Deutschland bezeichnet: Berlin, Hamburg, München, Köln, Frankfurt am Main, Stuttgart und Düsseldorf. Sie weisen besonders hohe Bau- und Mietpreise und die höchsten Immobilientransaktionsraten auf.

4 Interviewergebnisse

Die Darstellung der Interviewergebnisse gliedert sich entlang unserer vier Forschungsfragen (vgl. Kapitel 2.5). Diese haben wir ausgehend von unseren konzeptionellen Vorüberlegungen und dem Forschungsstand sowie auf Basis des Interviewmaterials mit unterschiedlichen Kriterien und Aspekten operationalisiert. In die Beantwortung fließen fragenspezifisch sämtliche Analyseschritte (vgl. Kapitel 3.4) ein. Zur Illustrierung werden zunächst Einzelfälle, für die ein Zeitstrahl und eine Kurzbeschreibung der Wohnbiographie dargestellt sind, betrachtet. Mittels der Einzelfallanalysen werden einerseits theoriegeleitet relevante Aspekte identifiziert und andererseits induktiv neue Kategorien und Aspekte aufgenommen. Als Resultat der inhaltlichen Verdichtung ergeben sich fallübergreifende Interpretationsmuster, wobei wesentliche Motivlagen, Entscheidungsprozesse und Randbedingungen herausgearbeitet werden.

4.1 Wohnansprüche im Lebensverlauf

Die Forschungsfrage „Wie verändern sich Wohnansprüche im Lebensverlauf?“ greift eine zeitliche Dimension auf und nimmt vorweg, dass Wohnansprüche im Zeitverlauf nicht die gleichen bleiben, sondern dynamisch sind.¹⁹ Wohnansprüche sind abhängig von den persönlichen Präferenzen und Relevanzsetzungen von Einzelpersonen und Haushalten. Die Aspekte, die diese persönlichen Präferenzen und Relevanzsetzungen beeinflussen, sind vielfältig und greifen oftmals ineinander. Vielfach untersucht wurden bereits alterschronologische Lebenslaufereignisse (so bezeichnet sie Hoerning, 1978) und die damit verbundenen Lebensphasen sowie deren Einfluss auf Wohnstandortsentscheidungen (vgl. z. B. Kley, 2016; Rossi, 1980). Weitere Einflussfaktoren sind die persönlichen Ressourcen des Individuums und des Haushalts, wie z. B. Vermögen oder das verfügbare Einkommen, die Erwerbssituation, die familiäre und soziale Einbindung sowie zurückliegende Wohnerfahrungen.

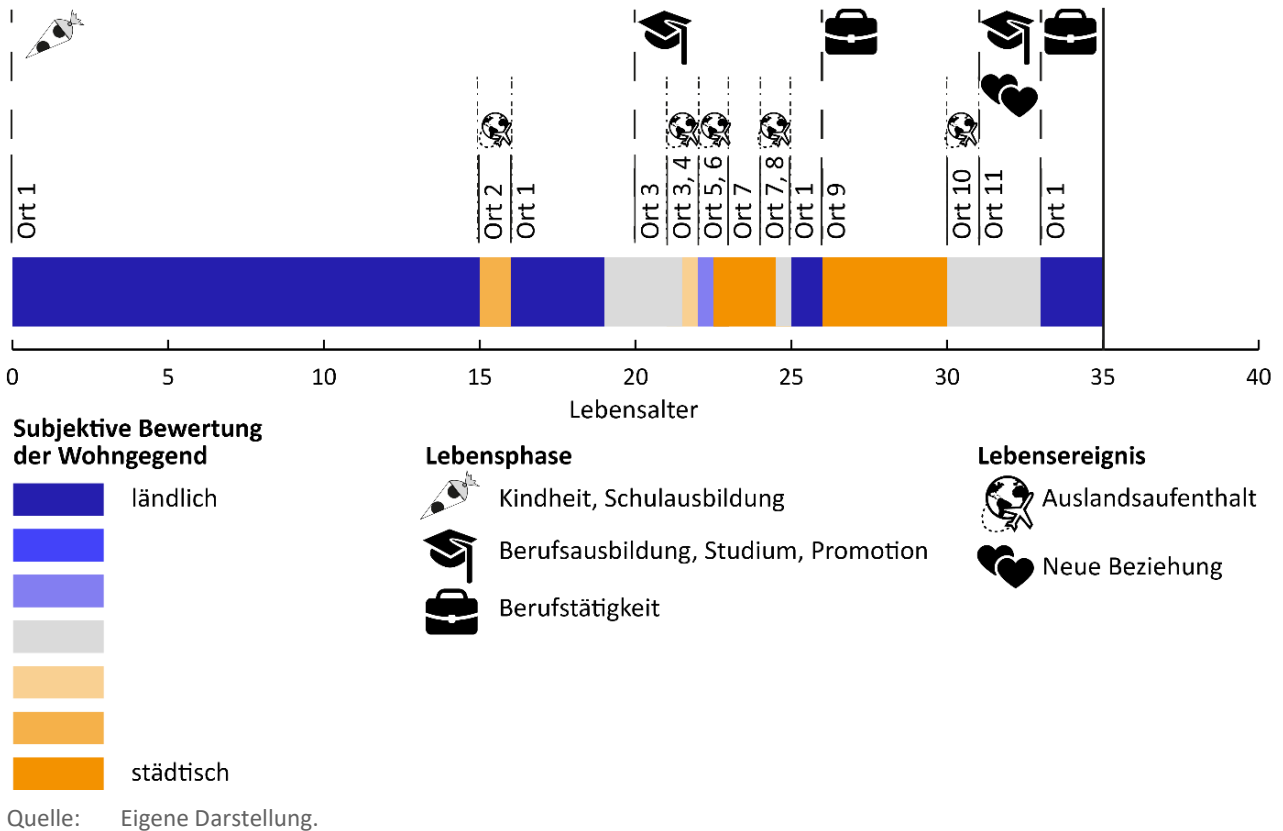
Die subjektiven Wohnansprüche treffen auf äußere Rahmenbedingungen, beispielsweise die baulichen und eigentumsrechtlichen Strukturen der Wohnungsmärkte, das Verhältnis von Wohnungsangebot und -nachfrage oder den jeweiligen regionalen Arbeitsmarkt. Das Abwägen der verschiedenen subjektiven Ansprüche und objektiven Rahmenbedingungen führt bei den Beteiligten meist zum Eingehen von Kompromissen bzw. zu Anpassungen der Wohnansprüche. Residentielle Multi-lokalität oder das Bleiben kann dabei ein Ergebnis des Abwägens sein.

¹⁹ Wir verwenden den Begriff „Lebensverlauf“ für die biographischen Erzählungen und Erfahrungen der Befragten. „Lebenslauf“ steht hingegen für die von gesellschaftlichen Institutionen beeinflusste Struktur individueller Biographien, die durch Statuspassagen gegliedert werden (vgl. Kapitel 2.1).

4.1.1 Lebensphasen und Lebenslaufereignisse

Zwei Wohnbiographien unseres Samples, die in Form eines Zeitstrahls graphisch dargestellt sind, veranschaulichen das oftmals „synchrone“ Auftreten von Lebenslaufereignissen und räumlicher Mobilität (vgl. Abbildungen 4 und 5).

Abbildung 4: Wohnbiographie Sandra, 35 Jahre, Sample „Ländliche Räume“²⁰



²⁰ Zum Zeitstrahl vgl. auch die Lesehilfe in Kapitel 3.4 (Textbox 1).

**Sandra, 35 Jahre, Gastronomin, Rückkehrerin in Heimatort, Fernwanderung²¹
Ländlich → Ländlich²², Sample „Ländliche Räume“**

Lebensphase zum Zeitpunkt des Interviews:

Weltenbummlerin im Übergang zur Sesshaftigkeit im elterlichen Betrieb und Partner in getrenntem Haushalt (Fernbeziehung)

Sandra ist in einem Dorf im ländlichen Südniedersachsen aufgewachsen. Für ihren Studieneinstieg nach dem Abitur wählt sie eine kleine Mittelstadt in der Region. Im Laufe ihres Studiums und ihres Berufseinstiegs lernt sie das „vibrierende“ (Pos. 65)²³ Leben in der Großstadt kennen und schätzen. Während ihrer zahlreichen Auslandssemester versucht sie immer, mit Ortsansässigen zusammen zu wohnen, um Land und Leute besser kennenzulernen. Irgendwann strengt sie die ständige Neueingewöhnung an, und so kehrt sie zum Schreiben ihrer Masterarbeit in ihr Elternhaus zurück. Als sie in Düsseldorf ihren ersten Job bekommt, zieht sie zunächst in eine Wohngemeinschaft (WG), womit sie einen behutsamen Übergang zwischen Studium und Arbeitsleben gestaltet, zumal ihre Arbeitsstelle zunächst zweimal auf ein Jahr befristet ist. Erst danach bekommt sie eine Festanstellung und zieht in eine eigene Wohnung. Beruflich und persönlich fühlt sie sich allmählich nicht mehr wohl in der Großstadt, nach intensivem Abwägen kündigt sie nach viereinhalb Jahren ihren Job und reist mit dem Ersparten ein Jahr lang um die Welt. Als Erkenntnis dieser Reise entscheidet sie, ein zweites, nunmehr naturwissenschaftliches Studium in Hessen, ca. eine Autostunde von ihrem Heimatort entfernt, zu absolvieren. Zunächst überlegt sie von ihrem Elternhaus zu pendeln, doch dann zieht sie für ein Jahr an den Studienort, um dort konzentriert lernen zu können. Ihren Erstwohnsitz behält sie jedoch bei ihren Eltern. Die Erkrankung ihrer Großmutter, die gemeinsam mit ihren Eltern in einem Haus wohnt, und die Möglichkeit, ihre Eltern beim digitalen Betriebsmarketing zu unterstützen, veranlassen sie, ihr Zimmer am Studienort aufzugeben und wieder nach Hause zu ziehen. Sie steigt in den elterlichen Betrieb ein und plant gemeinsam mit den Eltern langfristig die Übernahme des Familienbetriebes. Das Studium setzt sie aus der Ferne fort. Ihr aus Norddeutschland gebürtiger Partner trägt diese Wohnstandortentscheidung mit. Er kann sich vorstellen, nach Abschluss des Studiums ebenfalls in den Südhaz zu ziehen. Noch führen beide eine Fernbeziehung.

Sandras Wohnbiographie zeigt deutlich die hohe Ereignisdichte im Übergang in das Erwachsenenalter bzw. in den frühen Erwachsenenjahren, die viele Umzüge und Wanderungen zur Folge hatte. Gerade während ihres ersten Studiums hat sie an vielen verschiedenen Orten gewohnt. Als sie in Düsseldorf ihren ersten Job bekommt, zieht sie zunächst in eine WG und erst mit der Entfristung ihres Vertrages und der damit verbundenen höheren finanziellen Sicherheit in eine eigene, gut angebundene Wohnung mitten in der Stadt. Diese „klassische akademische“ Wohnkarriere wird durch ihren späteren Entschluss, ihre Arbeitsstelle zu kündigen, um mit dem Ersparten eine Weltreise zu machen und sich neu zu orientieren, unterbrochen. Sie gibt ihre Wohnung in Düsseldorf auf und wohnt formal bei ihren Eltern. Nach ihrer Weltreise bezieht sie an ihrem zweiten Studienort ein Zimmer und anschließend sogar ihr altes Kinderzimmer im Elternhaus. Sandra passt ihren

²¹ Fernwanderung definieren wir in diesem Bericht als eine gemeindeübergreifende Wanderung von mindestens 30 km.

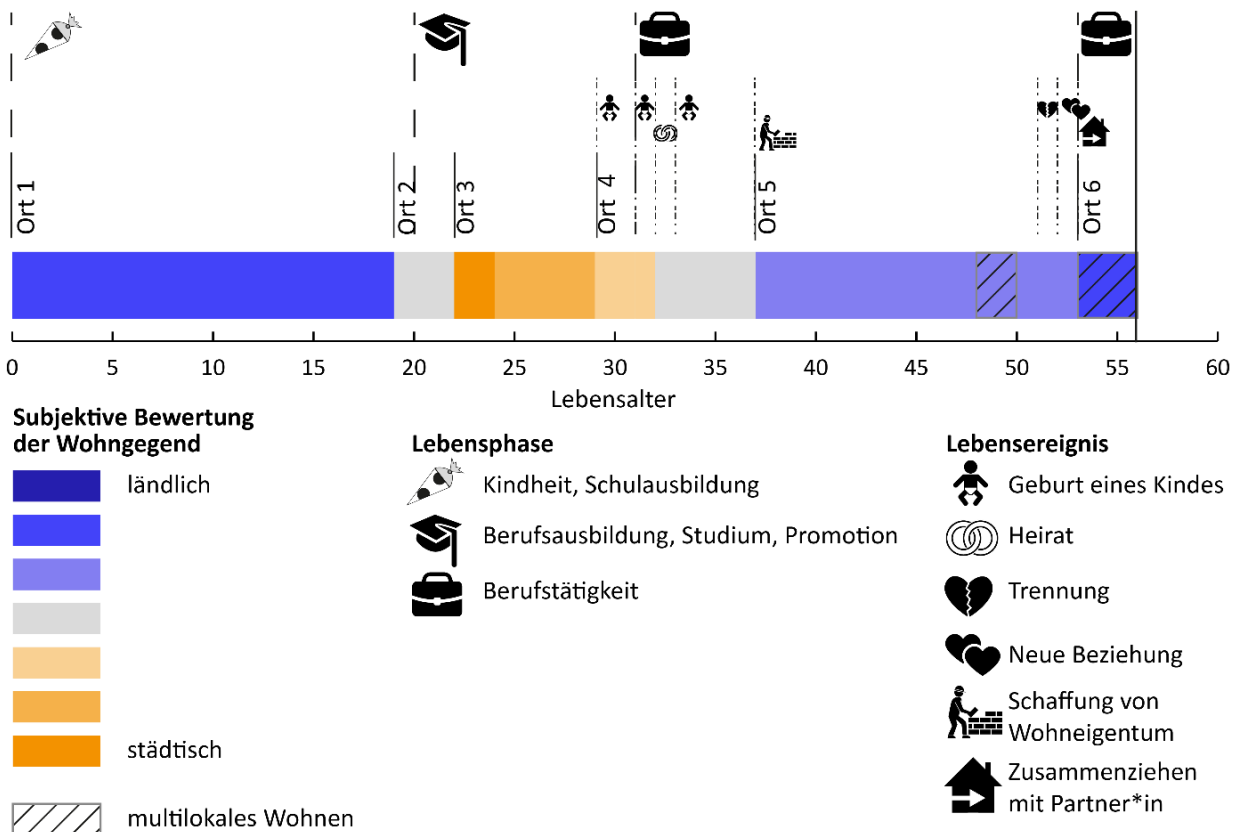
²² Diese Abgrenzung des Raumtyps erfolgt nach der Thünen-Typologie (vgl. Küpper, 2016).

²³ Die Ziffer, der ein „Pos.“ vorangestellt ist, gibt im Folgenden die Position des Zitats im Transkript des entsprechenden Interviews an.

Wohnstandard ihren eigenen Bedürfnissen und finanziellen Ressourcen an und entzieht sich damit zumindest vorläufig der Norm einer Wohnkarriere, der zufolge der Wohnstandard im Lebensverlauf kontinuierlich steigen sollte.

Nach Sandras Erzählung ändern sich bezüglich des Wohnens mit dem Älterwerden und den beruflichen wie privaten Herausforderungen „die Prioritäten so ein bisschen“ (Sandra, Pos. 51). Selbst wenn der Wohnort ein vielfältiges Freizeitangebot bietet, wird dieses nicht zwingend wahrgenommen, weil der berufliche Alltag als sehr anstrengend empfunden wird. „In der Stadt kann man zwar ganz viel machen und hat die Möglichkeit. Aber man ist zu kaputt abends, um irgendwie rauszugehen. Und dann ist man lieber zu Hause auf der Couch. Und das gleiche hab ich hier [im Dorf] halt auch“ (Sandra, Pos. 53). Gerade mit Blick auf die mit ihrem Partner anstehende Familienplanung schätzt Sandra das Leben im Dorf, wobei sich hier die Bewertung der Raumkategorie mit der Nähe zur Familie, insbesondere den potenziellen Großeltern, vermischt. „[D]ann bin ich wieder zurückgekommen. Und war mir sicher, dass ich hier sein möchte, auf dem Dorf. Ich meine, ich hab halt, hab mir halt gut vorstellen können, wieder zurück aufs Land zu ziehen, einfach auch weil es für die Familienplanung schön ist“ (Pos. 17). Sandra erklärt die Rückkehr an ihren Heimatort auch mit der „emotionalen Beziehung zu diesem Ort“ (Pos. 17) und der engen Verbindung zu ihren Eltern. Sandras Freund*innen fanden die Rückkehr in ihren Heimatort und das damit verbundene Leben im Dorf „wahnsinnig mutig“ (Pos. 65). In ihrem sozialen Umfeld begegnete sie Aussagen wie: „Ich könnte das nicht, auf dem Dorf leben“ (Sandra, Pos. 65).

Abbildung 5: Wohnbiographie Harke, 56 Jahre, Sample „Großstädte“



Quelle: Eigene Darstellung.

Harke, 56 Jahre, Projektleiter, multilokal, Fernwanderung Ländlich → Nicht-ländlich, Sample „Großstädte“

Lebensphase zum Zeitpunkt des Interviews:

Mobiler Multilokaler in postfamilialer Phase mit neuer Partnerin und in beruflicher Umorientierung

Harke ist in einer Mittelstadt ca. 30 km entfernt von Hamburg aufgewachsen. Während seines Studiums in Hamburg wohnt er in mehreren WGs, wo er auch seine spätere Frau kennenlernt. Vor der Geburt des ersten Kindes ziehen beide aus der WG in eine Wohnung in einen Stadtteil im Süden von Hamburg. Nach der Geburt des zweiten Kindes wechseln sie innerhalb dieses Stadtteils in eine größere Wohnung. Sie bekommen noch ein drittes Kind. Der Eigenheimbau erfolgt schließlich in einer in der Metropolregion Hamburg gelegenen Kleinstadt in Schleswig-Holstein, da Grund und Boden dort „*etwas günstiger*“ (Pos. 117) waren. Nach weiteren 13 Jahren folgt der „*Knick*“ (Pos. 67), der Auszug Harkes und die Scheidung. Aufgrund der Kinder bleibt er zunächst in der gleichen Stadt wohnen. Seit dem beruflichen Wechsel nach Düsseldorf lebt er multilokal. Zeitgleich mit dem Einrichten der Wohnung in Düsseldorf gibt Harke seine Wohnung in Schleswig-Holstein auf. Er zieht zu seiner neuen Partnerin, die ein Haus in einer niedersächsischen Mittelstadt bewohnt und wo er sich in der Regel am Wochenende aufhält. Aus beruflichen Gründen hat Harke bereits vielfältige Mobilitätserfahrungen, die ihm die Entscheidung für das multilokale Wohnen zwischen dem Norden und Düsseldorf erleichterten. Dies beginnt mit dem Tagespendeln während seines Studiums und später in ähnlicher Weise aus dem Umland zum Job nach Hamburg. Außerdem war er über lange Phasen seiner Berufslaufbahn wochenweise für „*bundesweite Projekte*“ (Pos. 83) abwesend. Für ein Einjahresprojekt mietete er ein Jahr lang berufsbedingt eine Zweitwohnung in einer süddeutschen Großstadt. Zum Interviewzeitpunkt steht er mit seinem Arbeitgeber bezüglich seines Arbeitsortes in Verhandlung. Er strebt an, lediglich drei Tage in Düsseldorf zu arbeiten und zwei Tage in der Niederlassung in Hamburg. Denn nach Hamburg könnte er von der gemeinsamen Wohnstätte mit seiner Partnerin tagespendeln. Sollte der Arbeitgeber diesen Wechsel nicht gewähren, denkt er ernsthaft über eine berufliche Veränderung in Richtung Norden nach.

Harkes Wohnbiographie verdeutlicht, dass sich im Lebensverlauf die Anforderungen an das Wohnen entlang der Lebensphasen veränderten, ohne dass Harke selbst im Interview darauf näher eingeht. Nach der WG-Phase folgt die familiale Phase erst in einer Drei-Zimmer-, dann in einer Vier-Zimmer-Wohnung und schließlich im eigenen Haus. Gleichzeitig entfernen sich die Wohnstandorte immer weiter vom Hamburger Zentrum und werden auch von ihm selbst auf dem Kontinuum städtisch-ländlich immer ländlicher eingestuft, bis es nach der Scheidung wieder in eine Wohnung geht und städtischer wird. Diese Abfolge unterschiedlicher Haushaltsarrangements, Wohnformen und Raumtypen wird begleitet von Harkes beruflicher Mobilität und den damit verbundenen Zweitwohnungen. Bei seiner Beschreibung des beruflich genutzten Zweitwohnsitzes in Düsseldorf wurden viele Anforderungen deutlich, die für berufsbedingt multilokal Lebende typisch sind: kleine gut ausgestattete Wohnung in der Nähe zum Arbeitsplatz, um die täglichen Wege zu verkürzen.

An diesen beiden empirischen Beispielen wird der Mehrwert des biographischen Ansatzes, wie wir ihn im Rahmen des KoBaLd-Projekts gewählt haben, deutlich. Harkes Wohnbiographie wirkt im Vergleich zu Sandras weniger mobil. Jedoch ist seine Mobilität durch seine multilokale Lebensweise „*verdeckt*“. Sandras Wohnbiographie scheint durch ihre Rückkehr in den elterlichen Familienbetrieb nach langer Abwesenheit zunächst linear in dem Sinne, dass ihre familiäre Vergangenheit nun ihre berufliche und private Gegenwart und auch ihre Zukunft determiniert (vgl. Weidenhaus, 2015: 83–86). Doch aus ihren Erzählungen wird deutlich, dass die Rückkehr zwar folgerichtig

scheint, jedoch nie ein explizit formuliertes Ziel war: „Nämlich auch die Tradition unseres Familienunternehmens. Und eben auch die Möglichkeit, dieses Familienwerk weiterzuführen. War das dann für mich, lag da auf der Hand, dass ich hierher zurückkomme. Obwohl ich davor in der Zeit, als ich in Düsseldorf gelebt habe, durchaus auch nicht daran dachte. Also es gab die Zeit, wo ich dachte, ich komme nicht mehr zurück“ (Pos. 17).

Sowohl an Sandras als auch an Harkes (vergleichsweise längerer) Wohnbiographie wird deutlich, dass unterschiedliche Lebensphasen mit bestimmten Wohnsituationen einhergehen. Dies soll für wesentliche Lebensphasen auf der Grundlage weiterer Interviews noch etwas genauer dargestellt werden. Der Fokus liegt in diesem Unterkapitel auf **alterschronologischen Lebensphasen und Lebenslaufereignissen** (für weitere Ereignisse vgl. Kapitel 4.2). Dabei ist uns bewusst, dass die Abfolge von Phasen, Ereignissen und Wohnstandorten, wie sie in der traditionellen „Normalbiographie“ mit ihrem Fokus auf einen bestimmten Typ von (Mittelschicht-)Kernfamilie galt (gut beschrieben bei Herlyn, 1990b) nur mehr ein Lebens- und Wohnmodell unter vielen ist. Bei der Darstellung folgen wir der Erzähllogik der Befragten. Begonnen wurden die Erzählungen meist mit der ersten, selbständig getroffenen Wohnstandortentscheidung – in der Regel zum Ausbildungs- bzw. Studienbeginn. Daher wird die Phase der Kindheit und Jugend nicht gesondert beschrieben.

Die **Studien- und Ausbildungszeit**, die mit einer hohen Dichte an Wanderungen verknüpft ist und zumeist in den (groß)städtischen Raum erfolgt, wird rückblickend als unbeschwerte „*Sturm- und Drangzeit*“ (Elke, Pos. 62) in einer „*typische[n] Studentenwohnung*“ (David, Pos. 201) bezeichnet. Die Wohnstätten in dieser Zeit sind häufig von begrenzter Wohndauer und teilweise Zwischenlösungen. Oftmals erfolgt ein Zusammenleben in Wohngemeinschaften (WGs) mit eigenem Zimmer, aber geteiltem Bad und gemeinsamer Küche. Mit Blick auf den Mietpreis arrangieren sich die Studierenden und Auszubildenden oftmals mit Unzulänglichkeiten der Wohnung und sehen von (aufwändigen) Renovierungsarbeiten ab. Diese Phase ist durch räumliche und zeitliche Ungewissheit geprägt (also: wie lange bleibt man wo):

„Der Vermieter hat da nicht viel gemacht an der Wohnung. Die Wohnung war, nicht runtergekommen, aber ja, so eine typische Studentenwohnung. Da hätte man schon mal den Eimer in die Hand nehmen müssen und pinseln, und auch ein bisschen spachteln müssen. Hat der Vermieter nicht gemacht, dementsprechend war die Miete auch billig für [Großstadt] Verhältnisse, [...]. Und da wir uns beide nicht sicher waren, wie lange wir in [Großstadt] bleiben, und wie lange wir, wenn wir in [Großstadt] bleiben, in dieser Wohnung bleiben.“ (David, Pos. 55)

Während des Studiums bzw. der Ausbildung ist die (innerstädtische) Wohnlage von besonderer Bedeutung. Bene (39 Jahre, Betriebswirtin, zwei Kinder) ist „*durchaus ländlich*“ (Pos. 39). aufgewachsen. Für ihr Studium der Betriebswirtschaft ist sie bewusst in die Großstadt und hier in die Innenstadt gezogen, „*weil das ja praktisch ist im Studium natürlich, wenn man dann, ja, nur auf sein Fahrrad angewiesen ist und nicht auf ein Auto*“ (Pos. 39). Kurze Alltagswege sind von Bedeutung sowie „*kulturelle Angebote wie Kneipen, Kino, Theater*“ oder „*Bildungsangebote durch die Uni*“ (Steffi, Pos. 45). Auch mit Blick auf das Nachtleben wird die Großstadt und dort das Wohnen in der Innenstadt als bevorzugte Raumkategorie gesehen. Die Studien- und Ausbildungszeit sowie

die frühen Berufsjahre sind oftmals geprägt von Fernbeziehungen, also Partnerschaften mit getrennten Haushalten über große Distanzen, teilweise sogar international. Wenn die Partnerschaft Bestand hat, wird später meist eine gemeinsame Wohnung bzw. gemeinsamer Lebensmittelpunkt gesucht (vgl. Kapitel 4.3.1 und 4.3.3). Diese Phase wird oft noch bis in die Berufseinstiegsphase verlängert, solange, bis eine stärkere berufliche Etablierung erfolgt ist, wie auch das Beispiel Sandra (vgl. Abbildung 4 oben) zeigt. Zerbricht eine Partnerschaft, wird in der Regel die gemeinsame Wohnung wieder aufgelöst (vgl. Kapitel 4.2.2).

Beim **Berufseinstieg** und mit dem Beginn einer **beruflichen Karriere**, „*wenn es persönlich stressiger wird*“ (Franziska, Pos. 48), gilt eine „*stetige Weiterentwicklung*“ des Wohnkomforts (Natalie, Pos. 9) als erstrebenswert, in unserem Sample weiterhin vorwiegend im großstädtischen Kontext. Franziska (24 Jahre, Lehramtsstudentin) antizipiert das bevorstehende Erwerbsleben als anstrengend und würde in diesen Lebensphasen vermutlich nicht mehr pendeln wollen und einen ruhigeren Wohnstandort mit mehr „*Freiraum*“ (Pos. 48) bevorzugen. Als Beispiel nennt sie Stadtteile, die zwar auch innerstädtisch sind, sich aber nicht in direkter Bahnhofsnähe befinden. In langfristiger Perspektive könnte dann auch ein suburbaner oder ländlicher Wohnstandort passender sein. Bereits in ihrer vorherigen Lebensphase findet sich die Vorstellung einer kontinuierlichen Verbesserung ihrer Wohnsituation: So stellt bereits ihre Wohnung in Düsseldorf, wo sie ihren Master absolviert, in Bezug auf Größe und Ausstattung eine Verbesserung zu der vorherigen Wohnung in der Großstadt dar, in der sie zum Bachelorstudiengang gewohnt hat.

Diese Beispiele zeigen, dass bestimmte Normen (vgl. Kendig, 1990) wie die Verbesserung des Wohnstandards im Lebensverlauf ihre Wirkmächtigkeit nicht verloren haben. Wohnkarrieren entstehen aus praktischen Erwägungen aufgrund von Lebenslaufereignissen (Kind = größere Wohnung) und normativen Erwartungen an Alter bzw. Lebensphase. Abweichungen von einer solchen Wohnkarriere – und den damit verbundenen normativen Überzeugungen – scheinen rechtfertigungsbedürftig. Anne (40 Jahre, Bundesbeamtin) lebt in einer kleinen Einzimmerwohnung „*ohne Waschmaschine und Balkon*“ (Pos. 155), die sie „*ungesehen*“ angemietet hat, „*einfach der Lage wegen*“ (Pos. 149).

„Also mir ist es, wie gesagt, wichtig, dass ich die Alltagswege möglichst kurzhalte, dann habe ich auch viel mehr vom Tag. Deswegen reißt bei mir Lage vieles raus, was eine Wohnung vielleicht jetzt weder auf den ersten, zweiten noch dritten Blick bietet, aber man kann es sich ja überall schön machen. Also ich würde lieber auf- so wie jetzt, auf 22 Quadratmeter in der Innenstadt wohnen, als auf 150 und dann eine Viertelstunde bis zur nächsten S-Bahn brauchen. So vom Verhältnis her.“ (Anne, Pos. 201)

Annes Biographie ist durch viele Auslandsaufenthalte gekennzeichnet. Diese haben bei ihr dazu geführt, dass ihr Wohnen nicht so wichtig ist: „*Aber ich habe halt auch gelernt, Kompromisse zu machen, was jetzt Wohnungen angeht. Ich weiß, dass es viele abschreckt, wie ich wohne, aber das ist jetzt mir persönlich vielleicht einfach nicht so wichtig*“ (Anne, Pos. 209). Ihre Bewertung von Wohnstandorten (Wohnung und Lage) bezieht sich also ebenfalls auf normative Überzeugungen über das, was bei einem bestimmten sozialen Status und in einem bestimmten Alter in Bezug auf

das Wohnen „normal“ beziehungsweise was „auffällig“ ist. Anne antizipiert solche normativen Vorstellungen bzw. Überzeugungen, positioniert sich aber diesen entgegen (vgl. Kapitel 1.1).

Normative Überzeugungen spiegeln sich auch hinsichtlich der Raumkategorie und einer bestimmten Lebensphase wider. Julia (28 Jahre, Angestellte) und ihr Verlobter sind (noch) kinderlos. Als sie nach dem Studium eine Wohnung bewusst in einer ländlichen Gemeinde suchen, begegnet ihnen ihr Bekannten- und Freundeskreis mit Kopfschütteln. „... *der größte Teil hat uns ausgelacht, so von wegen, wieso wollt ihr jetzt aufs Dorf, und so*“ (Pos. 205). „*Dieses klassische Vorurteil, ihr seid jung, ihr müsst leben*“ (Pos. 207). Die normativen Vorstellungen von Wohnen werden aus dem persönlichen Umfeld unmittelbar an Julia herangetragen.

Die Wohnansprüche ändern sich mit **(der Antizipation) einer Familiengründung**. Mit der Konkretisierung eines Kinderwunsches werden der Wohnstandort und die Wohnung, besonders die Ausstattung der Wohnung bzw. des Hauses, neu bewertet. Dazu gehören beispielsweise ein guter Gesamtzustand, die ausreichende Größe, aber auch die räumliche Lage. Als Wohnform wird mit Kindern oftmals das Wohneigentum angestrebt und eine Nähe zu den Eltern bzw. (künftigen) Großeltern positiv bewertet. Sven (33 Jahre, Ingenieur) wünscht sich spätestens dann, wenn er und seine Freundin Kinder bekommen, ein Einfamilienhaus: „*Obwohl ich auch zugeben muss, ich würde gerne in ein Haus ziehen, vielleicht auch so der klassische deutsche Traum, keine Ahnung. [...] Aber ich glaube so, wenn man Kinder mal haben will, ist das glaube ich so der, also wäre so mein Anliegen*“ (Pos. 81). Mit Kindern in einem Einfamilienhaus zu wohnen, erklärt er somit zu einer grundlegenden überindividuellen Vorstellung. Stark ausgeprägt ist auch die normative Vorstellung, dass es eine „*totale Erleichterung*“, „*Entlastung*“ sein könnte, mit Kindern in einem ländlichen oder suburbanen Umfeld zu wohnen (Hanna, Pos. 38). Diese verbindet sich mit dem Bild, „*dass die Kinder vor die Tür gehen können nach hinten oder nach vorne raus und man parallel was anders machen kann*“, ohne „*zu viel Angst*“ haben oder „*aufpassen*“ zu müssen (Hanna, Pos. 38). Die normative Überzeugung, dass Kinder besser auf dem Land und damit in einer besonders kindgerechten Wohnumgebung aufwachsen (sollen), ist sehr wirkmächtig. Steffi (37 Jahre, selbstständige Landwirtin) lebt mit ihrem Mann und drei kleinen Kindern „*auf dem Dorf*“ und bewertet das als „*Gewinn*“ (Pos. 240). Nach der Rückkehr in ihr Elternhaus hat sich mit den eigenen Kindern Steffis Blick auf das große Haus und den großen Garten geändert: „*sehr, sehr schön, auch gerade mit den Kindern und auch, ich merke es auch, habe es wieder neu und anders entdeckt, wie schön das ist, so einen Garten zu haben. Ja, aber es bedeutet natürlich sehr viel Arbeit*“ (Steffi, Pos. 123). Steffi verweist somit auch auf das Spannungsfeld, dass die vorgestellte Entlastung in der Kindererziehung mit zuvor nicht nötigen Arbeiten im Garten und am Haus, mit Zeiten durch Pendeln und anderem einhergehen.

Mit der Geburt von Kindern, die meistens mit einem Umzug oder einer Wanderung in eine größere, teurere Wohnung bzw. ein (größeres) Haus verbunden ist, nehmen die Befragten Einbußen an Flexibilität sowie oft größere finanzielle Verpflichtungen wahr. Steffi und ihr Ehemann sind zu Studienzeiten und auch nach dem Masterabschluss viel gereist. Rückblickend bewertet sie das als eine sehr schöne Zeit und ist froh, dass sie diese Freiheit so genutzt haben. Sie reflektiert, dass die damalige Unbeschwertheit mit der Lebensphase zusammenhing, in der sie noch keine Kinder und –

in ihrem Falle – auch noch keine Verantwortung für einen Betrieb hatten. *„Und dieses Flexibel-Sein, aber das war vielleicht auch, weil wir, ja, noch keine Kinder hatten, nicht verantwortlich waren für irgendeinen Betrieb. Nur für uns selber, das ist jetzt ja so ein extremer Kontrast, den wir gerade so wahrnehmen. Ja, diese Vogelfreiheit zu haben“* (Pos. 45). Sie sagt: *„Es ist eine schöne Erinnerung. Wir vermissen es auch manchmal. Aber ich versuche, es nicht zu vermischen, weil wir jetzt ja was anderes haben. Wir können in unserem Beruf voll arbeiten. Eigentlich so, wie wir es uns vielleicht gewünscht haben auch, was ja auch Vorteile hat. Also empfinden wir so“* (Steffi, Pos. 47). Steffi zählt emotionale wie rationale Aspekte auf, was auf eine nachträgliche Begründungstendenz (Postrationalisierung) verweist.

Die **Empty-Nest-Phase und der (vorweggenommene) Übergang ins Rentenalter** werden als *„neuer Lebensabschnitt“* (Ralf, Pos. 16) betitelt. Ralf (61 Jahre, Ingenieur in Altersteilzeit) und Gaby (54 Jahre, Sozialarbeiterin) ziehen mit Beginn von Ralfs Altersteilzeit zurück in ihre gemeinsame *„alte Jugendheimat“* (Ralf, Pos. 99). In ihrer mehr als 30-jährigen Abwesenheit haben beide durch Familienbesuche und Vereinsaktivitäten den Kontakt zur Heimatregion gehalten, was ihnen die Rückkehr erleichtert. *„Und wir kennen hier ja viele Leute noch. Erstmal aufgrund meiner Familie und dann aus dem Verein heraus. Ich habe den Kontakt ja nie abgebrochen und habe immer mitgespielt bis zuletzt“* (Ralf, Pos. 99). Unmittelbar nach seinem Eintritt in die Altersteilzeit hat Ralf mit dem Umbau von Gabys Elternhaus begonnen. So gelingt ein „sanfter“ Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand sowie vom Familienleben mit Kindern im Haushalt zurück zum Zweipersonenhaushalt.

„Und da habe ich dann diese Zeit genutzt, das Haus oder die Wohnung hier zu renovieren. Also ich habe aufgehört zu arbeiten, und gleich hatte ich neue Arbeit, indem ich hier das Haus renoviert habe. Also ich bin nicht in so ein Loch gefallen, dass man sagt, wenn die Leute in Rente gehen und nicht mehr arbeiten, dass sie nichts mehr zu tun haben. Und dann hat sich das kontinuierlich angeschlossen. Und dann passte das ganz gut. Und die Kinder sind aus dem Hause, die sind auch nicht mehr da. Und wir kommen ja beide aus der Gegend. Ich komme aus dem Nachbardorf und kenne auch noch alle Leute von früher. Also das ist nicht so, dass wir ins Unbekannte gegangen sind. Also es ist ein neuer Lebensabschnitt praktisch geworden. Und das wollten wir beide ja auch.“ (Ralf, Pos. 16)

Im **Rentenalter** findet aufgrund einer zunehmend eingeschränkten Mobilität bzw. der Vorwegnahme einer solchen Situation eine Neubewertung des Wohnstandortes, z. B. in Bezug auf die Erreichbarkeit von Einrichtungen der Daseinsvorsorge wie die Nahversorgung, statt. Auch die bekannte Gegend wird geschätzt. Hinsichtlich der Ausstattung der Wohnung bzw. des Hauses wird auf einen geringeren Aufwand für Instandhaltungen und das Umfeld geachtet. Dabei können im ländlichen Raum durchaus große Grundstücke (von 2000 qm und mehr) dazu gehören. Diese werden dann pflegeleicht gestaltet, oder es wird Hilfe von Dritten in Anspruch genommen. Bernd (60 Jahre, Verwaltungsleiter in Vorruhestand) schafft durch sein Wohnen und Leben im Dorf eine Distanz zu seiner früheren hektischen Berufszeit, der *„verrückte[n] Welt“* (Pos. 710). Sabine (59 Jahre) befindet sich in ihren letzten Berufsjahren als Lehrerin. Ausgelöst durch ihre hochbetagte Mutter, die im gleichen Ort wohnt und ihre Tochter zur Alltagsbewältigung braucht, beschäftigt sich Sabine intensiv mit dem Thema Wohnen im Alter. Sie durchdenkt eine Vielzahl von Optionen für das

Alterswohnen im Allgemeinen, aber auch bezogen auf sich selbst, sowohl, was die Wohnform als auch den konkreten Ort betrifft. Als Wohnort im Alter nennt Sabine das eigene Dorf, die nächstliegende Großstadt, aber auch Hamburg und Berlin. Auch das Ausland kann sie sich vorstellen. Wichtiger als der konkrete Wohnort und Raumtyp ist ihr die Wohnform. Sie stellt sich eine generationsübergreifende Wohnsiedlung vor, die wie eine „Solidargemeinschaft“ funktioniert, wo Jung und Alt sich gegenseitig helfen. *„Also dass man so ein bisschen mit betreut wird, also kein betreutes Wohnen, sondern so eine große Gemeinschaft im Prinzip“* (Pos. 53). Sie sucht nach einer passenden Bezeichnung: *„Kooperatives Wohnen, weiß ich jetzt nicht, Senioren-, nee, generationenübergreifendes Wohnen, ja, so wahrscheinlich, ich hab noch keinen so einschlägigen gängigen Begriff entwickelt“* (Pos. 67). Sie würde dafür ihr eigenes Haus verkaufen und reflektiert, dass sie in einer privilegierten Situation ist. *„[...] ich werde, denke ich keine Altersarmut erleiden, da bin ich ganz froh, dass ich mir dann durchaus irgendwo was ausgucken kann, wo es einigermaßen wohnlich ist“* (Pos. 151). Während sich Sabine im Alter durchaus einen Ortswechsel vorstellen kann, sei das für ihre Mutter keine Option. Sabines Meinung nach haben sich die Ansprüche an das Wohnen im Alter über die Generationen hinweg geändert. Während die Generation ihrer Mutter gerne im Ort und am liebsten im eigenen Haus bleiben möchte, zeigt sich ihre Generation offener und räumlich flexibler. *„Ich sehe das Problem meiner Mutter, die wohnt weiterhin in ihrem Haus jetzt alleine, ich besuch sie quasi jeden Tag, einmal in der Woche fahren wir einkaufen. Die würde nicht ins betreute Wohnen gehen wollen, das haben wir schon rausgefunden, sie will auch nicht ins Altersheim, das haben wir auch schon rausgefunden, alles getestet, schon Besuche gemacht. Aber ich denke, wenn sie im Ort bleiben kann, ortszentraler wohnen kann, dann vielleicht noch mehr Kontakt hat zu denen, die sie kennt“* (Pos. 85). Zum Interviewzeitpunkt war es der „Wunschtraum“ ihrer Mutter, bei Sabine einzuziehen, *„aber ich mag das nicht, weil dann wird es nur krachen, denke ich mal“* (Pos. 95). Mit Blick auf ihre eigene Tochter sieht sie große Generationsunterschiede bei der Versorgung der Eltern im Alter. Sabines Tochter lebt mit ihrem Freund im Ausland *„[...] und die wird da sicherlich bleiben. Und man kann sich auch nicht auf seine Kinder verlassen, so wie die Generationen früher das gemacht haben, man muss schon selber gucken wie es weitergeht“* (Pos. 181).

Ähnlich geht es anderen Befragten, die entweder schon in Rente sind oder aber am Ende ihres Erwerbslebens stehen. Nachdem der Wohnstandortwechsel an den vorgestellten Altersruhesitz erfolgt ist, wird die Zeit antizipiert, in der mit fortschreitendem Alter die eigene Hilfebedürftigkeit steigt. So engagiert sich die Frührentnerin Monika (64 Jahre, Denkmalpflegerin) in einer Arbeitsgruppe im Dorf *„natürlich auch nicht so ganz uneigennützig“* (Pos. 55) bei einem Bauprojekt zum *„generationenübergreifenden Wohnen“* (Pos. 55). Bei dem potenziellen Bauplatz handelt es sich um eine innerörtliche Fläche, die durch einen Hausbrand frei geworden ist. Indem sie ihr berufliches Wissen aus dem Städtebau für die Dorfgestaltung einsetzt, kommt es zu einer Win-Win-Situation. Denn sie sorgt für sich selbst, aber auch für die dörfliche Gemeinschaft. In ihren Ausführungen lassen sich normative Überzeugungen bezüglich der Wohnwünsche im Alter erkennen:

„[...] denn noch fühlen wir uns unheimlich fit, was wir vielleicht auch für unser Alter noch sind, aber man hört ja eben ganz viel, es wird immer weniger, was man kann. Man hört ganz viel, dass die Leute, ja, dann eben betreut werden möchten, aber nicht aus dem Ort raus möchten, und solche Gedanken haben wir natürlich auch. Ja, jetzt mache ich es sozusagen aus zweierlei Gründen. Einmal aus den

Gründen, dass wir selber vielleicht, wenn wir es hinkriegen, davon irgendwann mal profitieren können, möglichst spät natürlich, weil wir möchten das hier nicht aufgeben. Und zum anderen, weil ich diese Fläche da städtebaulich so wichtig finde und ich das dann ja auch mit meinen Architektenaugen sehe und von daher aus diesen beiden Gründen da mitarbeite in dieser Arbeitsgruppe.“ (Monika, Pos. 55)

Bei denjenigen, die seit ihrer Geburt oder Kindheit im gleichen Ort **geblieben** sind, vollziehen sich Wohnungswechsel ebenfalls entlang von Lebensphasen, aber eben innergemeindlich bzw. innerstädtisch in Form von **Umzügen** und mit ganz ähnlichen Mustern: vom Auszug aus dem Elternhaus zu Ausbildungszwecken über die Schaffung von Eigentum hin zu einem verkleinerten Altersruhesitz. Das Bleiben am Heimatort kann von einer **multilokalen Lebensweise** begleitet werden und zwar von der Person selbst oder auch der Partnerin/dem Partner. Tobias (38 Jahre, Angestellter) sieht sich selbst als „*heimatverbundene[n] Mensch[en]*“, der „*sehr stark verwurzelt oder auch engagiert im Ort ist*“ (Pos. 37). Aus seinem Heimatdorf wegzuziehen kam bzw. kommt für ihn nicht in Frage. Im Gegensatz zu Tobias weist seine Frau eine deutlich höhere Wohnmobilität auf. Sie ist ebenfalls gebürtig in der Region, jedoch bereits zum Studium weggezogen. Seit der Studienzeit pflegen die beiden eine Fernbeziehung, die sich bis heute fortsetzt. Denn Tobias' Frau lebt seit zwölf Jahren berufsbedingt multilokal. Dass das Paar die Woche über getrennt wohnt, scheint für beide unproblematisch zu sein: „*[...] Genau. Und das heißt, die ist die Woche über immerhin in [Stadt], die kommt nur am Wochenende oder macht mal Homeoffice oder sowas. Aber das machen wir seit zwölf Jahren so und das ist überhaupt kein Problem*“ (Tobias, Pos. 73). Tobias entkräftet aktiv die normative Überzeugung, dass die multilokale Lebensführung für eine Beziehung problematisch ist. Nach Einschätzung von Tobias ist auch für seine Frau der Lebensmittelpunkt in seinem Heimatdorf, wo sie gemeinsam einen ehemaligen landwirtschaftlichen Resthof bewohnen. Für Tobias stellte sich die Frage nicht, mit an den Berufsort seiner Frau zu ziehen.

„Das stand gar nicht so zur Debatte. Also natürlich ist es so, sie hat natürlich auch ihren Lebensmittelpunkt hier. Das ist da eine Zweitwohnung, die sie hat, hatte auch so ein bisschen Anschluss oder ich sage mal, man sucht sich dann auch Freizeitaktivitäten, was weiß ich, ein bisschen- noch ein bisschen Sport oder solche Dinge. Gar keine Frage. Aber wie gesagt, der Lebensmittelpunkt ist hier, und hier sind auch ihre Freunde. Und sie hat auch, wie gesagt, kommt auch hier aus der Region.“ (Tobias, Pos. 77)

Nach Herlyn (1990b: 199f) blicken gerade ältere Menschen auf eine ganze Fülle von **Raumerfahrungen** zurück und beurteilen diese in ihrer biographischen Relevanz. Räumliche Merkmale fungieren häufig als Krücken, soziale Phänomene der Biographie ins Gedächtnis zu rufen und zu rekonstruieren. Erst in der Rückschau können Menschen die Bedeutung von sozialräumlichen Erfahrungen zu ihrer Biographie ins Verhältnis setzen (ebd.: 199 f.). Sicher lassen sich die Erkenntnisse von Herlyn (1990b) auch auf jüngere Menschen übertragen. Über alle Lebensphasen hinweg wird die bisherige Wohnbiographie **retrospektiv** als überwiegend stimmige Abfolge einzelner Wohnstandortentscheidungen erzählt, die sich durch das gegenseitige Abwägen der persönlichen Präferenzen und Relevanzsetzungen, die äußeren Rahmenbedingungen und Gelegenheiten sowie Zufälle ergibt. Monika ersteigert mit Mitte 50 gemeinsam mit ihrem Partner einen landwirtschaftlichen Resthof. In der Rückschau erscheint ihr dieser Erwerb nahezu vorgezeichnet: „*Also dieser Hof, der ist irgendwie mit ganz viel Glück zu uns gekommen. Ich sage immer, es sollte so sein. Es sollte*

so sein, weil ich habe schon mal eine Versteigerung mitgemacht, also wollte was ersteigern, ein kleines Häuschen. Da ist es mir nicht gelungen“ (Pos. 23). Allerdings bezieht sie ihr „Glück“ explizit auf die Immobilie selbst, denn vorab hat sie den Suchraum für eine etwaige Immobilie im Eigentum auf eine bestimmte Region begrenzt. *„Also da stand aber ganz klar fest, dass ich in der Gegend hier bleiben wollte“* (Pos. 53). So bleibt sie in der Region in Niedersachsen, in die sie berufsbedingt mit Mitte zwanzig gezogen ist und die sich für sie zu einem „geschlossenen Raum“ entwickelt hat (vgl. Wagner, 1989: 84). Monika reflektiert ihre eigene Wohnbiographie als altersspezifisch und stellt diese Entwicklung als schlüssig dar. Ihre Darstellung kann als Beispiel für ihre normative Vorstellung einer raumbezogenen „Wohnkarriere“ herangezogen werden (Kindheit auf dem Land – Ausbildung und Berufseinstieg in der Großstadt – sesshaft werden auf dem Land): *„Also geboren auf dem Land und immer die Intention gehabt, auch irgendwie wieder ländlich wohnen zu wollen. Wobei ich aber sagen muss, eben nicht ungerne die Zeit in der Stadt. Die habe ich genossen. Aber danach war dann auch gut. Also ich könnte jetzt nicht mehr in der Stadt leben“* (Pos. 109). Bei Sabine waren es in der Rückschau *„Bequemlichkeitsgründe“* (Pos. 283), die für einen bestimmten Wohnstandort bzw. eine bestimmte Wohnform sprachen. Sabine hat lange in der gleichen Region und dort im gleichen Dorf gewohnt. Ihre Eltern haben das auch sehr befürwortet und unterstützt. Rückblickend bereut sie, dass sie bei ihren Wohnstandortentscheidungen nicht mutiger gewesen ist: *„so im Nachhinein wäre ich glaube ich lieber dahin gegangen“* (Pos. 283). Ihren ersten Wegzug von zu Hause zu Studienzeiten deutete sie als Befreiung. *„In England konnte ich dann also wirklich mal das Haus meiner Eltern verlassen“* (Pos. 7).

Die **Narration der Zeitlichkeit** bestimmter Situationen kann sich stark unterscheiden. Kim (30 Jahre, Freelancerin) beschreibt ihre Zeit in Köln eingangs als kurze Episode von rund anderthalb Jahren. Der Zeitstrahl und die Erzählungen an anderen Stellen zeigen jedoch, dass es sich um drei Jahre handelte. Zu Köln hat sie nach eigenen Aussagen keinen Zugang gefunden, wohingegen ihr Düsseldorf auf Anhieb gefiel: *„Also ich hatte vorher kurze Zeit in Köln gewohnt und wurde mit Köln aber so gar nicht warm irgendwie, und war dann einmal in Düsseldorf, und hier hat es mir direkt so gefallen, dass ich dann gesagt habe, ja, dann ziehe ich halt hierhin und zirka ein halbes Jahr später, ja, habe ich dann hier gewohnt“* (Pos. 7). Im Verlauf des Interviews wurde deutlich, dass sie relativ viel Zeit in Düsseldorf verbracht hat, bevor sie dorthin gezogen ist, und nicht nur *„einmal“* (Pos. 7) dort war. In Köln hatte Kim nach dem Studium ihre erste Arbeitsstelle gefunden, die zunächst attraktiv klang, aber dann nicht ihren Vorstellungen entsprach, sodass ihr weder die Arbeit noch die Stadt gefiel und die Zeit dort nur als kurze Episode gedeutet wird.

Einzelne Wohnstandorte werden in der Rückschau komplett vergessen. So fällt Klaus (67 Jahre, Rentner, vormals leitender Angestellter) erst am Ende des Interviews beim Ausfüllen des Zeitstrahls ein, dass er und seine Frau rund ein Jahr lang gemeinsam zur Miete in einem Ort rund 50 km entfernt gewohnt haben, wo seine Frau einen Teil ihrer Ausbildung absolviert hat. Mehr als *„Ich habe mich da ganz wohl gefühlt“* (Pos. 163) erzählt er hierzu nicht. Auch Elke (53 Jahre, Verwaltungsfachangestellte) waren rund sechs Jahre ihrer Wohnbiographie nicht präsent – trotz chronologischen Erzählens und nachfolgender Auseinandersetzung mit dem Zeitstrahl. Erst als ihr Ehemann Bernd dazukommt und die einzelnen Wohnorte auflistete, fiel es ihr wieder ein (ohne, dass sie dann viel dazu zu erzählen wusste). *„Oh nein, da hab- ich habe da gar nicht mehr dran gedacht“*

(Elke, Pos. 607). „*Na das macht doch nix. Das war eine- das war eine Episode in unserem Leben*“ (Bernd, Pos. 610). Für beide scheinen diese sechs Jahre ihres Wohnens und Lebens keine erwähnenswerte oder mit Besonderheiten gespickte Lebensphase gewesen zu sein, also ohne biographische Relevanz. „*Kannst du mal sehen, habe ich total verdrängt, obwohl, das war da schön da*“ (Elke, Pos. 649). „*Eigentlich war [Ort] schön, ja*“ (Bernd, Pos. 650). Die erzählte Zeitlichkeit scheint mit der ihr zugeschriebenen biographischen Relevanz zusammenzuhängen.

4.1.2 Ressourcen und persönlicher Kontext

Lebenslaufereignisse stellen zwar wichtige Auslöser für Überlegungen hinsichtlich von Wanderungen, Umzügen oder Sesshaftigkeit dar. In die letztliche Entscheidung fließen Abwägungen zu weiteren Wohnansprüchen ein, insbesondere in Bezug auf den Wohnkomfort und das damit zusammenhängende Preis-Leistungs-Verhältnis und die Passfähigkeit zum persönlichen Umfeld.

Bezüglich des Wohnkomforts (Ausstattung und Größe der Wohnung/des Hauses) wird, wie bereits angedeutet, im Lebensverlauf oftmals eine (stetige) Verbesserung angestrebt, vor allem mit steigendem Einkommen und beruflicher Sicherheit. Ein höherer Wohnstandard geht dann häufig mit höheren Wohnkosten einher. So korrelieren Wohnkomfort und **verfügbares Einkommen bzw. sozioökonomischer Status**. Hinsichtlich der Wohnkosten korrespondieren häufig der Wohnkomfort (Ausstattung und Größe der Wohnimmobilie) und die Attraktivität der räumlichen Lage der Wohnung/des Hauses (Raumtyp, Region, Stadt, Quartier). Attraktivität steht dabei sinnbildlich für Ausstattungsmerkmale wie Infrastruktur, aber auch für Merkmale wie Ruhe, angesagtes Wohnviertel und Image. Die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel bedingen dann ein gegenseitiges Abwägen zwischen Ausstattungsmerkmalen und symbolischen Aspekten.

Besondere Lebensereignisse wie Trennung oder Scheidung, Tod eines Familienmitglieds oder Arbeitslosigkeit können einen unfreiwilligen bzw. unbeabsichtigten Rückgang des Wohnstandards nach sich ziehen (vgl. Kapitel 4.2). Auch zeitlich begrenzte Auslandsaufenthalte oder zeitlich befristete Arbeitsverhältnisse können dazu führen, dass die Wohnansprüche und der realisierte Wohnstandard sich im Lebenslauf nicht steigern, sondern für eine bestimmte Zeit eher auf „Eis“ gelegt werden. Darüber hinaus gibt es auch Fälle, in denen trotz ausreichendem Finanzvolumen sowohl Wohnkomfort als auch die „Attraktivität“ des Standorts eine untergeordnete Rolle spielen, weil z. B. das Reisen, Hobbys oder die regionale und überregionale Anbindung höher gewichtet werden.

Die **familiäre Einbindung und die Distanz zur Familie** kann die Entscheidung für den nächsten Wohnstandort beeinflussen. Der Wunsch nach Nähe zur Familie kann wechselseitig, aber auch einseitig sein – letzteres etwa dann, wenn die Eltern darauf drängen, dass die Kinder in der Nähe bleiben oder „nach Hause“ zurückkommen. Sabine ist aus finanziellen Gründen und auf Drängen ihrer Eltern während des Studiums zu Hause wohnen geblieben und in ihren Studienort gependelt. „*Ich bin Einzelkind und so im Nachhinein erschließt sich mir sehr gut, warum sie quasi verhindern wollten, dass ich nach [Universitätsstadt] ziehe und das Haus verlasse, okay*“ (Pos. 7).

Die Bedeutung der Nähe zur Familie verändert sich im Lebensverlauf, sie nimmt zum Studium ab und danach häufig wieder zu. Wie stark der Wunsch ist, in die Nähe der Familie zu ziehen, hängt von der Enge der Bindung oder der empfundenen Verpflichtung gegenüber der Familie ab. Hendrik (35 Jahre, Referent) überlegt, seinen Wohnstandort von Düsseldorf nach Berlin zu verlagern. Mit dieser Wanderung wäre er weit (ca. 650 km) von seinem Heimatort, wo seine Mutter noch lebt, entfernt. Die Nähe zur Familie ist ein wichtiger Faktor in seiner Abwägung:

„[...] und ich merke schon auch, dass das nicht so schlecht ist, nahe an der- oder in erreichbarer Nähe der Familie zu sein. Das geht natürlich auch von Berlin, aber von Berlin in die [Heimatregion] fahre ich sechs Stunden, muss mir wahrscheinlich auf jeden Fall frei nehmen, wenn ich denn mal da wäre. [...] Und ich merke auch, dass ihr [der Mutter] das immer wichtiger wird, dass wir Kinder in der Nähe sind. Da habe ich meine Schwester, die in [der Nachbarstadt] ist, die wird da auch bleiben, das ist alles easy, und das ist auch okay für sie, wenn ich nach Berlin gehe. Aber ich merke schon, ein bisschen wird ihr das Herz bluten. Und das fällt mir nicht leichter, je älter ich werde, sondern im Gegenteil.“ (Hendrik, Pos. 149)

Gleichsam kann aber auch ein starkes Drängen der Eltern oder eine starke Beeinflussung durch diese der Grund für das In-der-Nähe-Bleiben sein. *„Ich war die erste aus der Familie, die überhaupt studiert hat, und das passte ihnen schon so nicht ganz, und, ja, vielleicht wollten sie sich, mich mit dem Haus schon an sich binden, ist so meine Vermutung, hat ja auch funktioniert dann“* (Sabine, Pos. 29). Elke fühlt sich ihren Eltern so eng verbunden, dass sie aus sich heraus entscheidet, in der Region zu bleiben. Die Eltern unterstützen diese Bindung, indem sie im Haus eine abgeschlossene Wohnung bereitstellen, in denen ihre beiden Töchter jederzeit wohnen können. Auch die Pflegebedürftigkeit der Eltern können ein Bleiben oder eine Rückkehr in den Ort der Kindheit bedeuten.

Sabine befindet sich in ihren letzten Berufsjahren als Lehrerin. Sie wohnt mittlerweile wieder seit ca. 30 Jahren in dem Dorf, wo sie aufgewachsen ist. Ihre ersten Berufsjahre hat sie in England und den USA verbracht. Ihre betreuungsbedürftige Mutter lebt im gleichen Ort und nimmt regelmäßig die Hilfe ihrer Tochter in Anspruch. Sabine changiert zwischen einem „Freisein“ in ihrer eigenen Wohnstandortentscheidung für die nachberufliche Phase und ihrer (aktuellen) Gebundenheit durch die Mutter. Rückblickend scheint sie mit einigen Wohnstandortentscheidungen in ihrem Leben zu hadern, wie z. B. einen Studienplatz in Berlin verworfen zu haben, während des Studiums bei den Eltern wohnen geblieben zu sein oder aber nach der Geburt ihrer Tochter mit ihrem damaligen Ehemann in ihr Heimatdorf zurückgezogen zu sein. Ihr Bleiben war also immer wieder von (gemeinsamen) Abwägungen alternativer Optionen begleitet. Gerade der Fall Sabine zeigt aber auch, wie stark soziale Normen und die Erwartungen des sozialen Umfelds Wanderungs- und Bleibeentscheidungen beeinflussen können. Damit können möglicherweise die eigenen Wünsche nicht realisiert werden, was nicht zur subjektiven Zufriedenheit beiträgt.

Unterschiedliche Anforderungen an das Wohnen ergeben sich je nach **erwarteter Wohndauer**. Bei kurzfristiger Wohndauer werden eher Kompromisse eingegangen. Verstetigt sich das Wohnen an einem bestimmten Standort – oder die Beschäftigungsdauer – werden hingegen andere, meist höhere Anforderungen an das Wohnen geäußert. Berufliche Befristungen spielen hierbei eine

wichtige Rolle. Amara (25 Jahre, Projektmitarbeiterin) hat aufgrund ihres befristeten Arbeitsvertrags und der damit verbundenen Unsicherheiten zunächst für ein möbliertes WG-Zimmer einen Zwischenmietvertrag unterschrieben, der genau der Laufzeit des Arbeitsvertrags entspricht: *„Und, ja, dann kann ich, sag ich mal, so schnell wieder gehen wie ich gekommen bin, ohne viel Aufwand, wenn es denn so sein sollte, dass ich dann nicht mehr länger bleibe als das eine Jahr“* (Pos. 22). Sollte jedoch bald klar werden, dass sie aufgrund des Arbeitsvertrags noch *„drei, vier Jahre“* (Pos. 90) in Duisburg bleiben könnte, dann würde sie unter diesen Rahmenbedingungen *„vielleicht nochmal gucken, ich weiß nicht, wo will ich dann wohnen. Also so langfristiger dann denken und nicht unbedingt nur, nur was für kurze Zeit suchen“* (Pos. 90). Genauer führt sie jedoch nicht aus, wonach sie dann suchen oder wie sie dann wohnen möchte. Auch Sandra zieht zunächst in eine WG, als sie in der Großstadt ihren ersten (befristeten) Job bekommt. Erst als nach zwei Jahren ihr Arbeitsvertrag entfristet wird, bezieht sie eine eigene, gut angebundene Wohnung mitten in der Stadt. Sie bedauert, dass sie durch die anfängliche Befristung des Beschäftigungsverhältnisses *„dieses Gefühl verpasst hat, dass man so eine Zuhause-Verbindung aufnimmt“* (Pos. 31). Sandra wählt Begriffe wie *„Durchreise“* und *„Station“* (Pos. 31), die die zeitliche Begrenzung des Wohnens in der Großstadt unterstreichen. Bei Hendrik ist es ähnlich: Mit dem Wechsel auf den *„Beamtentrack“* (Pos. 81) veränderten sich auch die Anforderungen an das Wohnen. Während Hendrik Düsseldorf vorher als *„Station“* (Pos. 181) gesehen hat und in WGs wohnte, entschloss er sich nach der Verbeamtung und verschiedenen negativen Erfahrungen in WGs, eine eigene Wohnung zu suchen: *„[D]ann gehst du jetzt aber bitte hier auch mal in eine eigene Wohnung – willst jetzt mal dein eigener Herr sein, und hast auch eine langfristige Perspektive“* (Pos. 81).

In unserem Sample der 30 Interviews befinden sich insgesamt zehn **Rückkehrer*innen**, die nach mehrjähriger Abwesenheit in die Stadt oder das Dorf ihrer Kindheit zurückgekehrt sind. Dabei war der Weg zurück keineswegs vorgezeichnet. *„Also es gab die Zeit, wo ich dachte, ich komme nicht mehr zurück“* (Sandra, Pos. 17; vgl. bereits Kapitel 4.1.2). Die Beweggründe für die Rückkehr waren sehr unterschiedlich. Sie reichen von der Übernahme des elterlichen Betriebs, eine vorhandene Immobilie im Familieneigentum, die „Sehnsucht“ nach dem langjährigen Freundeskreis oder die Verbundenheit mit der Familie. Zufälle und Gelegenheiten spielen eine wesentliche Rolle (vgl. Kapitel 4.2). In der Retrospektive bewerten die Interviewpartner*innen die mehrjährige Abwesenheit als positiv. Rückblickend ist Sandra sehr froh darüber, dass sie *„so viele Möglichkeiten hatte, raus zu kommen, und neue Eindrücke zu bekommen“* (Pos. 23). Mit diesen Erfahrungen fühlt sie sich nach ihrer Rückkehr in ihren Heimatort wohl, *„einfach so ein gutes Gefühl, dass ich hier gut angekommen bin. Und auch mich dann nicht später fragen muss, was wäre wenn. Das ist, bin ich sehr zufrieden mit, innerlich ausgeglichen“* (Sandra, Pos. 23). Die Rückkehr ins Heimatdorf verläuft zunächst sehr pragmatisch mit dem Einzug ins *„alte Kinderzimmer“* (Steffi, Pos. 154) als Übergangslösung. In den Fällen, in denen das Elternhaus in das Eigentum der Kinder übergegangen ist, vollzog sich nach dem innerhäuslichen Umbau der Immobilie der Generationswechsel im Wohnen. Anzumerken ist hier, dass unser Sample sozial selektiv ist: Es handelt sich bei den Rückkehrer*innen in allen Fällen um eine privilegierte Gruppe von Menschen, die sowohl eine gute Beziehung zu den Eltern haben, deren Familien über Grundbesitz oder einen Betrieb verfügen oder die eine Immobilie bzw. ein Grundstück erben konnten.

4.1.3 Vorherige Wohnerfahrungen

Bedürfnisse an das Wohnen entwickeln sich mit zunehmender Wohnerfahrung. Anfangs stehen häufig geringe Wohnkosten und ein unkompliziertes Unterkommen im Vordergrund. So werden „mit relativ wenig konkreten Vorstellungen“ sich zufällig bietende Wohngelegenheiten wahrgenommen (Philipp, 25 Jahre, selbständiger Veranstaltungstechniker, Pos. 59). Die gemachten **Wohnerfahrungen beeinflussen zukünftige Wohnstandortentscheidungen**, und selbst kurze Episoden können eine dauerhafte Referenzfolie bilden. Amara hätte sich an ihrem aktuellen Wohnstandort in Duisburg durchaus „leisten können, alleine zu leben“ (Pos. 36), aber „ich kannte halt oder kenne halt bis jetzt nur WGs, und deswegen hab ich das dann auch so, so entschieden“ (Pos. 36). Paula (30 Jahre, Referentin) hat in Erfurt studiert und während des Studiums in einer sanierten Altbauwohnung gewohnt.²⁴ Nachdem der „Erfurt-Standard“ (Pos. 64) ihre Wohnansprüche stark geprägt hat, stehen bestimmte Ausstattungsmerkmale stark im Fokus: „Ich wollte ja auch nicht in eine Platte ziehen, weil ich in Erfurt einmal den Standard hatte und wusste, was schöne Wohnungen sind“ (Pos. 26). Deutlich wird ebenfalls, dass Paula erwartet hatte, nach dem Berufseinstieg eine bessere Wohnung zu bekommen bzw. mehr Auswahl zu haben, also die höheren Anforderungen auch in Düsseldorf umsetzen zu können: „[E]ine Altbauwohnung wäre das Nonplusultra gewesen, aber es ist ja auch noch Luft nach oben. Wenn man einmal den Erfurt-Standard gewohnt ist, ist es total schwierig, weil durch die Preise in Erfurt haben halt super viele Freunde auch im Altbau gewohnt und andere Freunde wirklich mit traumhaften Altbaustückdecken. So ein sanierter Altbau, aber das war hier ganz schnell raus“ (Pos. 64). Die Wohnpreise in Düsseldorf zwingen sie zu einer Anpassung ihrer Wohnansprüche.

Anne hat lange Zeit im Ausland gelebt. Da Auslandsaufenthalte oft mit Abstrichen beim Wohnkomfort verbunden sind, haben Annes viele Stationen dazu geführt, dass ihre Ansprüche an das Wohnen eher bescheiden sind. Denn obwohl der Wohnungsmarkt in einigen deutschen Großstädten eng ist, ist die Situation laut Anne nicht vergleichbar mit der Situation in den Weltmetropolen, in denen sie gelebt hat (u. a. New York und Tokio). Dort ist es nach ihrer Darstellung sehr schwer, eine angemessene Wohnung zu finden, und das Eingehen von Kompromissen unabdingbar. Anne betrachtet ihre Wohnung eher als Basis in der jeweiligen Stadt, deshalb ist ihr hauptsächlich die Lage wichtig und weniger Ausstattung oder Größe: „Wichtig ist mir halt hauptsächlich die Lage. Und sie soll halt nicht zu groß sein, weil ich halt auch sehr gerne viel unternehme, und eine Wohnung neigt dazu einzustauben, und je mehr Platz man hat, desto mehr muss man auch sauber halten. Also ich lege jetzt nicht Wert auf ein Arbeitszimmer oder ein Schlafzimmer, das brauche ich jetzt nicht zwingend“ (Pos. 211).

Auch die **Sozialisation in der Kindheit** spielt als Wohnerfahrung eine wichtige Rolle, sowohl den Raumtyp (eher städtisch – eher ländlich – suburban) als auch die Wohnform betreffend. Dabei erfolgt der Rückblick auf die Kindheit und Jugend bezüglich des Wohnens immer wertend, indem

²⁴ In diesem Fall wird aus Gründen der Prägnanz des Ausdrucks „Erfurt-Standard“, der nicht adäquat durch einen Platzhalter zu ersetzen ist, ausnahmsweise von dem Prinzip abgewichen, aus Datenschutzgründen lediglich die größten deutschen Großstädte zu nennen.

Vor- und Nachteile aufgezählt werden. Besonders dann, wenn der Wohnstandort verstetigt werden soll oder, wenn eine eigene Familie gegründet wird, erfolgt der Blick zurück in die eigene Kindheit. Das Abwägungspendel kann dann in beide Richtungen ausschlagen, für oder gegen die Wohnenerfahrungen aus der Kindheit. Harald (39 Jahre, Ingenieur, zwei kleine Kinder) ist in einer Mietwohnung im Zentrum von Frankfurt am Main aufgewachsen. Er bezeichnet sich selbst als „*Stadtkind*“ (Pos. 36). Als Jugendlicher genießt er das Großstadtleben sehr. Mit Anfang 20 entscheidet er sich hinsichtlich des Studienfachs *„also bewusst dann zu Agrarwissenschaften, also auch in dem Bewusstsein, dass mich das aufs Land ziehen soll und darf“* (Harald, Pos. 36). Er entscheidet sich schließlich gegen die Wohnform und Raumkategorie der Kindheit. Seine Frau und er kaufen einen landwirtschaftlichen Resthof in einem 1.200-Einwohner-Ort in einer sehr ländlichen Region in der Nähe seines Arbeitsplatzes. Die Entscheidung mit Mitte dreißig, ländlich zu wohnen, war dennoch aus seiner Sicht nicht gewiss. *„Für mich war nicht mein Leben lang klar, dass ich auf dem Land wohne“* (Pos. 51). Bei Philipp schlägt das Pendel in die andere Richtung. Im Interview fallen die Aussagen *„Das kommt, glaube ich, mit dem Alter“* (Pos. 39) und *„Ich klinge, als würde ich auf die 60 zugehen“* (Pos. 27). Diese beziehen sich auf die Wertschätzung des Dorflebens, die er assoziativ offensichtlich mit einem bestimmten Lebensalter verbindet. Philipps Anforderungen an das Wohnen haben sich innerhalb sehr kurzer Zeit verändert. Als Jugendlicher wollte er das Dorf wegen der mangelnden Ausgehmöglichkeiten verlassen und wegen des Nachtlebens in die Stadt ziehen. Aufgrund der Erfahrungen, die er in Duisburg gemacht hat (Lärm und *„Kulturschock“* (Pos. 7)), hat er das *„Dorfleben wirklich schätzen gelernt“* (Pos. 29), sodass er sich für seinen zukünftigen Wohnstandort wieder das Dorf mit der Möglichkeit, gelegentlich die Annehmlichkeiten des Stadtlebens zu genießen, wünscht. Es wird versucht, alle Vorzüge zu genießen und das Maximum an Möglichkeiten auszunutzen. Hanna (37 Jahre, Referentin), die mit drei Geschwistern in einem kleinen Dorf in Schleswig-Holstein aufgewachsen ist, kann sich ein Leben auf dem Land nicht mehr vorstellen und möchte da auch nicht wohnen. Rückblickend bewertet sie ihre Kindheit auf dem Dorf zwar als in Ordnung, aber ihr war scheinbar klar, dass sie zukünftig in der Stadt wohnen will:

„Das waren die Erfahrungen und wenn man jetzt fragt, ob ich das Landleben furchtbar fand, dann kann ich nicht sagen, dass ich das furchtbar fand, sondern das war anders und hatte alles irgendwie seine Vorteile, ich hatte meine Freunde und meine Hobbys. Ich kann nicht sagen, ob ich das irgendwann für mich reflektiert habe oder das benennen kann, aber es war klar, ich will da nicht wohnen bleiben, sondern ich will in einer Stadt wohnen und daran hat sich nichts geändert.“ (Hanna, Pos. 6)

„Ich kann mir nicht vorstellen, auf dem klassischen Land in so einem Dorf, wo man überall mit dem Auto hinfahren muss, wo man jeden kennt, wo jeder alles über einen weiß. Wo im Winter die Landschaft karg und düster ist, weil es nicht mehr durch Bebauung aufgelockert wird und durch Licht, sondern man einfach diese tristen Äcker irgendwo sieht, zu wohnen. Wo klar ist, dass wenn man bestimmte Jobs machen möchte, das dann nicht vor Ort hat, sondern weit fahren muss. [...] Von daher ist es bei mir, glaube ich, irgendwie total gesetzt, dass es Stadt sein muss.“ (Hanna, Pos. 37)

Hanna ist ein Beispiel dafür, dass es unter den Befragten, die in ländlichen Räumen aufgewachsen sind, zum Teil eine sehr starke Ablehnung des Landlebens gibt. Ihre Zuschreibungen an ländliche Räume haben eine negative Konnotation (vgl. auch Kapitel 4.4.2).

4.1.4 Zwischenfazit

Wohnansprüche im Lebensverlauf sind dynamisch und hängen von persönlichen Präferenzen und Relevanzsetzungen sowie verfügbaren finanziellen Ressourcen ab. Dabei prägen gemachte Wohnerfahrungen zukünftige Wohnstandortentscheidungen und werden als Referenzfolie herangezogen (z. B. „Erfurt-Standard“, Paula, Pos. 64).

Eine Auffassung, die von vielen Interviewten geteilt wurde, ist die stetige Verbesserung der Wohnsituation im Lebensverlauf, etwa in Bezug auf Wohnkomfort, Platz und Wohnstatus. Wohnerfahrungen kumulieren im Lebensverlauf und verstetigen sich zu einer Wohnkarriere (Feijten, 2005). Diese wird oft im Sinne einer kontinuierlichen Verbesserung (*laddering*; Lux et al., 2018; Kendig, 1990) dargestellt und interpretiert. Abweichungen werden als solche benannt und gerechtfertigt – es handelt sich somit um eine normative Überzeugung. Für die Wohnkarriere ist auch die Wohnsozialisation in Kindheit und Jugend prägend – nicht aber zwingend in einem linearen Verständnis, also als etwas, wohin man zurückkehrt, sondern als Erfahrung, zu der man sich individuell positioniert und gegebenenfalls im Sinne eines „Anders“-Wohnens abgrenzt.

Das Bleiben an einem Wohnort kann von Abwägungen alternativer Optionen begleitet sein (zur Komplexität von Bleibeentscheidungen, einem theoretisch fundierten Modell ihrer Strukturierung und unterschiedlichen Typen von Gebliebenen vgl. vertieft Rühmling, 2022: 148–172). Dabei beeinflussen auch soziale Normen und die Erwartungen des sozialen Umfelds Wanderungs- und Bleibeentscheidungen. Die multilokale Lebensweise der Person selbst oder auch der Partnerin/dem Partner kann das Bleiben am (Heimat-)Ort begleiten.

Die graphische Darstellung von Wohnbiographien in Form eines Zeitstrahls (vgl. oben Abbildungen 4 und 5) illustriert die oftmals auftretende „Gleichzeitigkeit“ von Lebenslaufereignissen, Lebensphasen und Wohnsituation (Albrecht, 1972: 47; hier zitiert nach Wagner, 1989: 49). Die chronologische Darstellung der Wohnorte vermittelt den Anschein einer linearen Abfolge der Wohnbiographie. Die biographischen Erzählungen der Befragten relativieren eine solche mögliche Interpretation jedoch teilweise (Sandras Rückkehr in ihr Heimatdorf war kein erklärtes Ziel) oder heben sie gar auf (Elkes Vergessen von mehreren Jahren ihrer Wohnbiographie). Die erzählte Zeitlichkeit der Wohnbiographie scheint mit der ihr zugeschriebenen biographischen Relevanz zusammenzuhängen. So kann die Nähe zur Familie mit zunehmendem Alter der Eltern wichtiger werden. Auch die multilokalen Arrangements können sich auf Grund von zunehmender Belastung durch das Pendeln ändern.

4.2 Jenseits einer Lebenslaufperspektive: zur Rolle weiterer Faktoren für Wohnstandortentscheidungen

Neben den in Kapitel 4.1 beschriebenen Lebenslaufereignissen spielen weitere Faktoren eine Rolle, die sich sowohl auf die oft ineinander übergehende Entscheidung zum Umzug, zur Wanderung bzw. zum Bleiben (*decision to move*) als auch auf die Frage des Wohin (*decision where to move*)

auswirken. Im Gegensatz zu den gut erforschten Lebenslaufereignissen, wie z. B. Auszug aus dem Elternhaus, Berufseinstieg, Familiengründung und Renteneintritt, und den damit einhergehenden Lebensphasen ist hier die Forschungslage deutlich dünner (vgl. Kapitel 2.2). In unserem empirischen Material konnten wir sechs weitere Faktoren identifizieren, die sich auf beide Entscheidungsebenen auswirken und die in diesem Unterkapitel dargestellt werden: Wünsche nach Veränderung oder einem Neuanfang, Überbrückungsphasen und krisenhafte Ereignisse, die Lage auf den Wohnungs- und Immobilienmärkten, berufliche Rahmenbedingungen, Freundes- und Bekanntenkreise sowie Gelegenheiten und Zufälle.²⁵ Diese Faktoren beeinflussen Wohnstandortentscheidungen meist nicht allein, sondern sind Teil eines komplexen Bündels an Entscheidungsfaktoren, die unterschiedlich gewichtet werden und natürlich auch Lebenslaufereignisse umfassen. Zwar können bestimmte Lebenslaufereignisse in bestimmten Altersstufen vermehrt auftreten (wie die Heirat), sie müssen aber nicht alterschronologisch terminiert sein (vgl. Hoernig, 1978: 255). Das unterscheidet sie von den in Kapitel 4.1 dargestellten Ereignissen bzw. Entscheidungsanlässen.

4.2.1 Wünsche nach Veränderung oder einem Neuanfang

In den Phasen mit einer hohen Ereignisdichte und bevor oder nachdem die Wohnregion zu einem „geschlossenen Raum“ wird (Wagner, 1989: 84), ist neben den ausbildungs- und berufsinduzierten Auslösern (vgl. Kapitel 4.1.1) der Wunsch nach einer grundlegenden Veränderung ein wichtiger Faktor für Wanderungen. Nicht selten beruht er auf einer Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Wohnsituation oder dem Standort.

Diese Wohnstandortentscheidungsprozesse finden regelmäßig entlang der Statusübergänge Studium, Berufseinstieg und berufliche Etablierung statt. Darüber hinaus kann die eigentliche Absicht in den Entscheidungsprozessen sein, den vorherigen Ort zu verlassen und etwas Neues zu erleben. Dies ist häufig mit wirkmächtigen Stadtbildern und Mobilitätserwartungen (*mobility imperative*; Farrugia, 2016) verbunden – insbesondere bezogen auf den Raumtypenwechsel von ländlich zu städtisch sowie auf Aufenthalte im Ausland. Ausgangspunkt ist meist die Wanderung in eine (andere) Stadt zur Aufnahme einer Ausbildung oder eines Studiums. Nicht selten ergibt sich der Wohnstandortwechsel nicht nur aus der Notwendigkeit, für eine bestimmte Ausbildungs- bzw. Studienrichtung umziehen zu müssen, weil sie am bisherigen Wohnort nicht angeboten wird, sondern aus dem Wunsch nach Emanzipation und Abgrenzung von den Eltern. Dabei kann es auch darum gehen, eine gewisse Entfernung zwischen sich und das Elternhaus zu bringen: „von zu Hause weg“ (Paula, Pos. 36). Anne hat sich bereits in ihrer Kindheit und Jugend Vorbilder innerhalb ihres Dorfes gesucht, um zu sehen, „was machen denn diese Leute anders als meine Eltern“ (Pos. 83). Ausschlaggebend dafür scheint gewesen zu sein, dass sie früh ungeliebte landwirtschaftliche Hilfstätigkeiten (Erdbeeren pflücken, Kirschen entsteinen) übernehmen musste, denen sie versucht hat, zu entgehen. In diesem Zusammenhang entstand auch der Wunsch, Möglichkeiten zu finden, zu „machen,

²⁵ Dabei handelt es sich um in unserem Sample identifizierbare Faktoren. Daneben kann es weitere Faktoren, Anlässe und Auslöser geben, die in unseren Interviews nicht thematisiert wurden.

was ich möchte“ (Pos. 83). Der Auszug von Zuhause zum Studium und die finanzielle Unabhängigkeit aufgrund der Wahl eines dualen Studiums boten ihr diesen Weg. In unterschiedlichem Maße werden der Auszug aus dem Elternhaus und die Wanderung in eine (Groß-)Stadt als Akt der Befreiung und Emanzipation von den Eltern gedeutet. Der Raumtypwechsel wird dabei assoziiert mit *„große weite Welt“* (Stefan, Pos. 28) und *„dann möchte ich was sehen von der Welt“* (Natalie, Pos. 7). Sabine zieht im Alter von 26 Jahren das erste Mal von zu Hause aus und zwar nach Großbritannien zum Auslandssemester. Diese Wohnstandortveränderung deutet sie als befreienden Akt und Emanzipation vom Elternhaus: *„In England, konnte ich dann also wirklich mal das Haus meiner Eltern verlassen“* (Pos. 7).

Während des Studiums werden dann oft mehrere Standorte getestet. Bei Franziska wird die Wanderung nicht vorrangig mit dem Wechsel von Bachelor zu Master begründet, sondern damit, dass man, *„wenn man noch jung ist“* (Franziska, Pos. 18), das Leben in der Stadt oder unterschiedlichen Städten ausprobieren könne. Zum Teil wird dies auch damit begründet, dass es *„die Zeit für eine größere Stadt“* war (Paula, Pos. 22), da die vorherige Stadt inzwischen bekannt und in ihr nichts Neues mehr zu entdecken war. Ähnliche Erzählungen finden sich bei verschiedenen Interviewpartner*innen, die während ihres Studiums gewandert sind. Auch in der Berufseinstiegsphase, für die hinzukommt, sich beruflich auszuprobieren, kommen vergleichbare Begründungen zum Tragen: Nach ihrem Architekturstudium wollte Andrea (37 Jahre, Architektin) *„erstmal raus als Architektin und eine große Stadt“* (Pos. 23).

Auf der anderen Seite können diese Wanderungen auch mit dem Wunsch verbunden sein, einen unattraktiven Standort bzw. einen Ort, an dem das persönliche Wohlbefinden als nicht besonders hoch eingeschätzt wird, zu verlassen. Anne findet, dass Frankfurt am Main *„keine besonders schöne Stadt ist, um dort zu leben“* (Pos. 131), und sie hätte es dort *„nicht länger ausgehalten“* (Pos. 131). Genauso kann der Wunsch nach einer Veränderung aber auch mit verschiedenen Problemen oder einem Zusammenkommen mehrerer solcher Ereignisse verbunden sein. Kim, die zum Berufseinstieg in die Medienbranche in die *„Medienstadt“* (Pos. 15) Köln gezogen ist, verließ die Stadt wieder, nachdem sie in mehreren Lebensbereichen keine für sich zufriedenstellende Situation erreichen konnte. So war sie aufgrund der fehlenden Autonomie mit ihrer Arbeitsstelle unzufrieden, auf dem engen Kölner Wohnungsmarkt konnte sie keine für sich akzeptable Wohnsituation erreichen, und darüber ging ihre Beziehung in die Brüche. Die Deutung dieser negativen Ereignisse wird mit dem Standort verbunden (*„da ist irgendwie eine Scheiße nach der nächsten quasi passiert“* (Pos. 37)) und löst den Wunsch aus, den Standort zu verlassen und so mit diesen Ereignissen abzuschließen. Auch Julia beschreibt in ähnlicher Weise, dass sie nach dem Scheitern ihrer Beziehung und der Unzufriedenheit mit dem Studium mit ihrem Studienort abschließen wollte. Nils (24 Jahre, Veranstaltungstechniker), der zum Beginn seiner Ausbildung aus einem ländlichen Raum nach Duisburg gezogen ist, beschreibt als weiteren Auslöser neben dem Ausbildungsbeginn Konflikte im Schul- und sozialen Umfeld und den daraus resultierenden Wunsch, *„die sozialen Kontakte einmal letzten Endes auf 180 Grad zu drehen, ja, also hier ein Leben ja von Null anfangen“* (Pos. 17).

Die Wanderungsentscheidungen im Zuge des Wunsches nach einer Veränderung oder einem Neuanfang werden ausgelöst durch das Nicht-Wohlfühlen am Standort, verschiedene Probleme dort

und stehen meist in Verbindung mit einem Studien- oder Berufswechsel. Der Wunsch nach einem Raumtypenwechsel oder einem Auslandsaufenthalt, danach, einen unattraktiven oder negativ empfundenen Wohnstandort zu verlassen und anderswo einen Neuanfang zu schaffen, kann in unserem Sample – meist in Verbindung mit alterschronologischen Ereignissen – umgesetzt werden. Über den Standort bestand zudem zumindest eine gewisse Wahlfreiheit. Deutlich wird auch, dass einige dieser Wanderungen temporär angelegt sind, also eine Rückkehr an einen vorherigen Ort oder das Weiterziehen zum nächsten Wohnstandort in der Abwägung bereits vorweggenommen wird. Entscheidende Restriktion in dieser Lebensphase ist die (noch) bestehende finanzielle Abhängigkeit von den Eltern, wie die Beispiele von Anne und Sabine eindrücklich zeigen, die die Optionen einschränkt oder auch bestimmte Optionen vorgibt.

4.2.2 Überbrückungsphasen und krisenhafte Ereignisse

Krisenhafte Ereignisse machen oft eine Anpassung der Lebenssituation an die neue Situation und damit in manchen Fällen auch eine Neuorientierung hinsichtlich des Wohnorts erforderlich. Dies können Arbeitslosigkeit und Arbeitssuche, Krankheit oder Tod nahestehender Personen oder die Trennung vom Partner/der Partnerin sein. Dies können aber ebenso Überbrückungsphasen zwischen zwei bereits terminierten Lebensereignissen (wie Studienabschluss und Berufseinstieg) sein.

In diesen Phasen werden Wohnstandortentscheidungen getroffen, die durch Pragmatismus und eingeschränkte Wahlmöglichkeiten gekennzeichnet sind. So wird das **Elternhaus** oft während des Studiums oder in der frühen Berufsphase als **Rückkehroption** für Überbrückungs- oder Neuorientierungszeiten beispielsweise zwischen Studienabschluss und Berufseinstieg betrachtet. Amara blieb während ihres Masterstudiums in den Niederlanden und mit ihrem Studium verbundener Auslandsaufenthalte, die mehrere Monate andauerten, bei ihren Eltern gemeldet und kehrte zwischen den Auslandsaufenthalten und während des Studiums immer wieder zu ihnen zurück: „[D]ann war ich wieder bei meinen Eltern, aber nur zum, weil ich nicht wusste, was ich genau mache“ (Pos. 73). David (32 Jahre, Projektmanager) beschreibt, dass er nach seinem Studium acht Monate nach einer Arbeitsstelle gesucht und während dieser Zeit wieder bei seinen Eltern gewohnt hat: „[I]ch konnte mein eigenes [Leben] nicht finanzieren, dann für ein halbes Jahr noch mal bei meinen Eltern gewohnt, nach der Uni, als ich gesucht hatte“ (Pos. 161). Auch Sandra beschreibt ihr Elternhaus und die Option, dorthin zurückzukommen, als „eine Sicherheit“ oder „ein Auffangnetz“ während ihrer zahlreichen Auslandsaufenthalte: „Das heißt, selbst wenn ich unglücklich bin irgendwo auf der Welt, dann kann ich immer wieder hierher kommen, und mich neu orientieren“ (Pos. 45). In der Literatur wird es als „parental safety net“ (Sage et al., 2013: 752) beschrieben, wenn Berufseinsteiger*innen in Phasen beruflicher Ungewissheit oder bei Arbeitslosigkeit wieder bei den Eltern einziehen. Die Ungewissheit gerade am Beginn der Berufslaufbahn wird also durch die Eltern aufgefangen. Diese Möglichkeit dürfte jedoch sozial sehr ungleich verteilt sein.

Meist erfolgt nach einer **Trennung eines zusammenlebenden Paares** die Aufgabe der gemeinsamen Wohnung oder der Auszug einer der Personen. In einigen Fällen gehen der Trennungsprozess und die Wohnstandortentscheidung mit einer Neuorientierung hinsichtlich der gesamten

Lebenssituation und des Raumtyps einher. Mehrere Befragte berichten darüber, nach einer Trennung den Wohnort gewechselt zu haben. Erst mit dem Ende der Beziehung zu ihrem ersten Verlobten entscheidet Elke, ihr Heimatdorf zu verlassen und in eine niedersächsische Großstadt zu ziehen. *„Ja, das war so die Sturm- und Drangzeit, sage ich mal. Das ist, ja. Freund damals ging dann zu Ende, und da habe ich dann gedacht, jetzt will ich mal raus“* (Pos. 62). In umgekehrter Richtung gab es für Anja (40 Jahre, Hausfrau) nach der Trennung von ihrem Partner offenbar keinen Grund mehr, in der Stadt zu bleiben: *„ich wollte einfach wieder zurück, also für mich war das nicht so, dass ich gesagt habe, ich möchte immer in der Stadt wohnen, sondern nur so eine gewisse Zeit, und die hat mir gereicht, und dann war ich so, jetzt geh ich wieder nach Hause, und dann, gut, dann gab es halt diese Trennung, und dann, ja, war ich wieder hier“* (Pos. 94). Die Trennung von einem Partner kann eine Neubewertung der Wohnpräferenzen auslösen und die Möglichkeit eröffnen, autonom über den Wohnstandort entscheiden zu können. Zugleich kann dieser Prozess aber auch unter starken finanziellen und zeitlichen Restriktionen stattfinden und damit das Eingehen zahlreicher Kompromisse bei der Wanderungsentscheidung (unter anderem bei Raumtyp und Lage) befördern. Auch wenn es Kinder innerhalb der Beziehung gibt, kann die Entscheidung über den neuen Wohnstandort und den Suchraum aufgrund einer gewünschten Nähe zu den Kindern stärker eingegrenzt sein, wie Harkes Wohnbiographie zeigt.

Bei **Krankheit oder Tod** einer nahestehenden Person entsteht zum Teil direkter Unterstützungsbedarf dieser Personen, der z. B. einen Wohnstandortwechsel erforderlich macht. Hinsichtlich des Zuzugsortes werden dabei oft wenige Spielräume benannt, da der *„einfachste[...] Weg genommen“* (Sven, Pos. 9) wird, um die Unterstützung leisten zu können. Sven ist mit seinem Bruder bei der Mutter ausgezogen, um ihn aufgrund einer Erkrankung unterstützen zu können. Der Einfachheit halber sind sie *„ein Dorf weiter dann gezogen“* (Pos. 9). Sven hat sich zugleich mehrere Jahre bei der Bundeswehr verpflichtet, um die *„gemeinsame Wohnung“* (Pos. 9) überhaupt finanzieren zu können. Meist steht der Zuzugsort in diesen Fällen fest bzw. ist durch die unterstützungsbedürftige Person bereits vorgegeben: *„bin dann wieder aufgrund familiärer Umstände, die passiert sind, dadurch, dass mein Vater gestorben ist 2010, wieder zurück zu meiner Mutter gezogen, ins Haus. Einfach, damit sie nicht alleine ist“* (Julia, Pos. 71).

Ausgelöst durch einen schweren **Unfall** Elkes im Alter von Mitte vierzig fand bei Elke und Bernd eine Neubewertung der Prioritäten statt, und die Entscheidung fiel, aus Elkes Elternhaus, in dem sie gemeinsam mit den Eltern lebten, auszuziehen: *„Und da war das so für uns dieser Punkt, wo wir beide, mein Mann und ich, so gesagt haben, wenn jetzt alles gut wird, dann, dann starten wir durch. Dann machen wir es. Dann, dann suchen wir für uns was, wo wir alleine, und wo wir – unser Haus, und alles machen und tun“* (Pos. 164). Sie entschieden deshalb, nach einem Haus nur für sich zu suchen und damit ihre eigenen Wünsche zu verwirklichen: *„dann jetzt sind wir beiden Alten, und dann leben wir unser Leben. Wunderschön. Aufgehoben wird nichts“* (Bernd, Pos. 846). Der Zeitpunkt erschien günstig, da sie *„noch jung genug“* (Elke, Pos. 152) waren, um Eigentum zu bilden und Bernds Tochter nicht auf die finanzielle Unterstützung ihres Vaters angewiesen war. Bedingung war allerdings, dass sich der neue Wohnstandort in einem Umkreis von etwa 25 Kilometern um den Wohnort der unterstützungsbedürftigen Eltern befand.

Zu krisenhaften persönlichen Ereignissen kommen **gesellschaftliche Krisensituationen**, die eine individuelle Anpassung der Lebenssituation oder Neuorientierung auch hinsichtlich des Standorts nötig machen können. Ein Beispiel hierfür war die Massenarbeitslosigkeit in Ostdeutschland in den 1990er und 2000er Jahren (Grundmann, 1995) oder die Migrationsbewegungen aus Süd- nach Nord- und Westeuropa im Zuge der Finanzkrise und ihrer sozialen Auswirkungen (Bartolini et al., 2017). Während der Projektlaufzeit und auch während der Durchführung unserer Feldphase hatte die **Corona-Pandemie** starke individuelle Auswirkungen, die in den letzten Interviews im Sommer und Spätsommer 2020 eine besondere Rolle spielten. Die Lebens- und Arbeitswelten der Interviewten wurden dadurch in unterschiedlichem Maße, zum Teil aber grundsätzlich beeinflusst. Harald und Bene berichteten beispielsweise, dass die internationale berufliche Mobilität, die von Harald normalerweise gefordert war, wegfiel, während sie von den Einschränkungen des öffentlichen Lebens aufgrund ihres ländlichen Wohnstandorts und ihres generell zurückgezogenen Lebens kaum betroffen waren. Für zwei Interviewpartner, die im Veranstaltungsbereich tätig sind, brach ein relevanter Teil des Einkommens weg, was bei Philipp zu einem Aufschub einer geplanten Wohnstandortveränderung führte. Er und seine Partnerin, die gemeinsam in einer „*Ein-Personen-Wohnung*“ (Pos. 119) leben und auf der Suche nach einer größeren Wohnung waren, mussten diese Pläne nun aufgrund von Philipps weggefallenem Einkommen auf Eis legen. Das Bedürfnis nach einer größeren Wohnung bleibt aber bestehen. Um die soziale Isolation während der Pandemie zu vermeiden und ermöglicht durch die nicht erforderliche tägliche Anwesenheit am Arbeitsplatz aufgrund von Kurzarbeit entschied sich Nils demgegenüber, multilokal zu leben und zusätzlich bei seinem Onkel und seiner Tante einzuziehen, zu denen er ein enges Verhältnis hat.

Solche krisenhaften Lebensereignisse treten meist ungeplant auf. Daraufhin werden die Lebenssituation und der Wohnstandort Neubewertet, und es findet eine Anpassung an die veränderten Gegebenheiten statt. Eine Wohnstandortveränderung, die als Folge eines krisenhaften Lebensereignisses vorgenommen wird, unterliegt oft einem begrenzten Gestaltungspotenzial, so ist beispielsweise der Wohnort oder der Suchradius durch eine unterstützungsbedürftige Person oder durch eingeschränkte Ressourcen vorgegeben oder zumindest eingeschränkt. Auch in finanziellen oder arbeitsbedingten Krisensituationen ist die Gestaltungsmacht durch die mangelnden finanziellen Ressourcen begrenzt, sodass auf möglichst kostengünstige Alternativen zurückgegriffen werden muss. Dies kann die Rückkehr ins Elternhaus bei jungen Erwachsenen, der Aufschub einer Wohnstandortveränderung oder der früher als eigentlich geplant erfolgende Zusammenzug mit der Partnerin/dem Partner sein.

4.2.3 Lage auf den Wohnungs- und Immobilienmärkten

Die Lage auf den Wohnungs- und Immobilienmärkten stellt ebenfalls einen wichtigen Einflussfaktor bei der Suche und der Entscheidung für eine Wohnung oder Immobilie dar. Bereits bei der Suche nach einer Wohnung oder Immobilie werden die Mietkosten oder der Kaufpreis als wichtiges Kriterium einbezogen. Die angebotenen Wohnungen und Immobilien zwingen dann oft zu Kompromissen beziehungsweise zu einer Anpassung der ursprünglichen Wohnvorstellungen entsprechend des vorhandenen Wohnbudgets. Dies betrifft insbesondere die Größe der Wohnung

oder Immobilie und deren Lage. Hier finden sich in unserem Sample wesentliche Unterschiede entsprechend der jeweils unterschiedlichen Lage auf großstädtischen und ländlichen Wohnungs- und Immobilienmärkten, auf die wir näher eingehen.

In unserem Sample haben die Interviewten, während sie in der Großstadt lebten, zur Miete gewohnt, was vermutlich auf die Ausbildungs- und Berufswanderungen zurückzuführen ist. Bei Mietobjekten wird eine höhere Flexibilität wahrgenommen, sodass auch Übergangslösungen oder Kompromisse in Kauf genommen werden. In der Großstadt wurden insbesondere Kompromisse hinsichtlich der Größe und der Ausstattung der Wohnungen gemacht, auch wenn sie die Wohnqualität offenbar deutlich beeinträchtigten: *„Und dann musste sogar noch die Couch immer, also es war nicht die, eine Couch einziehen, damit man überhaupt noch da die Waschmaschine öffnen konnte“* (Sven, Pos. 53).

Da beispielsweise Düsseldorf ein Anbietermarkt, auf dem aufgrund der angespannten Lage die Vermieter*innen die Bedingungen vorgeben können, ist, sind Wohnungen, die eigentlich dringend der Renovierung bedürfen, noch zu vermieten:

„Die Elektrik ist sehr alt. Wir haben noch so alte Durchbrennsicherungen. Das heißt, wenn wir den Elektroherd und den Staubsauger gleichzeitig anhaben, manchmal brennt die Sicherung durch und ich muss dann wirklich die Sicherung noch per Hand auswechseln. Das ist natürlich schon ein Kompromiss.“ (Jens, Pos. 45)

Zur Verbesserung der Wohnsituation erfolgen häufig Umzugsketten innerhalb der Stadt. Da bei der Wanderung der Wohnungsmarkt meist noch unbekannt ist, geht es oft zunächst darum, sich auf dem Wohnungsmarkt der neuen Stadt zum Startzeitpunkt der Ausbildung, des Studiums oder der Arbeitsstelle mit einer Bleibe zu versorgen. Hinzu kommt, dass sich Vermieter*innen die Mieter*innen aussuchen können, sodass Schnelligkeit bei der Suche und Entscheidung für eine Wohnung von Bedeutung ist:

„Sodass es in der ganzen Summe an möglichen Wohnungen sehr wenige waren, die überhaupt in Frage kamen, wo ich dachte, die könnte ich mir irgendwie anschauen und dann auch nicht wirklich nonstop die ganze Zeit mein Handy gecheckt habe zum Abend hin. Gerade, weil es ja auch eine stressige Zeit war mit dem Berufswechsel und dann waren viele Angebote auf einmal schon weg [...] und mir war dann bewusst, man muss schnell sein.“ (Hanna, Pos. 20)

Die Anforderungen an die Wohnung werden von der erwarteten Wohndauer und den finanziellen Ressourcen, einschließlich der beruflichen Situation, bestimmt. Gerade bei befristeten Arbeitsverträgen werden eher reversible Wohnsituationen gesucht (vgl. Kapitel 4.1.2); mit höherem Einkommen und zunehmender beruflicher Sicherheit steigen auch die Anforderungen an die Wohnung. Zudem können auch bestimmte Berufe und damit ein bestimmter Grad der beruflichen Absicherung einen Vorteil gegenüber Mitbewerber*innen um eine Wohnung darstellen. So beschreibt Jens (36 Jahre, Lehrer) (und in ähnlicher Weise auch Hendrik), dass sein Beamtenstatus *„ein bisschen geholfen [hat] bei der Wohnungssuche“*, da Vermieter*innen ihn als *„Beamter“* und *„dann sichere[n] Mieter“* (Jens, Pos. 17) einordnen.

Solche angespannten Wohnungsmärkte sind insbesondere in den „Big Seven“ und den „Schwarmstädten“ zu beobachten. Von mehreren Interviewten wird die Wohnungsversorgung in Großstädten als wichtiges Problem wahrgenommen:

„Dass die Preise in den Städten so krass waren, das beschäftigt mich total und so geht es auch bei den Freunden, die jetzt eine Wohnung suchen, dass bei allen dieses Preisding irgendwie grade – die Leute wohnen dann in Düsseldorf, Ruhrgebiet, Hamburg, Berlin – dass dieses Preisding einfach ein Riesenthema ist. Ich komme aus einem Akademikerumfeld, und ich finde, dass die Leute, die vorher schon arbeiten gehen und die Alleinstehenden sind mit Kind, wie die das machen, finde ich faszinierend, wo ich dann denke, wie können zwei die Vollzeitbeschäftigte Probleme haben, eine Wohnung zu finden. Das finde ich schon irgendwie beängstigend und dass es ein großes Thema im Freundschaftskreis ist.“
(Paula, Pos. 84)

Hier unterscheiden sich die beiden Großstädte Düsseldorf mit einem sehr angespannten Wohnungsmarkt und Duisburg mit einem aus Mieter*innen-Sicht eher entspannten Wohnungsmarkt: Hohe Mieten und erschwerte Wohnungsversorgung wurden in Düsseldorf eher thematisiert als in Duisburg. Zugleich werden die Mieten in Düsseldorf im Vergleich zu Städten wie Köln, Frankfurt am Main oder München oder Großstädten im Ausland noch als moderat wahrgenommen.

In ländlichen Räumen wurde meist beschrieben, dass die Kaufpreise entscheidend mit der Lage und Erreichbarkeit des Standorts der Immobilie zusammenhängen, sodass bestimmte gewünschte Grundstücksgrößen nur außerhalb der Stadt und der umliegenden suburbanen Gebiete zu realisieren sind: *„Na diese Grundstücksgrößen, [...] das ist in [Großstadt in Niedersachsen] oder auch Umgebung ist es, denke ich, auch ganz schwer zu bezahlen. Ich denke, das wäre auch gar nicht unser Portemonnaie dann“* (Elke, Pos. 554).

Zugleich hängen die Immobilienkaufpreise mit der Anbindung an den öffentlichen Verkehr und Autobahnen zusammen: *„aber es ist natürlich auch ein finanzieller Aspekt. Wenn wir je mehr Kilometer zur Autobahn ziehen, [Dörfer in Niedersachsen], das sind natürlich dann ganz andere Quadratmeterpreise, auch. Je näher man zur Autobahn kommt. Es wird natürlich teurer“* (Elke, Pos. 118), sodass Kompromisse hinsichtlich des Pendelweges zur Arbeitsstelle eingegangen werden, um die gewünschte Immobilie realisieren zu können. Generell wurden im Sample „Ländliche Räume“ oft sehr spezifische Vorstellungen von einer Immobilie umgesetzt wie Fachwerkhäuser, Vierseitenhöfe mit Stallungen, die ohnehin nur in bestimmten Raumtypen zu finden sind. Die Interviewten in ländlichen Räumen beobachten ebenfalls, dass Neuzuziehende dies häufig aufgrund der steigenden Immobilienpreise in Städten tun: *„Aber wie man jetzt sieht, unseren jungen Mitbewohner, die sind ja auch aus der Stadt hierhergekommen. Und ich denke, viele können sich einfach in der Stadt Eigentum gar nicht leisten“* (Ralf, Pos. 315).

4.2.4 Berufliche Rahmenbedingungen

Berufliche Veränderungen werden in der Lebenslaufsoziologie als sozialstrukturell induzierte Statusübergänge, die sozialen Aufstieg, Arbeitslosigkeit oder den Berufswechsel umfassen, konzipiert (Hoerning, 1978). Oft bilden sie den Auslöser von Fernwanderungen (Bähr, 2004; Dittrich-Wesbuer und Osterhage, 2008). Darüber hinaus beeinflusst der berufliche Kontext der Haushaltsmitglieder Mobilitäts- und Wohnstandortentscheidungen (Tippel, 2019; Kesselring und Vogl, 2008). Die berufliche Tätigkeit ist ein relevanter Kontextfaktor in den Wohnstandortentscheidungen von Erwerbstätigen, dessen Relevanz sich je nach Stellenwert des Berufs für die jeweiligen Haushaltsmitglieder unterscheidet.

Auch wenn der Auslöser einer Wohnstandortveränderung (*decision to move*) außerhalb des Berufs zu finden ist (z. B. Zusammenziehen mit Partner*in, Familiengründung, Wunsch nach einem neuen Ort, vgl. Kapitel 4.2.1), kann sie mit einer beruflichen Veränderung einhergehen, sofern sich die Arbeitsstelle nicht in einer pendelbaren Entfernung zum gewünschten Wohnort befindet. Das bedeutet, zunächst wird am gewünschten Ort oder der Region bzw. den in Frage kommenden Orten oder Regionen eine neue Arbeitsstelle gesucht, bevor die Wanderung umgesetzt wird, denn die Arbeitsstelle wird oft als Voraussetzung gedeutet, um an den neuen Standort ziehen zu können: *„Also eigentlich wollte ich aus Frankfurt weg und habe mir überlegt, hm, welche Möglichkeiten habe ich denn. Und das war vor drei Jahren eben auch eine Phase, wo es jetzt nicht so richtig doll thematisch interessante Sachen gab, und da habe ich mir gedacht okay, wo war es denn schön“* (Anne, Pos. 165). In ähnlicher Weise beschreibt Andrea die **Abfolge der Ereignisse** vor ihrer Wanderung: *„Also die Überlegung, den Ort zu wechseln, war zuerst da. Und danach habe ich dann geguckt. Und danach habe ich nach Stellen gesucht in [Stadt in Niedersachsen]. Ich wollte mich aber auch ein bisschen umorientieren“* (Pos. 70). So können Erwerbstätige über die Suchräume ihrer Arbeitsstellen den zukünftigen Wohnstandort zumindest zum Teil steuern (*decision where to move*).

Ist die Abfolge der Ereignisse umgekehrt, also der Auslöser der Wanderung durch den Beruf gegeben, werden die **Suchräume** der Wohnstandortentscheidungen auch entscheidend durch den Beruf beeinflusst, sodass diese beispielsweise auf **relevante Arbeitsmarktregionen** beschränkt werden oder sich danach richten, wo sich relevante Arbeitgeber befinden. Bei Amaras Berufseinstieg standen ausgehend von den beruflichen Perspektiven verschiedene Regionen zur Auswahl, an denen es *„sehr, sehr viele Organisationen“* (Pos. 65) in ihrem Berufsfeld gibt: Köln/Bonn, Frankfurt am Main und Berlin. Davon wurde Berlin direkt ausgeschlossen, da sie sich nicht vorstellen kann, dort zu leben: *„[W]enn ich jetzt nochmal sehe, wo meine Eltern wohnen, wo ich einfach so groß geworden bin, es ist einfach nochmal viel zu weit weg“* (Pos. 32). Schwerpunkt ihrer Arbeitsstellen-suche zum Berufseinstieg war daher die Region Köln/Bonn, *„weil es so schön, ich sag mal, mittig liegt zwischen Duisburg [wo ihr Partner lebt] und [Kleinstadt in der Rhein-Neckar-Region], wo dann halt auch meine Familie ist“* (Pos. 63). Hier zeigt sich, dass die Suchräume für die Arbeitsstelle mit relevanten sozialen Bezugspunkten übereinandergelegt werden und so an individuell passenden Standorten gesucht wird.

In den Wohnstandortentscheidungen von Erwerbstätigen, die keine zeitgleiche oder eine damit verbundene berufliche Veränderung anstreben, stellt die Arbeitsstelle einen wesentlichen Orientierungspunkt dar. So soll sich der gesuchte Wohnstandort beispielsweise innerhalb einer **pendelbaren Entfernung zur Arbeitsstelle** befinden. Gaby und Ralf, auf deren Wohnbiographie in Kapitel 4.2.3 näher eingegangen wurde (vgl. Abbildung 6), suchten nach einem gemeinsamen Wohnstandort, der es durch die Anbindung an Autobahnen und Bundesstraßen beiden erlaubte, zur Arbeit zu pendeln: „Aber dann haben wir uns vernünftigerweise für [Großstadt in Niedersachsen] entschieden, weil es ja in der Mitte [beider Arbeitsplätze] liegt. Das ist schon das Vernünftigste gewesen“ (Ralf, Pos. 191). Zudem wird in Stadtteilen entlang bestimmter Bahnstrecken nach Wohnungen gesucht, um die Pendelwege möglichst kurz zu halten: „Dann war der entscheidende Punkt, weil ich kein Auto habe und auch nicht vorhabe, mir eins anzuschaffen, dass wir an der [S-Bahnlinie], weil die [S-Bahn] nach [Stadt im Bergischen Land] fährt, dass das ein Standort war“ (Paula, Pos. 10). Die Anbindung an bestimmte Linien oder den Öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) generell spielte in nahezu allen Wohnstandortentscheidungen im großstädtischen Kontext eine entscheidende Rolle.

Anstehende berufliche Veränderungen (wie Berufseinstieg, Projektende) bieten die Gelegenheit, zugleich den aktuellen Wohnstandort intensiver zu hinterfragen und gegebenenfalls eine **erneute Entscheidung** zu treffen. Lisa (28 Jahre, Lehrerin) und Holger (30 Jahre, IT-Berater) haben nach dem Abschluss von Lisas Lehramtsreferendariat erneut darüber nachgedacht, den Wohnstandort zu wechseln. Holger arbeitet als IT-Berater wechselnd an unterschiedlichen Arbeitsorten. Für ihn wären aus beruflicher Sicht viele Standorte interessant und möglich. Aufgrund der zeitlich begrenzten und manchmal unklaren Perspektive an den jeweiligen Standorten entscheidet sich das Paar gegen eine Wanderung und für das Bleiben in Düsseldorf. Lisa sucht (und findet) eine Anstellung als Lehrerin vor Ort. Der gemeinsame Wohnstandort des Paares stellt nunmehr auch für Holger einen festen Ausgangspunkt dar, von dem aus er nach Projekten sucht. Ähnlich wie bei Lisa kann die Arbeitsstelle somit ein wichtiger Grund für das Bleiben an einem Standort sein. So ist auch Hanna, die in Düsseldorf eine Stelle gefunden hat, die sie „schon immer haben“ wollte (Pos. 26), überzeugt, in Düsseldorf zu bleiben, da sie es ausschließt, über eine längere Distanz zu pendeln und ihre Arbeitsstelle langfristig behalten möchte. Der Arbeitsplatz kann Erwerbstätige somit an einen Standort binden und einen entscheidenden Faktor für die Entscheidung zum Bleiben darstellen.

Dennoch spielen auch in den beruflichen Standortentscheidungen unvorhergesehene Angebote, die als **Zufall oder Glück** beschrieben werden, eine Rolle, insbesondere dann, wenn sich Arbeitsoptionen unabhängig von Bewerbungsprozessen oder abseits der ausgewählten Suchräume auftun: „Durch Zufall kam es anders, [...] nichts als reinen Zufall, und ich hätte auch so gezielt jetzt nicht in Düsseldorf gesucht. Das war schon ein witziger, aber schöner Zufall“ (Paula, Pos. 12). In unserem Sample bezeichnen es mehrere Interviewpartner*innen als „Zufall“ (so z. B. auch Sven, Pos. 31), dass sie durch eine unerwartete Arbeitsoption an einem Standort gelandet sind, der eigentlich (noch) nicht innerhalb ihres Suchradius lag.

Das **multilokale Wohnen** (wie z. B. Trennung von privaten Lebensmittelpunkt und Arbeitsort, Fernbeziehungen, Wochenendheimfahrten, Patchworkfamilien) kann ein Resultat des

Abwägungsprozesses der verschiedenen Wohnansprüche sein. Dahinter kann auch der Wunsch nach Stabilität und Stetigkeit verborgen sein. So lebten z. B. Uwe und Klaus (beide gerade in den Ruhestand eingetreten) in Absprache mit ihren Partnerinnen in ihren fortgeschrittenen Berufsjahren multilokal zwischen Lebensmittelpunkt und Arbeitsstätte, da der Lebensmittelpunkt der Familien sich mittlerweile an einem Ort etabliert hatte. Auch Hendrik lebt seit vielen Jahren zwischen Düsseldorf und Berlin multilokal. Er empfindet dies aber zunehmend anstrengend: *„keine Lebenssituation, die machst du ein Leben lang“* (Pos. 193). Bei Harkes Beschreibung des beruflich genutzten Zweitwohnsitzes in Düsseldorf wurden viele Anforderungen deutlich, die für berufsbedingt multilokal Lebende typisch sind. Auch weitere Interviewpartner*innen, die berufsbedingt multilokal lebten, beschrieben diese Wohnstandorte ähnlich – nämlich als kleine gut ausgestattete Wohnung in der Nähe zum Arbeitsplatz, um die täglichen Wege zu verkürzen:

„... es ist ja Stadtmitte, [...], mehr oder weniger, total wichtig, dass es irgendwie zwischen meiner damaligen Arbeit und dem Bahnhof lag, beziehungsweise ist es auch jetzt sehr günstig, zur jetzigen Arbeit und Bahnhof, weil ich privat wochenends nach Berlin pendle. Und dann ist das einfach zeitsparend total wichtig. Und deshalb war es für mich gut, eine super zentrale Wohnung zu haben, irgendwie verkehrsgünstig gelegen, [...], drumherum ist alles, was ich so für den alltäglichen Bedarf brauche. [...] Und es ist auch preislich völlig in Ordnung.“ (Hendrik, Pos. 19)

Klaus hat die letzten sieben Berufsjahre vor dem Ruhestand berufsbedingt multilokal gelebt. Er beschreibt diese Phase ohne Wehmut eher als arbeiten denn als wohnen: *„Nur gearbeitet, montags angekommen morgens, Tasche in die Ecke gestellt“* (Pos. 159). *„Das war alles nur eine Absteige. Ein Bett, in der Ecke, also eine Ein-Zimmer-Wohnung, das war es. Also da habe ich auch nichts gemacht, außer schlafen, Fernsehen geguckt, abends vielleicht irgendwas gelesen, aber das war es dann auch“* (Pos. 163).

Auch Uwe (63 Jahre, Rentner, ehemals Berufssoldat) hat rund sechs Jahre vor seiner Pensionierung berufsbedingt an seinem ländlich geprägten Heimatdorf und einer Großstadt multilokal gelebt. Er beschreibt diese Zeit wie zwei Leben: *„Und Freitag fiel dann die Klappe, Dienstschluss, Sachen wurden frühs oder Donnerstagabend gepackt, gleich ins Auto. Und dann ist man gleich von der Dienststelle Richtung Heimat gefahren nach Hause zu der Familie. Und dann war das ein Kapitel für sich. So muss man das mal sehen. So habe ich das auch gesehen“* (Pos. 112). Das berufsbedingte Leben in der Großstadt mit ihrem kulturellen Angebot und persönlichen Kontakten hat er sehr genossen. *„Nach der Dienstzeit habe mich ja nicht eingiegelt, sondern ich war in der Stadt unterwegs. [...] Also mein Stadtleben, das habe ich schon genossen. [...] Und ja und insofern habe ich mich da sehr wohlgefühlt“* (Pos. 112).

In unserem Sample finden sich zudem mehrere Beispiele für multilokales Wohnen oder regelmäßige berufsbedingte Abwesenheiten, um **zugleich beruflichen Mobilitätsanforderungen** nachzukommen **und einen festen Wohnstandort** zu realisieren. So hat Klaus *„fast die ganze Zeit [in Dorf in Südniedersachsen] gelebt und gewohnt. Von dienstlichen Dingen mal abgesehen“* (Pos. 7). Die in Kapitel 4.1.1 dargestellte Wohnbiographie von Harke erscheint auf den ersten Blick eher weniger von Berufsmobilität geprägt zu sein. Doch hat er immer wieder über längere Phasen bei Kunden

abseits seines Wohnortes gearbeitet und während der Woche in Hotels oder eine Zeitlang in einer zusätzlich angemieteten Wohnung gelebt. Dies ermöglichte ihm die Ausübung seines Berufs und sein sesshaftes Leben am Familienwohnanstandort. Diese Mobilitätserfahrungen scheinen ihm auch die Entscheidung zur erneuten Multilokalisierung nach einer Umstrukturierung bei seinem früheren Arbeitgeber erleichtert zu machen: *„Weil ich mag das auch unterwegs zu sein, und so, und auch Wechsel zu haben“* (Pos. 193). In ähnlicher Weise betrachtet Anne ihre berufliche Mobilität als gewählte Lebensform: *„Ich bin ja verbeamtet, also ich kann da bis zur Rente sitzenbleiben oder bis zur Pensionierung, aber das wäre mir persönlich dann zu langweilig“* (Pos. 35). Ihr geht es bei ihrer beruflichen Mobilität darum, interessante Standorte nicht nur touristisch auf Reisen zu erleben, sondern *„auch so im Alltag“* (Pos. 227).

4.2.5 Freundes- und Bekanntenkreis

Da in Kapitel 4.1 bereits auf die familiären und in Kapitel 4.3 auf die partnerschaftlichen Bindungen eingegangen wurde bzw. wird, konzentriert sich dieses Kapitel auf den Freundes- und Bekanntenkreis. Freundschaftsnetzwerke gelten im Vergleich zu Haushalten und Nachbarschaftsnetzwerken als fluider und weniger räumlich gebunden (Bunnell et al., 2012), dennoch – oder gerade deshalb – stellen sie als selbst gewählte Beziehungen eine zunehmend wichtige Form der Intimität in einer urbanisierten und mobilisierten Welt dar (Cronin, 2014; Thrift, 2005). Freundschaften sind von großer Bedeutung, um räumliche Mobilitäten und damit auch Wohnstandortentscheidungen zu verstehen, denn ein Wohnstandortwechsel geht meist mit einer Restrukturierung sozialer Beziehungen einher (Nisic und Petermann, 2013).

Inwieweit Freundschaften Wohnstandortentscheidungen beeinflussen, hängt von der subjektiven Bedeutung dieses Lebensbereichs und auch von der Phase im Lebenslauf ab. Freundschaften oder andere vorhandene soziale Kontakte können insbesondere die **Auswahl von Suchräumen und die Entscheidung zwischen Alternativen** im Rahmen einer Wohnstandortentscheidung beeinflussen. Suchräume nach der Lebensphase der Ausbildung oder des Studiums wurden innerhalb unseres Samples oft auf Orte begrenzt, die die Interviewten schon kannten oder an denen sie bereits Personen kannten. Paula ist für ihr Studium noch in eine Stadt in Ostdeutschland gezogen, die sie vorher nicht kannte und wo sie auch keine sozialen Kontakte hatte. Für die Auswahl eines Ortes, an den sie zum Berufseinstieg zieht, spielen jedoch soziale Kontakte vor Ort eine wichtige Rolle: *„[M]ein familiales Umfeld ist hier, viele Freunde sind hier, also ich würde jetzt nicht in eine Stadt ziehen, wo ich niemanden kenne. Mir gefällt es gut, dass meine Leute hier wohnen“* (Paula, Pos. 78). Besonders bei den Interviewten in der Lebensphase des Berufseinstiegs oder der beruflichen Etablierung finden sich zahlreiche Belege dafür, wie das Vorhandensein von Freund*innen die Eingrenzung der Suchräume beeinflusst hat: *„wo viele meiner Freunde wohnen und die Politikwissenschaftlerinnen ziehen viel nach Bonn, nach Berlin, Köln, Hamburg ... Das sind so die Optionen gewesen“* (Paula, Pos. 12); *„dann haben wir gedacht, Köln, Düsseldorf die Ecke wäre cool. Wir haben auch viele Freunde, die in Köln sind“* (Franziska, Pos. 10). Zugleich beeinflussen auch lose soziale Kontakte die Suchräume, in dem sie den Interviewten eine ‚Innensicht‘ – ein größeres Wissen – über die jeweiligen Orte bieten als sonst lediglich von außen vorläge: *„aus der Grundschule, ein Freund*

damals, der hat- beziehungsweise hat hier gelebt, in [Dorf in Niedersachsen]. Und von meinem besten Freund der Bruder lebt hier auch, und wusste halt, dass es eigentlich ein ziemlich aktives Dorf ist. Von dem her kam für uns nur [Dorf in Niedersachsen] in Frage“ (Julia, Pos. 15).

Auch auf der **kleinräumigeren Maßstabsebene** des Wohnstandorts innerhalb einer Stadt oder Region war das Vorhandensein sozialer Kontakte ausschlaggebend für die Wahl eines Dorfes oder eines Stadt- bzw. Ortsteils. Amara stand nach der Entscheidung für eine Arbeitsstelle vor der Wahl eines konkreten Wohnstandorts. Dabei musste sie zwischen einem Wohnstandort nahe am Arbeitsort und einem früheren Wohnort, an dem bereits ihr Freund und einige Freunde lebten, abwägen:

„[W]enn ich denn hier wenigstens noch die sozialen Kontakte habe, dann ziehe ich lieber hierhin anstatt nach [Stadt am Niederrhein]. Also ich hätte auch dahin ziehen können, und wär, weiß nicht, vom Lebenswert gesehen vielleicht auch nicht so viel anders, aber dann hätte ich ja doch immer wieder nach Duisburg pendeln müssen, weil ich dann vielleicht am Wochenende dann doch irgendwie mal die paar Leute, die ich kenne, mal sehen will oder dann irgendwie doch zu meinem Freund gehen will. Und dann dachte ich mir, dann kann ich auch gleich hierhin ziehen, dann, keine Ahnung, dauert es vielleicht eine Viertelstunde länger zur Arbeit, aber dann, ja, bin ich dann schon mal hier und hab dann wenigstens abends nochmal dieses soziale, was dann sonst wahrscheinlich weggefallen wäre, wenn ich denn woanders hingezogen wäre.“ (Amara, Pos. 26)

Das Vorhandensein sozialer Kontakte am Wohnort ist mit einem Zugewinn an Wohlbefinden im Alltag verbunden, für den auch ein längerer Pendelweg zur Arbeit in Kauf genommen wird.

In biographischer Perspektive vergrößern sich soziale Netzwerke durch räumliche Mobilität, denn eine längere Ausbildung kann mit dem Besuch von Bildungseinrichtungen und Arbeitsplätzen an unterschiedlichen, zum Teil weit verstreuten Orten verbunden sein, die zu einer räumlichen Ausdehnung der sozialen Kontakte führt (Ohnmacht et al., 2008). Die prozessuale Natur von Freundschaften führt so zu **komplexen Netzwerkgeographien** aus Freundschaftsbeziehungen während des Lebenslaufs (Bunnell et al., 2012). Zum Erhalt dieser sozialen Netzwerke sind größere Anstrengungen erforderlich, je räumlich disperser das Netzwerk ist (Ohnmacht et al., 2008). Zum Teil spielt deshalb nicht das Vorhandensein sozialer Kontakte am Ort eine wichtige Rolle, sondern vielmehr deren Erreichbarkeit. Dadurch gewinnt die **Erreichbarkeit** eines Ortes eine hohe Bedeutung, womit meist die Anbindung an das ICE-Netz oder die Nähe zu Autobahnen assoziiert wird. Dies erleichtert Reisen und Besuche von sozialen Kontakten außerhalb des eigenen Wohnortes:

„Das nächste ist, dass irgendwie mittlerweile meine Freunde aus der Schulzeit, aus dem Studium, aus dem ersten Job überall in Deutschland wohnen und ich die so relativ einfach besuchen konnte und die mich so relativ einfach besuchen können. Genau, meine Familie lebt woanders, die Familie von meinem Freund lebt in Süddeutschland, da fährt man dann auch irgendwie häufiger hin.“ (Hanna, Pos. 44)

Oftmals wird ein „weit verteilt[er]“ „Freundeskreis“ (Lisa, Pos. 31) mit dem Wohnstandortkriterium einer guten Anbindung an das überregionales Schienen- oder Straßenverkehrsnetz in Zusammenhang gesetzt. Darüber hinaus bietet dieses Netzwerk eine Reihe von Anknüpfungspunkten an

zahlreichen, verstreuten Orten. Dieses Netz erweitert sich mit jeder Wanderung und erleichtert zukünftige Wanderungen, da an vielen Orten bereits Anknüpfungspunkte bestehen. Harald, der sich als mobiler Mensch identifiziert, beschreibt, dass bereits seine Eltern ein solches Netz hatten und er ebenfalls durch seine Wohnbiographie ein solches Netz immer weiter ausbaut. Trotzdem muss an neuen Orten ein lokales „engmaschiges“ Netz immer wieder neu geknüpft werden:

„Das heißt, wenn wir jetzt irgendwie in den Schwarzwald ziehen würden, dann wären dort auch wieder Menschen, dann müssten wir zwar in dem Dorf ankommen, und das wäre sicherlich auch nicht einfach, [...] und dann, dann gäbe es sicherlich dort wieder über Ecken irgendwelche Bekanntschaften oder Verwandtschaften, und dann bildet man so ein Netzwerk. Und, genau, und eigentlich kenne ich das auch, und Du kennst das von Deinen Eltern auch nicht anders, unsere Eltern waren auch immer Zugezogene und mussten auch so einen, ein Netz, so ein breitmaschiges Netz hat sich über Deutschland so gewebt, verlassen, und das fein engmaschige im Dorf das haben sie dann nach und nach aufgebaut, durch Sportverein oder irgendwelche Sachen.“ (Harald, Pos. 247)

Besuche von Familie und Freund*innen an anderen Orten gelten als wichtiges Element, um den Kontakt zu pflegen, aufrechtzuerhalten, Kopräsenz herzustellen und gemeinsam Zeit zu verbringen (Urry, 2002; Mason, 2004a). Zugleich kann durch die sozialen Bindungen eine **Bindung an den Ort** entstehen (Nadler, 2014), die Wohnstandortentscheidungen beeinflussen kann. David und Elena (29 Jahre, Grafikdesignerin) sind einmal im Monat in Davids Studienregion gefahren, um dort Freunde zu besuchen.

„Und da ich in [Stadt im Ruhrgebiet] studiert habe und wir, ich zum Großteil, immer noch viele Freunde hier in Köln, Düsseldorf, dem Ruhrgebiet habe, und wir während der- ein bisschen mehr als zwei Jahre, die wir in [Stadt in Niedersachsen] gelebt haben, viel hierhin gependelt sind, für Geburtstage oder Wochenenden.“ (David, Pos. 13)

Auch Christian (36 Jahre, Angestellter) und seine Partnerin sind vom Arbeitsort an den Wochenenden regelmäßig an den Heimatort gependelt:

„[A]ls wir in [Stadt im Rheinland] waren, sind wir schon noch, ich sage mal einmal im Monat eigentlich immer zurückgekommen. Weil immer irgendwas auch anlag. Weil ich hier Freunde hatte, sie Familie hatte, und dann hat der Geburtstag, und der, und wenn man da keinen anderen Plan hat und zu zweit fahren ist immer noch schöner als alleine, weil- sind wir auch ein halbes Jahr gependelt. Dann immer dieses Pendeln, und am Sonntagabend wieder zurückfahren ist ja irgendwie auch scheiße.“ (Christian, Pos. 297)

In beiden Fällen wurde das Mobilitätsarrangement des regelmäßigen Pendelns beendet, um vollständig in die jeweilige Region zu ziehen. Die Freundschaften dort waren zwar nicht ausschlaggebend für die Wohnstandortentscheidung, aber ein wichtiger Faktor. Christian kennt viele Leute im Dorf noch aus „Grundschulzeiten“ (Christian, Pos. 75): *„[A]lso für mich ist es positiv, ich kannte halt viele, kenne viele, und von daher ist es eigentlich so ganz angenehm hier. Man kann Leute fragen, ob die einem helfen“ (Christian, Pos. 223).* Gerade bei **Rückwanderungen an den Heimatort** spielen einerseits das Kennen des Ortes und andererseits die vorhandenen sozialen Kontakte dort eine

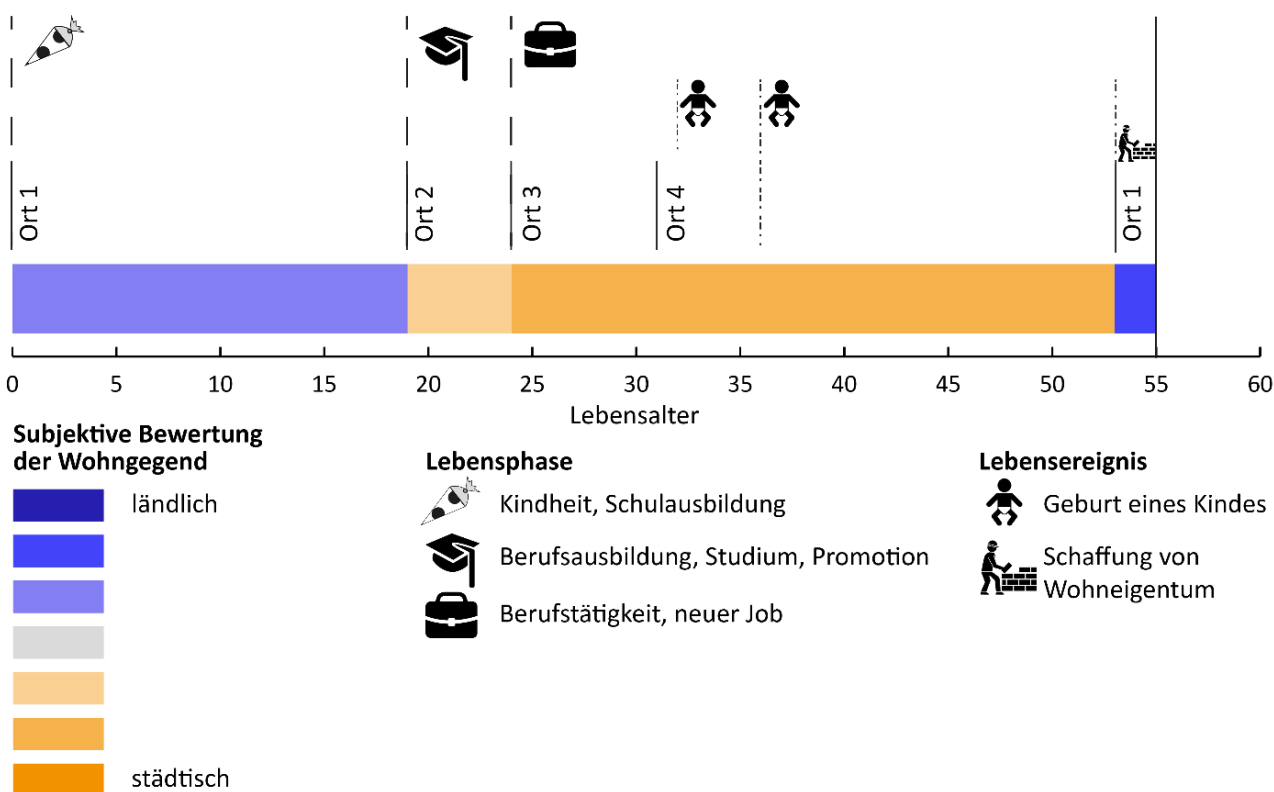
wichtige Rolle: *„Und wir kommen ja beide aus der Gegend. Ich komme aus dem Nachbardorf und kenne auch noch alle Leute von früher. Also das ist nicht so, dass wir ins Unbekannte gegangen sind“* (Ralf, Pos. 16). Gleichzeitig wird interessanterweise nach der Rückkehr in den Heimatort weniger an Freundschaften aus der Kindheit/Jugend angeknüpft, stattdessen setzen sich die sozialen Kontakte eher aus ebenfalls *„Zugezogenen“* (Steffi, Pos. 37) zusammen. Möglicherweise ist dies mit der Intensität der am Heimatort gehaltenen Kontakte verbunden. So berichtet Stefan (42 Jahre, Veranstaltungstechniker), dass er beim Wegzug aus dem Heimatdorf *„keine Freundschaften [an den neuen Ort] mitgenommen“* hat, *„mit denen ich wirklich hier befreundet war“* (Pos. 125). Lässt sich nach der Rückwanderung nicht an frühere Freundschaften anknüpfen, kann sogar die Rückwanderung als *„wie ein Neustart“*, *„was außerhalb der Familie und des Betriebes stattfand“* (Steffi, Pos. 27) gedeutet werden. Auf der anderen Seite berichtet Ralf, dass er nach der Rückwanderung an bestehende Kontakte anknüpfen konnte, was er mit seinem Vereinsengagement verknüpft, das er auch aufrechterhalten hat, als er in der Stadt wohnte: *„Und wir kennen hier ja viele Leute noch. Erstmals aufgrund meiner Familie und dann aus dem Verein heraus. Ich habe den Kontakt ja nie abgebrochen und habe immer mitgespielt bis zuletzt“* (Ralf, Pos. 99).

Auch bei den Gebliebenen wurden Freundschaften und Bekanntenkreise thematisiert und als ein **Bleibefaktor** gedeutet. Beim Bleiben am Ort der Kindheit wird teilweise bedauert, dass dort nur wenige bis keine Schulfreund*innen ebenfalls geblieben sind. Eine Ausnahme ist Tobias, der tief mit seinem Heimatdorf verbunden ist, denn hier wohnen auch noch seine Eltern, sein Bruder sowie eine Vielzahl von Freund*innen, die er teilweise seit der Schulzeit kennt. Auch für seine Partnerin, die seit vielen Jahren multilokal wohnt, befindet sich der Lebensmittelpunkt im gemeinsamen Wohnort in Südniedersachsen: *„Aber wie gesagt, der Lebensmittelpunkt ist hier und hier sind auch ihre Freunde. Und sie hat auch, wie gesagt, kommt auch hier aus der Region“* (Tobias, Pos. 77). Durch ehrenamtliches Engagement (z. B. Politik, Bürgerinitiativen, Dorfgemeinschaft) werden neue Bekanntschaften geschlossen, die ebenfalls als ein Bleibefaktor gedeutet werden können.

4.2.6 Gelegenheiten und Zufälle

Wissenschaftlich gesehen sind Zufälle Ereignisse, deren Ursache unklar ist oder deren Ergebnis nicht vorhersehbar war (Ströhle, 2012). Von unseren Interviewten werden Zufälle als ungeplante oder unvorhergesehene Ereignisse interpretiert. Diese Ereignisse können einfach eine gute Gelegenheit darstellen, die ergriffen wurde und in einen Umzug oder eine Wanderung mündete, ohne dass es einen konkreten Auslöser entlang alterschronologischer oder sozialstruktureller Statusübergänge gab. Die Erzählungen in unserem Sample zeigen, dass solche Wohnstandortentscheidungen als Zusammentreffen zumindest einer günstigen Gelegenheit mit der gegenwärtigen Lebenssituation gedeutet werden.

Abbildung 6: Wohnbiographie Gaby, 54 Jahre, Sample „Ländliche Räume“



Quelle: Eigene Darstellung.

Gaby, 54 Jahre, Sozialarbeiterin, Rückkehrerin in Heimatort, und Ralf, 61 Jahre, Ingenieur in Alterszeit, Nahwanderung: Nicht-ländlich → Ländlich, Sample „Ländliche Räume“

Statuspassage zum Zeitpunkt des Interviews:

Paar in der *Empty-Nest*-Phase im Übergang zum Ruhestand

Gaby und Ralf sind in unterschiedlichen Dörfern der gleichen Region in Südniedersachsen aufgewachsen und zum Studium in nahegelegene Großstädte gezogen. Nach einigen Stationen zu Ausbildungszwecken insbesondere von Ralf sind sie an seinem Studienort zusammengezogen. Da beide in unterschiedlichen niedersächsischen Städten gearbeitet haben, bot sich diese Stadt „vernünftigerweise“ (Ralf, Pos. 191) als Kompromiss für ein Zusammenleben an. Nach kurzer Zeit kamen die beiden Kinder hinzu. Dort haben sie dann gemeinsam mehr als 20 Jahre an zwei unterschiedlichen Standorten am Stadtrand gewohnt. In beiden Fällen wurde einfach eine gute Gelegenheit ergriffen, die in einen Umzug mündete, ohne dass es eine intensivere Wohnungssuche gab. Die Nähe zur Natur und ein grünes Wohnumfeld waren bei beiden Umzügen ein wichtiges Lagekriterium, obwohl nicht direkt danach gesucht wurde.

Nun ist das Paar nach einem Zusammentreffen mehrerer gleichzeitiger Ereignisse in Gabys Elternhaus gezogen. Gabys demente Mutter konnte nach einem Sturz nicht mehr dort wohnen und musste im Pflegeheim untergebracht werden. Die beiden Kinder des Paares waren gerade ausgezogen. Ralf hatte aufgrund von Altersteilzeit keine beruflichen Verpflichtungen mehr und konnte die Zeit nutzen, um den Resthof von Gabys Mutter zu renovieren. Die Wanderung vom Rand einer Großstadt in das ländliche Dorf bezeichnen sie als „neuen Lebensabschnitt“ (Ralf, Pos. 299) und „Alterssitz“ (Gaby, Pos. 296). Dies stellt eine Vorwegnahme der nächsten Lebensphase, des Ruhestandes, dar.

Oft stellt die (plötzliche) **Verfügbarkeit einer Immobilie** eine solche günstige Gelegenheit dar, die zu der Lebenssituation passt. Die Immobilie steht unerwartet zur Verfügung, ohne dass dem ein Suchprozess vorangegangen ist. In der Wohnbiographie des Ehepaares Gaby und Ralf kommt es, wie oben dargestellt, zur Übernahme des Resthofs durch drei zeitgleich stattfindende, zufällige Ereignisse. Zu diesem Zeitpunkt hatte Gaby sich bereits gedanklich längere Zeit damit auseinandergesetzt, was mit dem Haus geschehen soll. Nach einem Sturz der dementen Mutter und deren längerem Aufenthalt erst im Krankenhaus, später im Pflegeheim stand das Haus längere Zeit leer.

„Und sie hat sich das eigentlich immer gewünscht, dass jemand hier dann das Haus übernimmt. Und wir haben uns schon länger damit befasst, dass wir uns das vorstellen können. Und unsere Kinder sind jetzt aus dem Haus, also sind flügge geworden, und dann haben wir gesagt, das wäre jetzt ein guter Zeitpunkt.“ (Gaby, Pos. 15)

„Da kam vieles zusammen. Erstmal das, was [Gaby] schon gesagt hatte, dass die Kinder alt genug geworden sind, volljährig, und ihre eigenen Wege gehen. Und für mich ist dann noch die Situation eingetreten, dass ich nicht mehr arbeiten brauche. Ich habe Altersteilzeit jetzt begonnen, so knapp vor einem Jahr. Und da stand das Haus ja schon ein halbes Jahr leer oder ein Jahr. Und da habe ich dann diese Zeit genutzt, das Haus oder die Wohnung hier zu renovieren.“ (Ralf, Pos. 16)

Als dann klar wurde, dass Gabys Mutter nicht mehr in dem Haus wohnen können würde und im Pflegeheim untergebracht werden muss, entschieden Gaby und Ralf, das Haus zu übernehmen.

Das zeitliche Zusammenspiel von verschiedenen Aspekten und **zufällige Begebenheiten** spielen oftmals eine bedeutende Rolle. Gabys und Ralfs erste gemeinsame Wohnung war ein Bungalow in Ralfs Studienort. In der Rückschau ist ihnen nicht mehr präsent, wie sie den Bungalow, der nur für drei Jahre vermietet wurde, gefunden haben. Aber die Aussagen deuten eine gewisse Zufälligkeit an: *„Das war schon abschreckend. Das war schon sehr teuer. Und dann auch nur für drei Jahre irgendwas. Aber das passte uns ganz gut, weil wir beide ja verdienten dann zu dem Zeitpunkt, und dann war die Miete schon teuer, aber da haben wir gesagt für drei Jahre ist es egal“* (Pos. 51). Dies wurde zum „Anlass“ genommen, *„um zu gucken, dass das mit uns beiden funktioniert. Und das hat nicht lange gedauert, dann kam das erste Kind schon“* (Pos. 37). Nach den drei Jahren ergab sich die nächste Wohnung im gleichen Ort vermutlich über das Schwarze Brett eines Supermarkts: *„Und da hatten wir eigentlich auch Glück, dass wir das gleich gekriegt haben. Also wir haben jetzt nie lange irgendwie gesucht, das wüsste ich jetzt nicht. [I: Und haben Sie immer geguckt im Supermarkt?] Das war irgendwie eher Zufall. Das ist mir ja entgegengesprungen, ich weiß auch nicht“* (Ralf, Pos. 61 ff.). Viele Wohnstandortentscheidungen und Auslöser erklären sich Gaby und Ralf über *„Glück, Zufall“* (Gaby, Pos. 68) und *„ich glaube auch, vieles doch auch aus dem Bauchgefühl heraus“* (Gaby, Pos. 231). Beide haben eine entspannte Haltung dazu: *„Nur man muss auch mal ein bisschen gucken und dann sagen, ich nehme die Chance. Und der Rest ergibt sich dann schon“* (Ralf, Pos. 69). In der Wohnbiographie des Paares wurden Wohnstandortentscheidungen meist entlang sich bietender günstiger Gelegenheiten, nämlich Immobilien, ergriffen, ohne dass längere und intensivere Suchprozesse dem vorangegangen waren. Besonders in Städten mit angespanntem Immobilienmarkt müssen Entscheidungen für Wohnungen bzw. Häuser schnell getroffen werden: *„[D]ann haben wir durch Zufall irgendwie eine in [Stadtteil von Düsseldorf] bekommen, weil wir schnell waren“* (Paula, Pos. 10). Der Zeitdruck verschärft sich noch, wenn ab einem Termin, meist dem Antritt einer Arbeitsstelle, eine Wohnung vor Ort zur Verfügung stehen muss: *„Ja, nee, nicht viele, ich hab ja auch nur halt zwei Wochen auch knapp gesucht, und dann hab ich die Wohnung gesehen, und dann bevor das wieder weg ist dann direkt genommen, und nicht viel Auswahl da gehabt“* (Holger, Pos. 58). Es steht also in Frage, ob hier eine intensive Abwägung der gewünschten Wohnstandortkriterien überhaupt stattfinden kann, wie sie in der Literatur zum Teil postuliert wird.

Bei der **Rückkehr in den Heimatort** in eine vorhandene Immobilie im Familienbesitz verhält es sich ähnlich wie bei der günstigen Gelegenheit des Immobilienerwerbs. Hier ist die Immobilie selbst bereits vorhanden, aber die Übernahme und ihr Zeitpunkt sind unbestimmt. Bei Andrea und Stefan hat sich der Suchprozess nach einer eigenen Immobilie lange hingezogen, und einige Immobilienangebote haben sie ausgeschlagen: *„Da hat irgendwie das Bauchgefühl nicht gestimmt. Das war irgendwie immer so“* (Andrea, Pos. 100). Stefan erwähnt ergänzend: *„Also immer mit dem Hintergedanken eben auch schon, also ganz am Anfang nur der Hintergedanke. Aber irgendwann war ja dann eben auch klar, okay, es gibt ja eine Familienplanung. Die ist ja Teil dieses ganzen Prozesses. Und da haben wir dann gesagt, nein, das wäre schon schön, wenn wir es irgendwie in Richtung, in die Nähe der Familie“* (Stefan, Pos. 101). Die Antizipation der Familiengründung hat die Immobiliensuche zunächst im Unterbewusstsein und dann bewusst beeinflusst, sodass im Laufe des Suchprozesses die räumliche Nähe zu den künftigen Großeltern an Gewicht gewonnen hat. *„Und dann haben wir irgendwann hier, standen wir auf der Wiese und haben gesagt, warum eigentlich nicht*

hier?“ (Andrea, Pos. 50). Zum Teil stellt die Nutzung der günstigen Gelegenheiten eine Vorwegnahme eines anstehenden alterschronologischen Statusübergangs dar, wie die Familiengründung oder der Renteneintritt, und wird in manchen Fällen lange gedanklich vorbereitet.

Unabhängig von der Immobilie, also auch auf einer großräumigeren Maßstabsebene werden Wanderungsentscheidungen als beste unter den sich bietenden Alternativen, als **„gutes Gesamtpaket“** (Hendrik, Pos. 69) oder **„aufeinander abgestimmt“** (Amara, Pos. 26) gedeutet. Damit ist meist gemeint, dass sich mehrere Lebensbereiche gut zusammenfügen. Hendrik hat sich für eine Arbeitsstelle in Düsseldorf entschieden, da alle für ihn relevanten Bezugspunkte (Standort, Job, Familie, Partnerschaft) dafür sprachen. *„Düsseldorf kannte ich jetzt nicht, aber dachte, okay, das ist eine Stadt, die wird dir gefallen, die bietet eine Lebensqualität, das weiß man einfach. Ich war da auch schon mal, da werde ich irgendwie wohl mutmaßlich gut klarkommen“* (Pos. 69). Hinsichtlich des Jobs formuliert er: *„Guter Einstieg in eine Karriere, die ich mir langfristig vorstellen konnte“* (Pos. 69). Und auch die Nähe zur Familie sprach für den Standort: *„[Region in Rheinland-Pfalz], das ist ja nicht weit. [...] Also, ein bisschen näher noch bei meiner Familie sein, fand ich auch ganz schön“* (Pos. 69). Trotz Fernpendelns interpretiert er den Standort auch als passend zu seiner partnerschaftlichen Situation: *„Dazu kam dann noch, dass ich dann ja mittlerweile auch in Berlin privat liiert war, sozusagen, und ich wusste, okay, Berlin – Düsseldorf, das ist natürlich eine Challenge, aber die Verbindung ist sehr gut. Also, da fährt fast 24/7 der ICE, und man wird immer gut fahren können, gute Verbindungen, das kriegt man irgendwie gut hin“* (Pos. 69).

4.2.7 Zwischenfazit

Da Wohnstandortentscheidungen komplex sind und ihnen oft vielfältige Anlässe und Motive zugrunde liegen, greifen meist verschiedene Faktoren und auch Lebenslaufereignisse ineinander oder überlagern sich. Eine Gleichzeitigkeit der Ereignisse wird entweder narrativ als stimmige biographische Erzählung oder gezielt innerhalb des Entscheidungsprozesses hergestellt, sodass oft gar nicht eindeutig ein ausschlaggebendes Ereignis herausgearbeitet werden kann. Die Deutung als **„gutes Gesamtpaket“** (Hendrik, Pos. 69) unterstreicht dies. Die Verweise auf das **„Bauchgefühl“** (Andrea, Pos. 100) verdeutlichen die Relevanz emotionaler Faktoren in Wanderungsentscheidungen. Die einzelne Entscheidung zur Wanderung oder zum Bleiben wird als stimmiger Baustein der Wohnbiographie gedeutet. Anstehende Lebenslaufereignisse wie die Familiengründung oder der Renteneintritt werden oft gedanklich vorweggenommen oder spielen dann im Entscheidungsprozess, der in eine Wanderung oder ein Bleiben münden kann, eine unbewusste Rolle. Wanderungsentscheidungen liegen ebenso wie dem Bleiben meist komplexe Motivbündel aus verschiedenen Faktoren und Lebenslaufereignissen zugrunde. Auch unerwartete Ereignisse können Auslöser von Wohnstandortentscheidungen sein oder die Wahl des Wohnstandorts beeinflussen. So kommen innerhalb von Wohnstandortentscheidungen gelegentlich Orte in den Fokus, die ursprünglich nicht im Suchraum lagen und dennoch als optimale Kombination der Wohn- und Lebensbedürfnisse gedeutet werden. Krisenhafte Lebensereignisse führen zu einer Neubewertung der Lebenssituation und des Wohnstandorts sowie einer Anpassung an die veränderten Gegebenheiten – diese kann, muss aber nicht eine Wanderung bedeuten.

Der Beruf bzw. der Arbeitsplatz sowie Freundes- und Bekanntenkreise beeinflussen dagegen eher Suchräume oder die Auswahl zwischen mehreren Alternativen. Beide Lebensbereiche werden von den Befragten als wichtige Entscheidungsfaktoren wahrgenommen. Vor diesem Hintergrund ist auffällig, dass das Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren und Motive in der Wanderungsforschung bislang vernachlässigt wird. Auch die Lage auf den Wohnungs- und Immobilienmärkten stellt einen wichtigen Faktor bei der Suche und Entscheidung für eine Wohnung oder Immobilie dar. In der Stadt werden dabei meist Kompromisse hinsichtlich der Größe und Ausstattung gemacht, um eine innerstädtische Lage realisieren zu können, während in ländlichen Räumen oft eine bestimmte Vorstellung von einer Immobilie realisiert werden soll, für die Kompromisse hinsichtlich der Lage eingegangen werden.

4.3 Wohnstandortbezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse in Haushalten

Stehen Wanderungs- und Bleibeentscheidungen in Haushalten an, beginnen wohnstandortbezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse zwischen den beteiligten Haushaltsmitgliedern. Diese haushalts- bzw. familieninternen Entscheidungen betreffen vornehmlich Paare und Familien in Mehrpersonenhaushalten. Auch bei Paaren, die (noch) nicht zusammenwohnen, aber gemeinsam Zeit in beiden oder einer der beiden Wohnungen verbringen und damit multilokal sind, erfolgen gemeinsame Überlegungen zu den potenziellen Wohnstandorten.

Die wohnbiographische Perspektive unserer Interviews ermöglicht einen Längsschnitt und liefert Erkenntnisse dazu, wann und wie wanderungs- und bleibebezogene Aushandlungsprozesse stattfinden, welche Kompromisse geschlossen wurden und welche Einflussfaktoren für die letztliche Entscheidung von zentraler Bedeutung waren. Besonders deutlich wird das gemeinsame Abwägen von Argumenten bei den Paarinterviews, aber auch bei den Einzelinterviews wird immer wieder auf die Meinung und Befindlichkeiten der Partnerin/des Partners oder von Familienmitgliedern verwiesen. Im folgenden Kapitel stehen die haushalts- bzw. familieninternen Aushandlungsprozesse im Fokus.

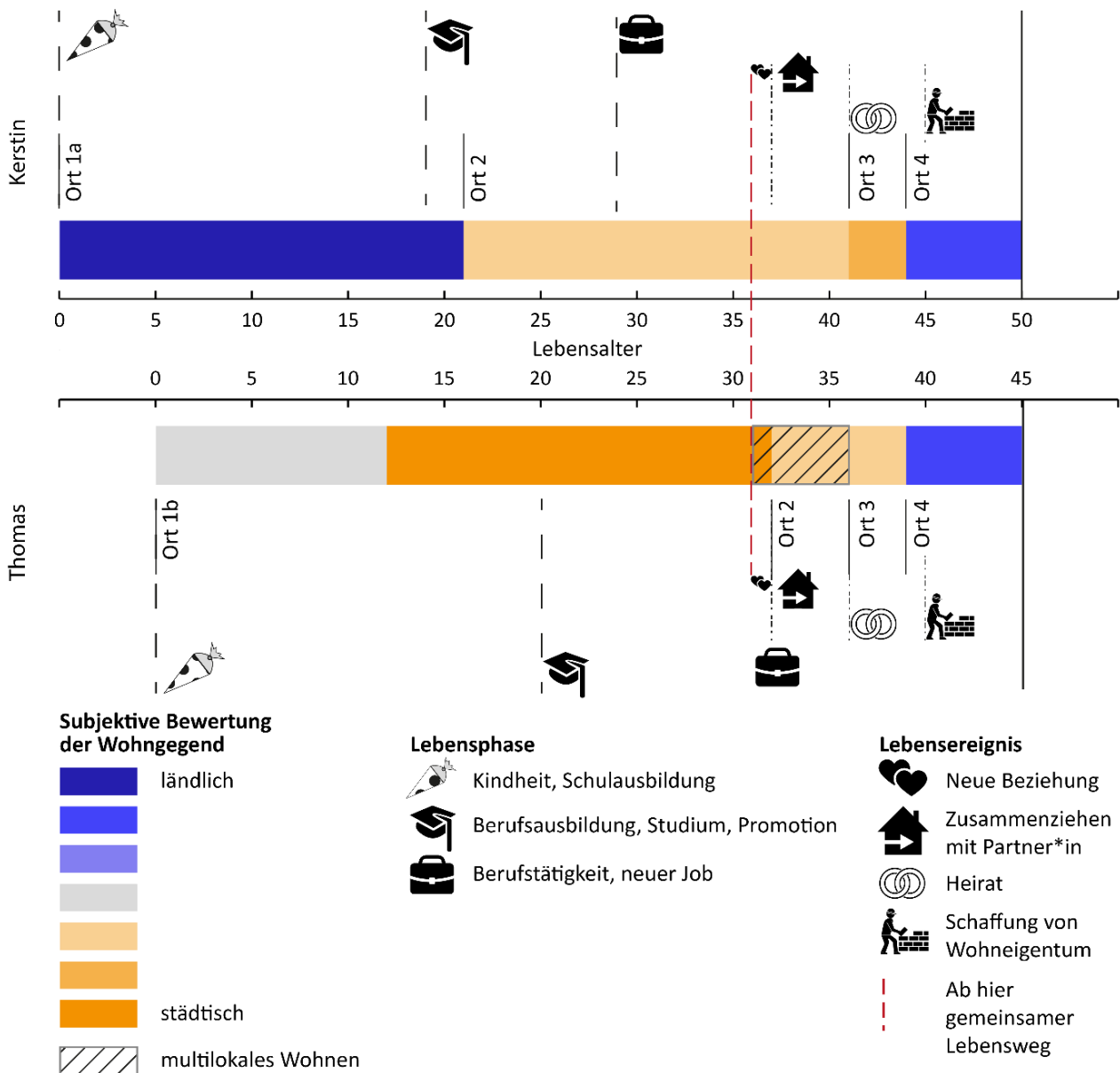
4.3.1 Auslöser und Zeitpunkte von Abwägungs- und Aushandlungsprozessen

Die Erzähllogik der Befragten in unserem Sample zeigt, dass das „Mitentscheidungsrecht“ hinsichtlich des Wohnstandortes als Kind in der Familie gering eingeschätzt wird. Die erste selbstständige Wohnstandortentscheidung erfolgt zumeist beim Auszug aus dem Elternhaus zu Ausbildungs- oder Studienzwecken. Hier finden zwar innerfamiliäre Gespräche statt, diese führen aber mit dem Auszug zu einer Aufhebung des gemeinsamen Hausstandes und in der Regel zur Gründung des ersten eigenen Haushaltes. Diese Entscheidungen, die von der Wahl des Ausbildungs- bzw. Studienortes beeinflusst werden und oft mit anhaltender finanzieller Abhängigkeit von den Eltern einhergehen, sollen an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden (Billari und Liefbroer, 2007; Konietzka und

Tatjes, 2016). Mit dem Beginn einer Partnerschaft gewinnen bilaterale Absprachen zu Wohnstandortentscheidungen an Bedeutung, selbst wenn die Haushalte noch separat sind. Für Paare sind die generativen Lebensphasen (Heirat, Familiengründung, Trennung, Auszug der Kinder usw.) wichtige Zeitpunkte gemeinsamer Abwägungen und Entscheidungen hinsichtlich des Wohnens.

Abbildung 7 zeigt am Beispiel von Kerstin und Thomas, wie deren unterschiedliche Wohnbiographien nach dem Kennenlernen zusammenlaufen und eins werden.

Abbildung 7: Wohnbiographie von Kerstin und Thomas, Paar, mittlere Lebensphase, Sample „Ländliche Räume“



Quelle: Eigene Darstellung.

Kerstin, 50 Jahre, Gärtnerin, und Thomas, 45 Jahre, Ingenieur, verheiratet, Haushalt ohne Kinder, (Nah)wanderung Nicht-ländlich → Ländlich, Sample „Ländliche Räume“

Lebensphase zum Zeitpunkt des Interviews:

Beruflich etabliertes Paar in der Lebensmitte nach der Verwirklichung ihres Wohntraums – Haus mit großem Garten

Kerstin und Thomas lernen sich mit Anfang 30 kennen und verlieben sich ineinander. Kerstin wohnt zu dieser Zeit in Schleswig-Holstein und Thomas in seiner Heimat- und Studienstadt Berlin. Die erste Zeit ihrer Beziehung pendeln die beiden zwischen den zwei Städten. Nach der Promotion findet Thomas seinen Berufseinstieg in einer niedersächsischen Großstadt. Er gibt seinen Lebensmittelpunkt in Berlin auf, und die beiden beziehen ihre erste gemeinsame Wohnung in Kerstins Universitätsstadt in Schleswig-Holstein. An seinem Arbeitsort mietet Thomas lediglich ein Zimmer als Zweitwohnsitz und lebt weiterhin multilokal. Ein fehlendes adäquates Stellenangebot in Schleswig-Holstein, Thomas' beruflicher Aufstieg in der Firma und der Wunsch der Familienplanung führen zur Entscheidung, den gemeinsamen Lebensmittelpunkt nach Niedersachsen an Thomas' Arbeitsort zu verlegen. Erst wohnen sie in einer Wohnung in der Innenstadt, später verwirklichen sie ihren Traum vom Haus mit Garten in einem Dorf ca. 30 km außerhalb. Thomas sagt: *„Und dann war die Entscheidung im Prinzip klar, okay, dann bleibe ich in der Firma und dann haben wir gesagt, na dann können wir auch was Richtiges suchen so. Also ein Haus mit Garten“* (Pos. 23).

Kerstin und Thomas sind familienverbunden, und so haben beide in ihren jeweiligen Bundesländern studiert – Kerstin in Schleswig-Holstein und Thomas in Berlin. Wenn Kerstin von ihrer Universitätsstadt in Schleswig-Holstein spricht, spürt man ihre Begeisterung und besondere Verbundenheit zu dieser Stadt. Es fallen Formulierungen wie *„ganz toll“*, *„sich super wohl gefühlt haben“*, *„ist nicht so überfüllt. Da gibt es auch immer noch Plätze, wo man alleine sein kann“* (Pos. 81, Pos. 165, Pos. 169). Am neuen Wohnstandort vermisst sie den Strand und das Meer. Gerne wären die beiden in Schleswig-Holstein wohnen geblieben. Thomas hat auch nach Stellenangeboten in Schleswig-Holstein gesucht und sich mehrfach beworben, aber keine adäquate Stelle gefunden. So bleibt Thomas bei seiner Firma in der niedersächsischen Großstadt. Mit dem Plan, eine Familie zu gründen, zieht das Paar gemeinsam von Schleswig-Holstein nach Niedersachsen. Als Thomas in seiner Firma befördert wird, entscheiden sich die beiden, ein Haus zu kaufen.

Kerstins und Thomas Wohnbiographie illustriert, dass innerhalb von Partnerschaften zu **unterschiedlichen Zeitpunkten standortbezogene Aushandlungsprozesse** stattfinden. Diese Prozesse beginnen bereits in der Phase, in der das Paar noch in getrennten Haushalten wohnt. Waren die Wohnstandorte vorher in verschiedenen Orten, müssen sich beide Partner*innen auf eine gemeinsame Stadt oder Gemeinde einigen. Das erste Zusammenziehen mit der Partnerin/dem Partner festigt die Paarbeziehung und verankert sie räumlich in einer gemeinsamen Wohnung (Kley, 2009). Sven beschreibt das Kennenlernen und Zusammenkommen mit Raquel als wichtiges Ereignis, das sein Leben verändert und bereichert hat. Mit Raquel ist es ein *„ganz anderes Gefühl einfach“* (Pos. 35) als mit den Freundinnen, die er zuvor hatte, und *„es passt einfach“* (Pos. 35). Er geht davon aus, dass er weiterhin in Berlin geblieben wäre und sich dort einen Job gesucht hätte, wenn er nicht wegen Raquel nach Düsseldorf gezogen wäre.

„Ich muss auch zugeben, ich wäre wahrscheinlich ohne sie auch nie hier gelandet. Ich wäre wahrscheinlich immer noch in Berlin. Klar, du hast da deinen Habitus da, da ist deine Familie, und alles Drum und Dran. Und dann wäre man eben, jetzt sehe ich meinen Bruder halt nicht mehr so oft, ne. Sie sieht aber ihre Familie auch nicht mehr so oft. Also man ist, das ist schon, das ist auch die erste Frau, mit der ich halt zusammengezogen bin. Das ist also alles sehr, sehr risky gewesen. Also wirklich sehr, sehr risikoreich. Was aber bis dato eigentlich gut klappt.“ (Sven, Pos. 35)

Beim Zusammenziehen mit der Partnerin/dem Partner müssen beide Seiten Kompromisse machen (hier die Entfernungen zur Familie auf beiden Seiten), und die Entscheidung ist mit Unsicherheiten behaftet bzw. wird als Wagnis gesehen.

Ein anderer Fall für haushaltsinterne Wohnstandortentscheidungen ist die **Trennung eines Paares**. Das hat meistens die Aufhebung der gemeinsamen Wohnstätte zur Folge und bedeutet für mindestens eine Person einen (zwangsläufigen) Wohnstandortwechsel. Bei Familien mit Kindern ist es häufig der männliche Partner/Vater, der aus der gemeinsamen Wohnung auszieht: *„Frau behält das Haus, Mann zieht aus, und so, und Frau behält das Haus, Kinder waren noch da“* (Harke, Pos. 127). Der Vater zieht dann häufig als Übergangslösung in eine kleinere Wohnung. *„Gut, dann der Umzug vom Eigenheim in die Wohnung, am gleichen Ort, ist Scheidung die Ursache, Neuaufstellung, kein Umzug, kein Ortswechsel, erstmal [gleicher Ort], weil damals die Kinder noch dann auch da gewohnt haben, so“* (Harke, Pos. 117). Monika hat mit ihrem damaligen Lebensgefährten einen Resthof gekauft. Nach der Trennung konnte aus finanziellen Gründen keiner der beiden Partner*innen die Immobilie behalten, und sie wurde verkauft. *„Das hat mir schon so gut gefallen, diesen Hof, ja, mussten wir leider verkaufen, weil ich verlassen wurde und alleine hätte ich den nicht tragen können. Dann wollte ich auf jeden Fall hier in der Gegend bleiben“* (Monika, Pos. 53).

Die **(alterschronologischen) Statuspassagen** können **bei Paaren versetzt** sein. Franziska und ihr Freund wohnten bereits während des Studiums in Rheinland-Pfalz zusammen. Als Franziska ihren Bachelor beendete, wurde ihr Freund zeitgleich mit dem Master fertig und suchte einen Berufseinstieg. Die Standortentscheidung am Statusübergang zum Masterstudium bzw. zum Berufseinstieg wurde dann gemeinsam getroffen. Dabei war der Suchradius bei der Jobsuche von Franziskas Freund auf Nordrhein-Westfalen beschränkt. Letztlich mündete die Suche in Düsseldorf, wo das Paar auch gemeinsam eine Wohnung bezieht. Der Wunschstandort zumindest von Franziska war eher Köln als Düsseldorf, ließ sich aber aufgrund des Jobs von ihrem Freund nicht verwirklichen: *„Eigentlich war unser Favorit auch eher Köln als Düsseldorf. Einfach wegen der Uni. Hier in Düsseldorf gibt es da ja nicht, [...]. Also hier gibt es kein Lehramt, deswegen hat es sich natürlich für mich angeboten. Da hat es aber leider nicht geklappt mit dem Job“* (Pos. 16). Bei der kleinräumigen Entscheidung für eine Wohnung in Düsseldorf war dann vor allem die zentrale Lage entscheidend, um Franziska das Pendeln zur Uni erleichtern: *„Wir sind hier in die Stadtmitte gezogen, einfach aus dem Grund, weil der Bahnhof nah ist, damit ich auch schnell pendeln kann quasi“* (Pos. 16).

Nicht nur die eigenen Lebensereignisse, sondern auch die der Partnerin/des Partners wie z. B. ein beruflicher Wechsel, Arbeitslosigkeit oder Unfall können das Wohnen beeinflussen und führen zu Aushandlungs- und Entscheidungsprozessen. Bei Elke ist ein schwerer Unfall im Alter von Mitte

vierzig der Auslöser für den Auszug aus der elterlichen Wohnung, in der sie viele Jahre mit ihrem Mann gewohnt hat. Sie berichtet, dass mit zunehmendem Alter ihr und besonders ihrem Mann die Nähe zu den Eltern zu eng wurde und die beiden für sich sein wollten. Begünstigend kam hinzu, dass Bernds Tochter aus erster Ehe („*Aus dem ersten Leben*“ (Bernd, Pos. 846)) sich für eine Ausbildung und nicht für ein Studium entschieden hat, „*weil das ist ja teuer. [...] Sie wollte nicht studieren, gut*“ (Bernd, Pos. 846).

Der **Prozess des Abwägens von Wohnstandortentscheidungen** scheint nicht nur wiederkehrend, sondern **immerwährend** zu sein. Auch Personen, die bereits seit mindestens zehn Jahren in der gleichen Stadt oder Gemeinde wohnen, Personen mit Wohneigentum oder kürzlich umgezogene Personen reflektieren ihre Wohnsituation kritisch. Tobias wohnt seit seiner Geburt im gleichen Dorf. Er gehört zu **Gruppe der Geblienenen**. Seine Ehefrau, die aus der gleichen Region kommt, ist seit zwölf Jahren berufsbedingt multilokal und wohnt während der Woche nicht mit im gemeinsamen Haus. Die Frage, ob er sich vorstellen könnte, den gemeinsamen Lebensmittelpunkt an den Arbeitsort seiner Ehefrau zu verlegen, verneint er: „*Ach nein. Das stand gar nicht so zur Debatte*“ (Pos. 77). Er reflektiert dann aber ausführlich über die Bindung seiner Ehefrau an die Region und das Dorf. Also auch er und seine Frau haben ihre Wohnsituation abgewogen und sich für das Bleiben entschieden – allerdings können wir hier nur seine Darstellung berücksichtigen und nicht die seiner Frau.

Die partnerschaftlichen Aushandlungsprozesse sind dabei nicht unbedingt geradlinig, sondern es kann auch zu „**Schleifen**“ kommen. Klaus und seine Frau haben ernsthaft überlegt, ihren Alterswohnsitz an die Ostsee zu verlegen. Das war ein langgehegter Wunsch seiner Frau. „*Ich gebe aber auch zu, das hing jetzt mit meiner Frau zusammen, muss ich zugeben, das war eigentlich schon fast ein Plan, dass wir eigentlich an die See wollten*“ (Pos. 65). Die tatsächliche Umsetzung ist an den hohen Immobilienpreisen an der Ostsee gescheitert, und im Rückblick scheint es auch stimmig zu sein:

„Und wenn dann da immer richtig was los ist, dann ist das hier viel ruhiger. Das hat sie, glaube ich, auch, nicht eingesehen, sondern hat sie selber gesagt. Und das ist ja dann immer ein Zeichen davon, kann sie sowieso, aber dass sie sich davon endgültig gelöst hat, und wir eigentlich froh sind, dass wir es nicht gemacht haben.“ (Klaus, Pos. 87)

Dennoch hat sich das Paar damals entschieden, das (zu) große Bauerngehöft (Eigentum seitens der Ehefrau) zu verkaufen und ihren Alterswohnsitz in einen Bungalow in direkter Nachbarschaft zu verlegen.

Harald und Bene haben fernab ihrer beiden Heimatstädte ein Eigenheim erworben. Sie können sich vorstellen, in dem Dorf auf Dauer wohnen zu bleiben und alt zu werden. Gleichzeitig erklären sie, dass, sobald eine*r von beiden „*einen sehr viel attraktiveren Job oder einfach einen Job anderswo finden muss, dass man dann gegebenenfalls gehen muss*“ (Harald, Pos. 258). Die Wohnstandortentscheidung war zwar mit dem Kauf langfristig angelegt, wird aber (aus beruflichen Gründen) als durchaus reversibel beschrieben. Mit dem Nachsatz „*Wir sind diese mobile Generation*“ (Pos. 258) bekräftigt Harald diese normative Überzeugung. Auch Gaby und Ralf, die zum Zeitpunkt

von Ralfs Vorruhestand aus einer Großstadt zurück in Gabys Elternhaus im ländlichen Raum gezogen sind, haben bei ihrer Entscheidung eine **Exit-Option** eingebaut. Das heißt, die Entscheidungen, auch Kaufentscheidungen, werden gezielt als revidierbar dargestellt (auch um sich die Entscheidung leichter zu machen):

„Wir haben gesagt, wenn es uns hier nicht gefällt oder in der Zukunft irgendetwas nicht gefällt, dann bleibt uns immer noch die Chance, wieder in die Stadt zu ziehen. Das geht ja ganz easy. Also das haben wir uns schon so gesagt. Aber ich sehe jetzt keinen Grund, diese Option zu ziehen.“ (Ralf, Pos. 225)

Ihre Gründe sind eher vom Wohlbefinden im ländlichen Umfeld geprägt. Bei Kerstin und Thomas war es die Nähe zur Familie bzw. die Rückkehr in die Heimat. *„Wir haben gesagt, okay, dann kaufen wir uns hier ein Haus, und wenn wir dann in Rente gehen, können wir ja immer noch sagen, gehen wir zurück“* (Pos. 173). Im Augenblick ist das für das Paar keine Option, weil sich beide im Haus und in dem Dorf sehr wohl fühlen.

Auch **Personen, die gerade umgezogen bzw. gewandert sind** und den Abwägungsprozess für den aktuellen Wohnstandort gerade abgeschlossen haben, denken erneut über Wohnstandortveränderungen nach. Natalie (27 Jahre, Personalberaterin) zieht gerade mit ihrem Freund zusammen. Beide sind berufstätig. Sie sehen in der Mietwohnung einen gemeinsamen Einstieg:

„Das ist jetzt nochmal zur Miete, weil wir gesagt haben, wir ziehen das erste Mal zusammen, lieber erst einmal noch ausprobieren, [...]. Ja, ist jetzt auch wieder Miete, aber perspektivisch noch die nächsten drei, vier Jahre, und dann möchten wir auch Eigentum, ja, dass man sich irgendwie was aufbaut. Wenn es bis dahin, die Wohnungs- oder die Mietpreislage hergibt, dann auch gerne relativ zentral, aber sonst vielleicht am Stadtrand von Düsseldorf, aber definitiv Düsseldorf.“ (Natalie, Pos. 81)

Obwohl gerade erst die Entscheidung für die Mietwohnung gefallen ist, wirft Natalie unmittelbar den Blick in die Zukunft. Auch an diesem Zitat wird die normative Überzeugung einer (linearen) Wohnkarriere von einem Miet- in ein Eigentumsverhältnis als gemeinsames Ziel des Paares deutlich.

4.3.2 Ablauf des Suchprozesses

Bei Paar- und anderen Mehrpersonenhaushalten treffen die Wohnansprüche von mindestens zwei Personen aufeinander. Das Abwägen dieser individuellen Ansprüche bzw. Prioritäten auch in Verbindung mit den Rahmenbedingungen des jeweiligen Wohnungsmarktes und der eigenen finanziellen Ressourcen führen meist zu Kompromissen bzw. Änderungen in der Prioritätensetzung. Wie bei einem Individuum betreffen diese Abwägungs- und Aushandlungsprozesse verschiedene räumliche Ebenen (Wohnung – Wohnumfeld – Region) und laufen unterschiedlich ab. Wohnstandortentscheidungen sind prozessual: *„Und irgendwie fing das dann an zu gären in uns“* (Andrea, Pos. 42). Der Beziehungsstatus und das Vorhandensein von Kindern beeinflussen deutlich die Art und Weise, wie Entscheidungen getroffen werden (Mader und Schneebaum, 2013: 371).

Der **Suchprozess** nach einer Wohnimmobilie läuft vielfach nach dem gleichen Schema ab. Zunächst klären die beteiligten Personen die wichtigsten Eckpunkte und Kriterien, die der Wohnstandort und die Immobilie erfüllen sollen. Das sind Aspekte wie räumliche Lage, Infrastrukturausstattung, Erreichbarkeit, Zimmerzahl, Ausstattung, Mietpreis etc. *„Ja, wir hatten ja so eine Excelliste mit den ganzen Kategorien, Quadratmeter, Preis, Balkon und sowas alles dann.“* *„Und dann kann man das halt schön auswerten, und dann weiß man halt, was so ganz objektiv halt die Wohnung da am besten wäre, und da haben wir uns aber relativ gut drauf geeignet, wir hatten, dir war halt wichtig, die S-Bahnanbindung“* (Holger, Pos. 88, Pos. 90). Sobald diese grundsätzlichen Kriterien geklärt sind, werden die auf dem Immobilienmarkt zur Verfügung stehenden Wohnungen bzw. Häuser untereinander verglichen:

„Wir haben zusammen gesagt, was für die Wohnung spricht, und was gegen die Wohnung spricht. Und da die Liste sich nicht groß geändert hat bis jetzt, und auf der Contra-Seite eigentlich nur ein drittes Zimmer stand und immer noch steht, war [Elena], die das mehr wollte und will als ich, das dritte Zimmer, hatte dann aber auch nicht so viel Argumente, wenn zehn positive Sachen gegen eine schlechte Sache, gegen eine negative, stehen. Dementsprechend [...] waren wir uns eigentlich einig, [...] dass wir die Wohnung nehmen.“ (David, Pos. 144)

Harald beschreibt den Prozess, wie er und seine Partnerin bei der Haussuche bzw. der Ortssuche für das Haus vorgegangen sind, sehr genau. Sie haben zunächst die umliegenden Orte nach der vorhandenen Infrastruktur besonders hinsichtlich der Schulen und Kindergärten und deren Erreichbarkeit eingestuft und dann über ein Online-Portal nach käuflichen Immobilien in den in Frage kommenden Orten geschaut. *„Ja, manchmal gehen wir etwas methodisch vor“* (Harald, Pos. 143). Die Immobiliensuche ist ein **iterativer Prozess**. *„Und, ja, so war diese Suche, also es war durchaus einfach ganz strategisch geguckt. Und für uns, aber wir haben uns auch über die Jahre rangetastet“* (Bene, Pos. 166). Die Suche hat *„drei, vier Jahre“* gedauert (Bene, Pos. 168) und wurde nach eigenen Aussagen hauptsächlich von Bene betrieben. Auch einen Neubau hat das Paar *„komplett durchkalkuliert“* (Harald, Pos. 175), aber da wäre ihnen das Verhältnis von Wohnansprüchen und Kosten sehr ungünstig gewesen. *„Und dann sind uns neben dem Haus doch noch andere Sachen im Leben wichtig als über Jahre auf einen Urlaub verzichten oder sowas“* (Bene, Pos. 176). Gleichzeitig betonen sie die begrenzten Möglichkeiten, Häuser in ländlichen Räumen zu mieten, was durchaus auch eine Alternative zum Kauf gewesen wäre:

„Es war fast unmöglich zu mieten, muss man dazu sagen, der Mietmarkt hier in der Region für Häuser ist, also das erste haben wir gemietet, das wurde dann irgendwann, ging nicht mehr. Dann haben wir ein zweites gefunden, wo sich rausstellte, dass das fast unbewohnbar war aufgrund von, ja, Mängeln, die wir nicht gesehen haben, als wir es das erste Mal besichtigt haben. Und das waren im Abstand von fünf Jahren auch die einzigen beiden Häuser, die überhaupt mietbar waren, also selbst doppelt so groß und noch mehr Geld hätten wir nicht mieten können.“ (Harald, Pos. 69)

Die hier angeführten Beispiele erwecken den Eindruck, dass bei der Wohnungs- bzw. Haussuche immer sehr systematisch vorgegangen wurde. Das Beispiel von Gaby und Ralf zeigt jedoch, dass

dies nicht immer so ist, sondern oft auch Gelegenheiten und Zufälle eine Rolle spielen (vgl. Kapitel 4.2.3).

Im Zusammenhang mit dem Wunsch, eine Immobilie im Eigentum zu erwerben bzw. auf einem engen Wohnungsmarkt wie Düsseldorf eine Wohnung zu mieten, wurde in den Interviews vielfach auf die steigenden Immobilien- bzw. Mietpreise verwiesen (vgl. Kapitel 4.2.3). Diese haben zu Kompromissen hinsichtlich der Wohnungsausstattung, einer längeren Suchdauer oder einer Ausweitung des Suchraums geführt.

Beim Immobilienkauf oder der Miete eines Hauses/einer Wohnung erfolgt die Suche bezüglich der geographischen Lage häufig von der groß- zur kleinräumigen Ebene: also erst die Festlegung der Region, dann die Auswahl der Stadt/Gemeinde, dann der Ortsteil, wo auch die vorhandene Infrastruktur betrachtet wird, und anschließend die Wahl des Hauses. Elke und Bernd haben den Suchradius ca. 25 km um den Wohnort der hilfsbedürftigen Eltern von Elke gelegt. Außerdem wollten sie auf jeden Fall ins „Ländliche“ (Pos. 10). Das Dorf an sich kannten sie vorher nicht näher. *„Ja, dadurch, dass uns das Haus auch so gefiel, mit allem Drum und Dran, haben wir uns da - habe ich mir da mit den- über die Menschen gar keine Gedanken gemacht“* (Pos. 222). Von dem „kleinen Häuschen“ sagen sie, dass es *„Liebe auf den ersten Blick“* war (Pos. 10). Bei der Haussuche hatten sie bereits ihr Älterwerden im Blick. So sollte wegen des Hundes das Grundstück groß, aber das Haus an sich klein sein, um den Pflegeaufwand zu minimieren und mehr Freizeit zu haben. Ein Neubaugebiet wäre für beide auf Grund der kleinen Grundstücke nie in Frage gekommen: *„Dieses Eng an Eng, dieses Moderne ist nicht unser“* (Pos. 152). Harald und Bene ziehen aufgrund von Haralds Jobangebot von einer Großstadt in eine ländliche Gemeinde in Südniedersachsen. Hier mieten sie zunächst mit der ersten Tochter ein Nebenhaus auf einem landwirtschaftlichen Betrieb. Die steigende Miete (Staffelmiete) und starker Schimmelbefall im Haus veranlassen die Familie auszuziehen. Da sich der Kauf eines Hauses über Jahre schwierig gestaltet, ziehen sie zunächst in ein anderes Haus zu Miete. Dort wohnen sie allerdings nur einen Monat, da sie dann kurzfristig den landwirtschaftlichen Resthof zum Kauf *„entdecken“*. Ohne vorherige Renovierung ziehen sie in das Wohnhaus des Resthofes ein. Rückblickend meint Harald, dass sie auch im Umkreis von seinem Studienort geblieben wären, wenn er dort einen Berufseinstieg gefunden hätte. Aber auch dann *„hätten sie dann wahrscheinlich in einem Vorort gesucht, denn der Drang, dann mit Garten zu leben, war doch recht hoch“* (Harald, Pos. 57).

4.3.3 Aushandlungsprozesse und Kompromisse

Während des Suchprozesses werden fortlaufend **Kompromisse** geschlossen bzw. die Wünsche den realen Bedingungen angepasst.

„Ganz am Anfang sind die Erwartungen und ja auch noch die Wünsche ja auch noch viel größer als das, was man aus der Realität so mitnimmt. Und nach dem ersten Mal hier gucken und mal da gucken, stellt man ja schnell fest, okay, die Wunschliste, da müssen wir jetzt Kompromisse einfügen. Und ja dar war

dann- da ist der Ort dann auch irgendwann rausgefallen. Und dann war dann klar, okay, dann müssen wir jetzt eine Ortsveränderung vornehmen.“ (Andrea, Pos. 67)

Das erste Zusammenziehen eines Paares bedeutet ein langsames **Herantasten an die gegenseitigen Vorstellungen und Prioritäten** – auch bezüglich **finanzieller Aspekte** wie die gemeinsame Haushaltskasse oder die Bewältigung der Wohnkosten. Natalie und ihr Freund beziehen in Düsseldorf ihre erste gemeinsame Wohnung. Natalie thematisiert unterschiedliche Vorstellungen über die Verhältnismäßigkeit der Mietkosten. Die Entscheidung für die gemeinsame Wohnung scheint Natalie schwerer gefallen zu sein als ihrem Freund, auch weil sie *„eigentlich immer einen geringeren Anteil [ihres] Gehaltes für Miete ausgeben“* wollte (Pos. 129). Sie macht Max zuliebe Zugeständnisse hinsichtlich des Mietpreises: *„[Max] fand die Wohnung auch so toll, ich fand sie ja auch super schön. Aber ich sah diesen Aspekt, ich möchte eigentlich nicht so viel Geld dafür ausgeben, naja, und dann wollte ich ihn aber auch irgendwo nicht enttäuschen“* (Pos. 129), sodass sie letztlich *„zugestimmt“* hat, *„weil ich ihm gerne einen Gefallen tun wollte, wenn ich es allein zu entscheiden hätte, ich hätt mir so eine teure Wohnung, glaube ich, nicht genommen“* (Natalie, Pos. 129). Wie bei Philipp und seiner Freundin kann das Zusammenziehen aber auch sehr pragmatische Gründe haben. Nach eigenen Aussagen fiel bei den Beiden die Entscheidung zusammen zu ziehen relativ schnell. Treiber dieser Entscheidung waren finanzielle Gründe *„zum Teil auch stumpf aus Verzweiflung. Weil es bei beiden halt nicht anders gegangen wäre zu dem Zeitpunkt“* (Philipp, Pos. 109). Philipp ist zu seiner Freundin in eine *„Ein-Personen-Wohnung“* (Philipp, Pos. 119) gezogen, damit beide finanziell über die Runden kommen. Eine Wohnungssuche mit Abwägung verschiedener weiterer Kriterien fand nicht statt.

Auch hinsichtlich des **konkreten Wohnstandorts** werden auf unterschiedlichen Maßstabsebenen Zugeständnisse an die Partnerin/den Partner gemacht. Bei Sven und Raquel war es die Entscheidung zwischen zwei entfernten Bundesländern (Berlin und Nordrhein-Westfalen) (siehe weiter unten). Bei Franziska und Ihrem Freund war es die Entscheidung zwischen zwei benachbarten Großstädten. Die Entscheidung kann auch zu Konflikten führen. Franziska und ihr Freund Jan sind aus ihrem gemeinsamen Studienort in Rheinland-Pfalz nach Düsseldorf gezogen, weil Jan dort eine Arbeitsstelle gefunden hat. Um die Entscheidung nach Düsseldorf zu ziehen, obwohl Franziska in Köln studiert, gab es einige Diskussionen:

„Für mich stand eigentlich fest, okay, wenn ich jetzt in Köln studiere, dann werde ich da auch wohnen, weil ich irgendwie auch so den Anspruch hatte, einmal in meinem Studentenleben habe ich jetzt keinen Bock, irgendwie die ganze Zeit noch zu pendeln. Die letzte Phase in meinem Leben, in dem man noch so frei sein kann quasi und dann im Zug verbringt.“ (Franziska, Pos. 74 f.)

Franziska ist nach wie vor unzufrieden mit der Pendelsituation nach Köln und hat das Gefühl, nicht an dem Ort zu leben, an dem sie ihre sozialen Kontakte hat.

„Wir machen hier [in Düsseldorf] andere Dinge, als die, die wir in Köln machen. Zum Beispiel da, wenn wir uns da treffen, dann gehen wir halt meistens irgendwie feiern, oder dann gehen wir irgendwie in eine Kneipe oder Bar oder so, und hier machen wir eigentlich mehr so, quasi wie so Ausflüge. Wir gehen

viel an den Rhein und gehen mehr so Eis essen. Mehr so die Dinge, die man am Tag macht. Das Nachtleben ist dann eigentlich eher so in Köln.“ (Franziska, Pos. 63)

Dennoch ist Franziska Düsseldorf „mit der Zeit immer mehr ans Herz gewachsen“ (Pos. 61). Bis zum Abschluss ihres Studiums möchte Franziska daher erstmal in der derzeitigen Wohnung bleiben. Denn nach Abschluss des Studiums mit der Suche nach einem Referendariatsplatz steht voraussichtlich die nächste Standortentscheidung an, da ungewiss ist, wo sie einen Platz zugewiesen bekommt. Sie will sich für einen Platz im Rheinland (Köln oder Düsseldorf) bewerben, und je nachdem, wo sie den Platz bekommt, erwägt sie verschiedene Arrangements – etwa multilokales Wohnen, einen innerstädtischen Umzug oder eine erneute Bewerbung. Erneut stehen also Kompromisse an, ob bezogen auf die Partnerschaft, das Wohnen oder die Arbeit.

Auch hinsichtlich des **beruflichen Lebensweges** finden Kompromisse mit Blick auf die Partnerschaft bzw. die Familie statt. Die **multilokale Lebensführung** als eine Abwägungsentscheidung ist bereits in Kapitel 4.1 beschrieben worden. An dieser Stelle erfolgen lediglich zwei Beispiele, die die Entscheidungsspanne mit direktem Bezug zur Partnerschaft aufzeigen. Sven hat ein Jobangebot für eine Stelle mit mehr Reisebereitschaft abgelehnt, um mit Raquel zusammen zu sein:

„Das wäre so ein Job gewesen, den man sich wahrscheinlich mal zwei Jahre hätte annageln können. Ich sage ja, ich wäre wahrscheinlich noch ein bisschen mehr bereit, wenn ich sie [Raquel] jetzt nicht hätte, aber nicht, weil sie mir ein Klotz am Bein ist, ganz im Gegenteil, weil ich auch natürlich auch die Zeit mit ihr genießen möchte.“ (Sven, Pos. 85)

Hendrik lebt berufsbedingt multilokal in Düsseldorf und Berlin. Langfristig hat Hendrik die Absicht, die multilokale Lebensführung aufzugeben und nur in Berlin – dem gemeinsamen Wohnort mit seinem Partner – zu leben. Allerdings ist die Voraussetzung dafür, dass dies mit einer beruflichen Weiterentwicklung verknüpft ist:

„Also es ist so, ich habe eigentlich eine ganz gute Karriere, so, gerade. Und deshalb werde ich das- ich werde das nicht aufgeben, nur um den Pass nach Berlin zu gehen, sondern muss schon ein guter nächster [Karriere]Schritt sein, der dann mit Berlin verbunden ist.“ (Hendrik, Pos. 193)

Die Möglichkeit des **mobilen Arbeitens** empfindet er als eine Erleichterung, um das Arbeits- und Privatleben miteinander in Einklang zu bringen. Sein Arbeitgeber hat eine sehr großzügige Regelung zum mobilen Arbeiten, ohne dass diese an Voraussetzungen wie Kinder oder Pflege gebunden ist, was für Hendrik von Vorteil ist, da er dies nicht nachweisen könnte, aber trotzdem von der Regelung profitiert. Deshalb stellt sich Hendrik die Frage, ob die multilokale Lebensführung überhaupt aufgegeben werden muss:

„Das ist für mich perfekt. Ich brauche keinen Grund mehr, wie irgendwie Kinder nachweisen oder Pflege von irgendwem, damit ich sagen kann, ja, ich möchte einen Telearbeitstag haben. Punktuell kannst du auch schon vorab, aber ich kann jetzt einfach sagen, nein, morgen bin ich in Berlin, tschüss, ich fahre heute Abend, und habe damit ein viel flexibleres Leben, was so ein bisschen in Frage stellt, ob ich

überhaupt mich jetzt nach Berlin verändern muss, um irgendwie auch privat irgendwie so ein voll- vollendetes Glück sozusagen zu empfinden.“ (Hendrik, Pos. 85)

Die **Einbindung in den Arbeitsmarkt** spielt bei den Wohnstandortentscheidungen eine Rolle. Insbesondere Doppelverdiensthushalte stehen vor der Herausforderung, einen Trade-off zwischen dem Wohnen und den Erwerbs- und Einkommensmöglichkeiten beider Partner*innen zu erzielen (Smits et al., 2003: 611 f.; Abraham et al., 2010: 889). Dabei können Berufe unterschiedlich stark standortgebunden sein. Uwes Wohnbiographie war durch seinen Beruf als Soldat bestimmt. Zu seiner aktiven Soldatenzeit war ein Karrieresprung immer mit einer Versetzung an einen anderen Standort verbunden: *„Aufgrund dieser beruflichen Voraussetzungen habe ich keine großen Wahlmöglichkeiten, weil die Bundeswehr zu den damaligen Zeiten, heute sieht das vielleicht etwas anders aus, sagt: ‚Du gehst von A nach B, da kannst du das werden. Es ist auch finanziell dementsprechend auch lukrativ. Oder wenn du das ablehnst, dann ist das Geschichte.‘ Und insofern hat man da keinen großen Spielraum“ (Pos. 201).* Partnerschaftliche oder familiäre Konflikte spricht Uwe nicht direkt an. Seiner Meinung nach war seiner Frau zur damaligen Zeit mit der Heirat eines Soldaten bewusst, dass es zu beruflich bedingten Wohnortwechseln kommen kann. *„Aber das ist auch die Situation einer Soldatenfrau. Sie weiß, mein Mann wird versetzt [...], und da gehe ich mit. Da habe ich keine große Chance. Die kann natürlich sagen: ‚Nein, ich bleibe hier.‘ Aber dann, ja, hätte man das im Vorfeld klären müssen“ (Uwe, Pos. 207, Pos. 209).* Die Absolutheit mit der Uwe die damalige Situation darstellt, ist mit Blick auf die heutige Erwerbsintegration der Frauen nicht mehr selbstverständlich (zu Geschlechterarrangements vgl. z. B. Tuitjer, 2016; Pohl, 2009).

Auch Stefan ist **berufsbedingt** sehr **mobil**. Durch seine Arbeit als selbstständiger Veranstaltungstechniker ist er *„nicht ortsgebunden“ (Pos. 24)* und nach eigenen Aussagen hinsichtlich der Wohnstandorte sehr flexibel (*„irgendwo im Süden“*, Pos. 9). Als Andrea und Stefan sich hinsichtlich des Wohnstandortes verändern wollen, standen daher die beruflichen Möglichkeiten von Andrea (Architektin) im Vordergrund. Ähnlich war es bei Lisa und Holger. Als IT-Berater arbeitet Holger an wechselnden Standorten. Für ihn wären aus beruflicher Sicht viele Standorte interessant. Lisa ist hingegen als Lehrerin **beruflich regional gebunden**:

„[...] wenn ich mich einmal für eine Schule entschieden hab, komme ich da nicht mehr so schnell weg. Deswegen ist es so, muss man, mussten wir uns dann jetzt auch entscheiden, weil das stand auch nochmal zur Debatte, dass da der Job gewechselt wurde, als ich auch nochmal ganz flexibel war, dass wir auch nochmal überlegt haben, ziehen wir nochmal ganz, irgendwo ganz anders hin. Und haben uns dann aber dagegen entschieden und gesagt, okay, das ist jetzt hier, wir sind eigentlich soweit hier ganz zufrieden, die Lage ist gut, ich komm überall hin, und es ist auch nicht sicher, wo er jetzt in den nächsten, im nächsten halben Jahr ist, deswegen macht das keinen Sinn ständig mitzuziehen, sondern wir haben jetzt hier einen festen Pool, und von da aus wird dann geguckt, genau.“ (Lisa, Pos. 148)

In den meisten europäischen Ländern werden Entscheidungen im Haushalt bei ähnlicher Bildung, ähnlicher Einbindung in den Erwerbsarbeitsmarkt und bei weniger großen Einkommensunterschieden eher gemeinsam als getrennt getroffen (Mader und Schneebaum, 2013: 393). Gleichzeitig beschreibt die frühere Forschung die **dominante Verhandlungsposition** des männlichen Partners bei

Wohnstandortentscheidungen (Bielby und Bielby, 1992: 1256–1259). Diese Dominanz hat möglicherweise in den letzten drei Jahrzehnten abgenommen, fällt aber bei unseren Interviews weiterhin auf. Franziska und ihr Freund Jan ziehen auf Grund von Jans Berufseintritt gemeinsam von Rheinland-Pfalz nach Düsseldorf. Franziska nimmt ihr Masterstudium in Köln auf und pendelt zwischen Düsseldorf und Köln.

„Wir haben wirklich lange diskutiert, aber ich hatte im Endeffekt wirklich die schlechteren Argumente. Also ich habe ja dann die Semesterferien und die Male, die man dann halt zur Uni geht, stehen einfach nicht im Verhältnis zu dem, wie [Jan] jeden Tag aufsteht und zur Arbeit geht. Dann musste ich halt klein begeben. Es ist schon zwischendurch immer mal wieder Thema.“ (Franziska, Pos. 74 f.)

Franziska erwartet ähnliche Diskussionen, wenn für sie der Übergang ins Referendariat ansteht, der möglicherweise mit dem nächsten Karriereschritt von Jan zusammenfällt:

„[Jan] wäre im November 2020 auf jeden Fall schon drei Jahre hier bei [Unternehmensname]. Dann könnte man halt den Job auch schon mal wechseln. Ich weiß nicht, wie es dann aussieht, weil der schon ein bisschen auch den Anspruch hat, die Karriereleiter so hoch zu klettern. Wo er sich dann gerade befindet. Wenn er jetzt gerade an der Schwelle ist, zu einem guten Status da irgendwie, dann wäre es natürlich doof. Aber ich habe schon gesagt, dass ich während meines Ref[erendariat]s nicht pendeln werde. Ich würde dann auch alleine nach Köln ziehen, für eine bestimmte Zeit dann natürlich erstmal.“ (Franziska, Pos. 85)

Hier sind aus der Literatur bekannte, **gängige Argumentationsmuster in Partnerschaften** zu beobachten (Mader und Schneebaum, 2013): Der männliche Partner ist etwas älter und einen Schritt weiter in der beruflichen Entwicklung, so kann er die Wohnstandortentscheidungsprozesse und die räumlichen Stationen des Paares vorgeben. Dies wird dann als rational gedeutet („*wirklich die schlechteren Argumente*“ (Franziska, Pos. 74).

Julia bekundet ein sehr traditionelles Verständnis bei der Wohnstandortwahl:

„Wobei ich immer sage, ich würde mich da komplett nach ihm richten, weil mir wäre es wichtiger, dass er einen Job findet, als erstes, wo er sagt, ja, da könnte ich mich wohlfühlen, das könnte passen. Und ich würde mitziehen. Und mir dann was suchen. Da würde ich nicht sagen, ich suche mir proaktiv was, und du kommst mit, weil da wäre mir dann doch seine Zufriedenheit noch wichtiger.“ (Julia, Pos. 363)

Weitere **geschlechterspezifische Erkenntnisse** lassen sich aus dem Interview mit Harald und Bene ableiten. Nach eigenen Aussagen übernimmt Bene aufgrund der stärkeren beruflichen Belastung von Harald die Immobiliensuche und trifft Vorauswahlen hinsichtlich der zu besichtigenden Objekte. Dabei stellt sie ebenso wie Julia ihre eigenen Ansprüche zugunsten des Partners zurück:

„Aber man macht Zugeständnisse, also damals, ganz am Anfang wär, kam mir der Weg schon von [Wohnort] aus nach [Arbeitsort] eigentlich viel zu lang vor, und das fand ich Wahnsinn, ewig diese Fahrerei. Genau, und aktiv hatte eigentlich auch ich nach Häusern gesucht, und mein Mann hat es einfach auch beruflich aus zeitlichen Gründen gar nicht geschafft sich ewig umzuhören. Und dieses Haus hier

hab ich entdeckt und dir [Harald] kam es entgegen, weil es natürlich jetzt von der Arbeit anderthalb Kilometer oder so weg ist.“ (Bene, Pos. 77)

Hinsichtlich des Aspektes multilokaler Lebensführung von Familien mit Kindern zeigt sich, dass in unserem Sample ausschließlich die Väter diejenigen waren, die zwischen dem Familienwohnsitz und einer zweiten Wohnstätte am Arbeitsort multilokal gelebt haben.

Bei **binationalen Partnerschaften** verschiebt sich die individuelle Prioritätensetzung bei der Suche innerhalb Deutschlands deutlich zugunsten der Partnerin/des Partners, die/der nicht aus Deutschland stammt. Der internationale Zuzug fließt als starkes Zugeständnis in die Abwägungen ein und beeinflusst den Suchraum des Paares entscheidend. Svens Freundin Raquel kommt ursprünglich aus Spanien. Wegen der Liebe zu Sven sucht Raquel zunächst einen Job in Berlin. Sven wäre dann in Berlin geblieben und Raquel zu ihm gezogen. Als Raquel dann aber zufällig einen Job in Düsseldorf bekommt, war für Sven klar, dass er sich in einem Suchradius um Düsseldorf um einen Arbeitsplatz bemüht.

„Dass sie dann letztendlich dann, ist sie nach Düsseldorf gezogen. Und da war mir natürlich klar, wenn sie es schafft, aus Spanien nach Deutschland zu ziehen, dann werde ich es ja wohl vom Osten in den Westen schaffen. Und hab da natürlich da primär dann Bewerbungen hingeschrieben.“ (Sven, Pos. 13)

Zugunsten der Nähe zu Raquel nimmt er eine zeitlich befristete Stelle an. Hinsichtlich potenzieller Jobs an anderen Standorten ist es Sven wichtig, dass der Standort auch für Raquel in Frage käme und sie dort berufliche Perspektiven hätte. Auch David und Elena, die ursprünglich aus einem mittelamerikanischen Land kommt, sind ein binationales Paar. Elena hat wegen David ihren Lebensmittelpunkt nach Deutschland verlegt. David schätzt das sehr und tritt daher von seinen eigenen Vorstellungen hinsichtlich der Stadt innerhalb Deutschlands zurück. Für ihn ist es ein Geben und Nehmen.

„Und ich glaube, [Elena] hat die letzten Jahre öfters gesagt, wir machen das jetzt so und so, weil [David] das so will, und da wollte ich jetzt nicht sagen, du bist zwar aus [mittelamerikanisches Land] nach Deutschland gekommen, jetzt suche ich auch noch die Stadt aus, also da war das dann so, wenn [Elena] unbedingt nach Düsseldorf will und das Priorität ist, dann machen wir das halt. Also ich hätte kein Problem gehabt mit Essen oder Bochum oder Dortmund.“ (David, Pos. 144)

Hinsichtlich der räumlichen Maßstabsebene erfolgt dementsprechend der Entscheidungsprozess von der Nation über die Region zur Stadt.

Auch bei Paaren beeinflussen **haushaltsexterne Personen** wie z. B. Eltern, erwachsene Kinder oder Freund*innen die Wohnstandortentscheidung und können als Argument dafür oder dagegen in die Waagschale geworfen werden. Als Gaby und Ralf ihren Alterswohnsitz in Gabys früheres Elternhaus auf dem Land verlegen, ist ihre Tochter 18 Jahre alt und noch unentschlossen, was sie nach der Schule macht. Gaby hadert damit, dass die Tochter mit dem Wohnortwechsel *„jetzt ihr Zuhause verliert“* (Pos. 261):

„Ja, unsere Tochter hatte schon Schwierigkeiten damit. Ich meine, sie kennt das, klar von früher von der Oma. Aber dass sie jetzt ihr Zuhause verliert, das war schon schwer. Andererseits ist ja auch immer die Frage, wann macht man es dann. Und es ist ja absehbar, dass sie auch nicht bei uns bleiben wird die nächsten Jahre erstmal.“ (Gaby, Pos. 261)

Ist die Wohnentfernung zu den Eltern bereits groß, dann spielt bei einer Wanderung die Entfernung nur eine untergeordnete Rolle. So meint Harald: *„Für die das alles weit weg, für unsere Familie, denn die einen wohnen in Frankfurt, die anderen in Süddeutschland, also jeweils vier Stunden Fahrt“* (Pos. 201). Die Rückkehr in den Heimatort bzw. in die Heimatregion führt bei Paaren, die nicht aus der gleichen Region stammen, zu besonderen innerfamiliären Aushandlungsprozessen. Denn das Zurückkommen bedeutet für die eine Person die „Heimkehr“, für die andere Person aber die Abkehr von der eigenen Heimat. Als Stefan und Andrea nach langjähriger Abwesenheit in Stefans Heimatdorf zurückkehren und in unmittelbarer Nachbarschaft der Eltern bauen, sind Andreas Eltern, die rund 250 km entfernt wohnen, doch etwas traurig. Andrea meint: *„Ja, das war, glaube ich, nicht einfach für meine Eltern. Weil dann auch immer deutlicher wurde, also ich habe zwei Schwestern. Es wurde doch einfach, glaube ich, immer klarer für sie, dass keiner zurückkommt“* (Andrea, Pos. 123).

4.3.4 Zwischenfazit

Gedanken zu wandern, umzuziehen oder auch zu bleiben, sind beruflich (attraktive Arbeitsstelle oder Arbeitslosigkeit), sozial (Partnerschaft, Familie, soziales Netzwerk) und/oder lokal (Attraktivität des Standortes, unbefriedigende Wohnsituation) motiviert. Die unterschiedlichen Motive für die Entscheidung (*decision to move/to stay*) bzw. die Standortwahl (*decision where to move/to stay*) werden von den Beteiligten individuell gewichtet und können sich im Zeitverlauf ebenso wie in der Auseinandersetzung mit den anderen Haushaltsmitgliedern ändern. Die letztliche und in vielen Fällen wiederkehrende Wohnstandortentscheidung wird von Zugeständnissen der Beteiligten flankiert.

Die Aushandlungsprozesse beginnen zunächst oft sehr strukturiert (Erarbeitung von Kriterienkatalogen, z. B. „Excel-Listen“) und mit hohen Ansprüchen und Wünschen. Die Lebenswirklichkeit erfordert dann aber Anpassungen und Kompromisse (vgl. auch Münter, 2011: 115 f., 244–250). Auch die emotionale Ebene sowie soziale Normen kommen zum Tragen.

Vor allem aufgrund von Geschlechterzuschreibungen übernehmen Frauen und Männer oftmals unterschiedliche Zuständigkeiten für Haushaltsentscheidungen. Geschlechternormen messen dabei Frauen vor allem die Haushalts- und Care-Tätigkeiten bei. Dies spiegelt sich auch in den Zuständigkeiten bei der Entscheidungsfindung über den Wohnstandort wider. Frauen tendieren eher dazu, ihre eigenen Interessen hinter die des Haushaltes bzw. der Familie zurückzustellen. Auch in unserem begrenzten und sozial selektiven Sample bestätigen sich traditionelle Geschlechterrollen (Mader und Schneebaum, 2013: 370). Die Frau bzw. Mutter übernimmt vielfach die Kindererziehung und Alltagsorganisation, während dem Mann bzw. Vater die Ernährer-Rolle zukommt. Dem

entspricht, dass Frauen in der Familienphase und der Etablierungsphase seltener eine multilokale Lebensweise führen als Männer (Kley, 2009: 219).

4.4 „Stadt“ und „Land“ als subjektiv gedeutete Raumkategorien in Wohnbiographien und Wohnstandortentscheidungen

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit den Zuschreibungen an die Raumkategorien „Stadt“ und „Land“ und welche Bedeutung ihnen in Wohnbiographien und Wohnstandortentscheidungen zukommt. „Stadt“ und „Land“ erscheinen dabei als Möglichkeitsräume, die jeweils für sich und beide genutzt und erfahren werden. Im wohnbiographischen Erzählen spiegeln sie aber ebenso normative Vorstellungen von einem guten Leben wider. Dabei werden Unterschiede zwischen den beiden Raumkategorien benannt, aber zugleich auch Differenzierungen innerhalb der Raumkategorien. Jenseits der Zuschreibungen verbinden einige Interviewte konkrete, jeweils als von ihnen als städtisch oder ländlich kategorisierte Gelegenheitsstrukturen und Standortofferten²⁶ in ihrer alltäglichen Praxis.

In unserem Material findet sich eine Fülle von teils sehr ausführlichen Zuschreibungen an die beiden Raumkategorien „Stadt“ und „Land“, die allerdings nicht immer im Zusammenhang mit Wohnstandortentscheidungen erzählt werden. „Stadt“ steht dabei in aller Regel für Großstädte, „das Land“ für unterschiedliche ländliche Siedlungsformen.²⁷ Stadt und Land werden darin oftmals dichotom gedacht und im direkten Vergleich miteinander beschrieben. Den beiden Raumkategorien werden je eigene Vor- und Nachteile zugeschrieben. Diese unterscheiden sich zum Teil erheblich, im Besonderen aus der Perspektive der jeweils anderen Raumkategorie. Erfahrungen aus der Kindheit und der Biographie beeinflussen diese Zuschreibungen durch Normalitäts- und Bewertungsfolien, die von eigenen Erfahrungen und normativen Überzeugungen geprägt sind. Selten finden sich auch Zuschreibungen an suburbane Räume (vgl. Kapitel 4.4.3).

Oft ordnen sich die Interviewten einer Raumkategorie zu, die meist dem Ort der Kindheit und Jugend entspricht: *„[I]ch merke halt schon, dass ich ein Landkind bin“* (Nils, Pos. 63) und führen dann aus, wo sie sich gegenwärtig und in der Zukunft verorten: *„Und mittendrin ist halt schon nervig in der Stadt, finde ich als Städter“* (Thomas, Pos. 78). Der Ort des Aufwachsens, der Kindheit und Jugend, prägt die Interviewten unabhängig von der jeweiligen aktuellen Raumkategorie stark und stellt einen wesentlichen Bezugspunkt der Zugehörigkeit oder Abgrenzung dar. Auch für andere nahestehende Personen wie den Partner/die Partnerin oder die Eltern werden vergleichbare Einordnungen vorgenommen und in die Reflektionen, beispielsweise über zukünftige Wohnstandorte, einbezogen. Sven, der gerne an einen suburbanen Standort ziehen würde, bezweifelt, dass seine Partnerin das auch so sieht: *„Und [Raquel], gut, die kommt aus dem Epizentrum, aus [spanische Großstadt]. Das ist also wirklich aus der Innen-, aus dem Kern. Und die kennt das natürlich nicht*

²⁶ Weichhart (2009) bezeichnet als „Standortofferten“ „jene Attribute von Orten, die geeignet erscheinen, bestimmte Nutzungsansprüche von Menschen zu realisieren“ (ebd.: 2).

²⁷ Der Lebenswirklichkeit der Befragten entsprechend übernehmen wir in diesem Kapitel stellenweise die Begriffe „Stadt“ und „Land“ für die Darstellung der Zuschreibungen und Erfahrungen.

anders“ (Pos. 13). Franziska nimmt diese Einordnung für ihre Familie vor und erklärt damit ihre eigene Präferenz für Großstädte: „Wir waren auch früher öfter hier zum Shoppen oder einfach für meine Eltern, dass sie wieder hier in der Stadt sind irgendwie. Da habe ich das von meinen Eltern, glaube ich, auch viel mitbekommen, dass man gerne in der Großstadt ist. Die sind absolut auch keine Landleute“ (Pos. 18). Diese Einordnungen, die mit normativen Überzeugungen, Erzählungen anderer Personen und eigenen Erfahrungen verbunden sind, beeinflussen die Zuschreibungen an unterschiedliche Raumkategorien und letztlich auch Wohnstandortentscheidungen und Wohnbiographien.

4.4.1 Großstädte: Zuschreibungen und Erfahrungen

(Groß-)Städte werden im Allgemeinen mit **vielfältigen Gelegenheitsstrukturen (hinsichtlich Kultur, Konsum, Nachtleben)** in Verbindung gebracht. Dadurch übt die Stadt eine Faszination und Strahlkraft insbesondere in der Lebensphase der Jugend und Postadoleszenz aus, die zusammen mit den wahrgenommenen Defiziten nicht-großstädtischer Räume eben in Bezug auf solche Gelegenheitsstrukturen die Abwanderungskultur aus ländlichen Kontexten zu speisen scheint: *„Und ich wollte unbedingt in die Stadt und wollte das Nachtleben und wollte die Action“ (Philipp, Pos. 29). Diese Stadtbilder werden oft in den schillerndsten Farben dargestellt und vermitteln die Assoziation von Freiheit, Spaß, Inspiration, Neuerung und sozialem Austausch. Natalie beschreibt, dass bei ihr während der Schulzeit der Wunsch entstanden ist, nach dem Schulabschluss den ländlichen Raum zu verlassen und in die Stadt zu ziehen:*

„[D]ie Entscheidung, wenn ich mit meinem Abi mal fertig bin, dann möchte ich was sehen von der Welt. Also es war, da war einfach nichts los, also man hatte da einen Club oder eine Diskothek, wo man eine Stunde fast hinfahren musste, da ist einfach nichts, war nichts los. Und ich wollte unter die Leute, ich wollte was erleben, ich wollte, ja, irgendwie ständig was machen können, und nicht immer eingekapselt sein irgendwie.“ (Natalie, Pos. 7)

In ähnlicher Weise verbindet Franziska das Leben in der Großstadt mit Freiheit und Inspiration:

„Und zum anderen ist es bei mir auch so, dass ich so ein gewisses Freiheitsgefühl auch damit verbinde. Vor allem jetzt, wenn man noch jung ist. Man sieht viele Leute, die einen irgendwie inspirieren. Man sieht viele Ausgasmöglichkeiten. Ob man das dann immer alles so macht, ist halt eine andere Sache, aber es macht halt irgendwie einfach Spaß, in der Großstadt zu wohnen. Der Spaßfaktor ist hoch. Man kann viel machen.“ (Franziska, Pos. 18)

Das Zitat zeigt zum anderen, dass es dabei nicht immer um die tatsächliche häufige Nutzung der Gelegenheitsstrukturen geht, sondern vielmehr um das Vorhandensein von Möglichkeitsräumen und die normative Überzeugung, diese insbesondere in der Lebensphase der Postadoleszenz nutzen zu müssen. Auch Sandra erzählt, dass, *„wenn man Lust hat, abends was zu machen, dann kann man das machen“ (Pos. 51), weil dort „immer was los [ist]. Man, also wie ich dort meinen Abend verbracht habe nach der Arbeit, ich war essen mit Freunden, man hat sich getroffen, man geht was*

trinken. Man kann ins Theater, [...] oder es gibt spontane Konzerte“ (Pos. 51). Die Spontaneität ist hierbei ein wichtiger Aspekt, der von vielen Interviewten genannt wird, denn in der Stadt scheint es möglich, solche Aktivitäten „spontan“ (Sandra, Pos. 65; Sven, Pos. 103) zu unternehmen, während in ländlichen Räumen „da kannst du wirklich wahrscheinlich Monate vorher planen“ (Sven, Pos. 103). Die urbanen Gelegenheitsstrukturen stellen soziale Treffpunkte dar und damit die Möglichkeit, „neue Menschen zu treffen“ (Steffi, Pos. 172) und kennenzulernen.

Des Weiteren werden Großstädte mit **Weltoffenheit und Internationalität** verbunden. Ein Grund dafür ist die Anwesenheit von Personen unterschiedlicher Nationalitäten. Dies ist besonders wichtig in den Wohnstandortentscheidungen binationaler Paare, auf deren spezifische Anforderungen bereits in Kapitel 4.3.3 eingegangen wurde. David führt aus, dass er mit Elena, die aus einem lateinamerikanischen Land stammt, zu ihrem „Start in Deutschland“ (Pos. 31) nicht „in irgendein 30.000-Einwohner-Dorf wollte“ (Pos. 31). Bei der folgenden Wanderung des Paares von einer Großstadt in Niedersachsen nach Düsseldorf spielte eine zentrale Rolle, dass Elena am Zielort „viele Ausländer von alle Nationalitäten“ vermutet und sich dort dann sicherer fühle (Pos. 51). So schied das Ruhrgebiet, was aufgrund von Davids Arbeitsstelle auch als Wohnort in Frage gekommen wäre, aus, da Elena es mit Rechtsradikalismus verbindet. Hinzu kommt, dass sie hofft, in Düsseldorf mehr Lateinamerikaner*innen zu treffen und so „etwas von meine Heimat [zu] haben. Oder Kontakte mit Leute, die in die gleiche Situation als ich sind. Und in [Großstadt in Niedersachsen] hatten wir das nicht. Gab, ja, viele Ausländer, aber nicht so viele aus Lateinamerika“ (Pos. 27).

Zusätzlich wird das Leben in der Großstadt mit der **Aufrechterhaltung sozialer Kontakte und Freundschaften** in Verbindung gebracht (vgl. Kapitel 4.2.4). Großstädte erscheinen manchen Interviewten als interessanter, um bei Besuchen ein gemeinsames „Wochenendprogramm“ (Sven, Pos. 75) zu organisieren: „Auch Freunde, die nicht in der Großstadt wohnen, kommen gerne vorbei. Einfach so, um mal hier was zu erleben irgendwie“ (Franziska, Pos. 18). Zudem erlaubt die gute **Erreichbarkeit großer Städte und ihre Anbindung** an andere Orte Besuche in beide Richtungen (vgl. Kapitel 4.2.5). Hanna nennt deshalb eine ICE-Anbindung und den Flughafen in Düsseldorf als wichtige Wohnstandortkriterien. Sie glaubt, dass sie dieselbe Arbeitsstelle nicht an einem Ort ohne ICE-Anbindung und Flughafen angenommen hätte. Grund dafür ist die erleichterte Erreichbarkeit von Freund*innen und Familie. Die gute Anbindung von Großstädten wird von vielen Interviewten erneut mit der schon erwähnten Weltoffenheit und Internationalität der Stadt assoziiert. Bezogen auf Düsseldorf sagt Hanna: „[A]ber allein die Tatsache, dass man [...] ins europäische Ausland einfach auch mal nur für Tag theoretisch, das hat sowas, ja, was Globales“ (Pos. 44). Dieses Zitat und die damit verbundenen Assoziationen verdeutlichen, inwiefern mit Stadt und Urbanität das Gegenteil von Natalies eingangs erwähntem „Eingekapselt-Sein“ gemeint wird.

Diese **wirkmächtigen Großstadtbilder** werden unter anderem medial erzeugt, durch Film und Fernsehen und inzwischen auch durch soziale Medien. Natalie beschreibt in den schillerndsten Farben, wie diese Bilder vom Leben in der Stadt vor dem Hintergrund ihres ländlichen Aufwachsens durch das Fernsehen und Erzählungen Anderer geprägt wurden: „[M]an hat im Fernsehen das ja immer gesehen, von anderen gehört, dass man, jeden Tag war was los in der Stadt, man konnte immer weggehen“ (Pos. 36). Bei Anne soll das medial geprägte und durch normative

Überzeugungen verstärkte Bild durch eigene Erfahrungen im Alltag vor Ort, also nicht nur touristisch, überprüft werden. Bestimmte Großstädte erzeugen dabei eine besondere Aufmerksamkeit:

„Und ich hatte natürlich eine Vorstellung von bestimmten Städten, wie sie vielleicht so in Filmen dargestellt werden oder weil einfach ehemalige Schulfreunde dort lebten und mir sagten, ah, hier ist so und so, und hier ist so schön oder ach, hier ist so schrecklich. Und ich wollte mir irgendwo auch ein eigenes Bild machen. Und es gibt natürlich Städte, die immer irgendwo reizvoll waren. Hamburg gehört für mich dazu, zum Beispiel. Oder eben auch New York.“ (Anne, Pos. 227)

Diese Assoziationen sind auf wenige Metropolen und dort meist auf deren Innenstädte mit ihren Gelegenheitsstrukturen begrenzt. Wenn also über Stadt als Imagination gesprochen wird, ist dies in der Regel nur auf einen kleinen Ausschnitt der Stadt begrenzt, nämlich die innerstädtischen Stadtteile: *„also ich kenne das Stadtleben, das Innenstadtleben“* (Harald, Pos. 51). Dieses Zitat verdeutlicht zudem die **normative Überzeugung**, das (Groß-)Stadtleben sei eine bestimmte Erfahrung, die in der Biographie zu einem bestimmten Zeitpunkt vorkommen sollte. Dabei geht es weniger um die tatsächliche Nutzung der Gelegenheitsstrukturen, sondern um das Lebensgefühl und die damit assoziierten Möglichkeiten: *„wo man zu Fuß zur Oper geht, macht man viel weniger als man immer so behauptet, aber ich hab's gemacht“* (Harald, Pos. 51).

Neben den Zuschreibungen hinsichtlich der Faszination und Strahlkraft der Metropolen finden sich ebenfalls Zuschreibungen, die pragmatischer sind und stärker die **Infrastruktur** und ihre Vorteile betreffen. Für Städte werden kurze Wege und die durchgehende Möglichkeit zur Erledigung von Besorgungen als positiv hervorgehoben und auch als wichtiger Wohnstandortfaktor genannt. Ein zentrales Argument, das von allen Interviewten im Sample „Großstädte“ genannt wurde und vor allem im Vergleich mit ländlichen Räumen für Städte spricht, ist die Möglichkeit, den Alltag ohne Auto bewältigen zu können: *„nicht so weit weg von allem, weil ich auch nicht so gerne so das Auto benutze, also so gut angebunden sein mit öffentlichen Verkehrsmitteln“* (Lisa, Pos. 97). Dies wird ergänzt durch die unmittelbare Erreichbarkeit und lange Öffnungszeiten von Geschäften des täglichen Bedarfs: *„man hat alles um die Ecke“* (Nils, Pos. 63). Ein weiterer pragmatischer Grund sind die **Arbeitsmarktperspektiven** in den Großstädten, die in ländlichen Räumen dagegen als eingeschränkt wahrgenommen werden. Nur in landwirtschaftsnahen Branchen seien berufliche Möglichkeiten in ländlichen Räumen attraktiv: *„Du bist ja nicht Landschaftsgärtner“* (Lisa, Pos. 20). Hanna lehnt das Tagesfernpendeln zur Arbeit, sowohl mit dem Pkw als auch mit dem ÖPNV, ab. In ihrer Familie hat sie erlebt, dass *„auf dem klassischen Land“* (Pos. 37) das Auto unerlässlich ist und Alltags- und Arbeitswege nicht anders bewältigt werden können: *„Alles, was man erreichen muss, sei [es] der Sport oder die Schule, man fährt immer nur mit dem Auto irgendwo hin und her“* (Pos. 37). Ihr Vater ist *„immer mindestens eine Stunde ein Weg zur [Arbeit] gefahren und dann wieder zurück“* (Pos. 37), was sie für sich, wie beschrieben, ablehnt. *„Bestimmte Jobs“* sind nicht *„vor Ort“* (Pos. 37), sondern tägliches Pendeln ist erforderlich.

Aus den genannten Lebensstil- und pragmatischen Gründen erscheint das Leben in der Großstadt in bestimmten Lebensphasen, wie der Ausbildungs- und der beruflichen Etablierungsphase, als folgerichtige Entscheidung (vgl. auch Becker und Moser, 2013: 81–90). Einige Interviewte, die ihre

Kindheit und Jugend in ländlichen Räumen verbracht haben, haben nach dem Zuzug in die Stadt allerdings einen „*Kulturschock als Dorfkind*“ (Philipp, Pos. 7) erlebt oder ähnliche **Fremdheitserfahrungen** gemacht. Anja, die später wieder in einen ländlichen Raum zurückgezogen ist, beschreibt es als Gefühl der Enge:

„Aber in der Stadt zu wohnen ist erstmal von jemandem, der so wohnt wie ich hier, weil keiner drum herum, ist ein ganz komisches Gefühl gewesen, [...] erst hab ich immer gedacht, das engt mich alles ein, ja, so viele Menschen, obwohl ich, wir recht ruhig gewohnt haben, war es erstmal komisch, so das erste halbe Jahr war merkwürdig.“ (Anja, Pos. 114)

Auch Natalie, die, wie oben dargestellt, der Wanderung in die Stadt euphorisch entgegenfiebert hat, hat sich in der Großstadt zunächst nicht einleben können, da die Anonymität und die offenbar damit verbundene Einsamkeit in der Großstadt ihr Wohlbefinden beeinträchtigt haben:

„Ich muss sagen, das erste Jahr fiel mir, obwohl ich so eine große Lust hatte, in die Großstadt zu gehen, fiel mir unglaublich schwer. Also ich hab es überhaupt nicht erwartet, es war dieses alleine nach Hause kommen, sich alleine an den Tisch setzen, man ist so anonym in der Stadt, also keiner kannte mich, ich wurd nirgendwo angesprochen, beim Bäcker oder so, hey, wie gehts denn.“ (Natalie, Pos. 7)

Diese Zeit kann aber auch als Orientierungs- und Eingewöhnungsphase gedeutet werden, während der Zugewanderte sich am neuen Ort erst zurechtfinden müssen. Dies betrifft beispielsweise die Geographie der Stadt und des Öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV):

„Ich hatte ein bisschen Zeit, mich hier einzuleben, auf jeden Fall. Fand ich auch echt gut, denn Köln ist ja auch eine große Stadt und da dann sich halt auch noch mal zurechtzufinden, war am Anfang auf jeden Fall überfordernd. Klar, ich kannte es schon so ein bisschen von meinen Freunden halt, aber so wirklich alleine unterwegs war man da ja dann auch nicht, aber ja, im Endeffekt ist es ganz leicht, aber auch so die Menschenmenge, die einem dann am Tag so entgegenströmt, ist schon manchmal auch anstrengend.“ (Franziska, Pos. 28)

Letztlich sind viele der Deutungen dessen, was als Schattenseiten einer Raumkategorie verstanden wird, mit dem Gewohnten und der Abweichung davon verbunden.

Neben den bisher beschriebenen überwiegend positiven Deutungen von Stadt berichten die Interviewten aus beiden Samples auch von den negativen Aspekten großstädtischen Lebens. Diese **urbanen Schattenseiten** werden manchmal nur abstrakt wahrgenommen, manchmal folgen aber auch konkrete Beschreibungen, die sich insbesondere auf das Stadtzentrum, die Innenstadtbereiche und die Bahnhofsgegenden richten. Ausschließlich Frauen berichten von einer diffusen Angst vor Kriminalität, der mit unterschiedlichen Strategien begegnet wird. Elke hat, *„wenn man abends oder nachts nach Hause kam aus der Disko“, „aus der Innenstadt bis vor die Haustür dann meistens ein Taxi genommen“,* um die *„dunklen Gassen“* zu meiden, weil sie *„alles“ „sehr unheimlich“* fand und *„so ängstlich“* war (Pos. 106). Später folgte dann die Rückwanderung in ein Dorf. Natalie hat bei ihrem Zuzug in die Stadt gemeinsam mit ihren Eltern nach einer Wohnung gesucht, die sie aufgrund ihrer Zentralität abends einfach erreichen konnte:

„[M]eine Eltern hatten da schon auch ein bisschen Angst, als ich in die Großstadt bin, oje, was passiert da, als Mädels alleine, und deshalb haben wir diese zentrale Nähe, dass ich alles super schnell erreichen kann, haben wir dann einfach deshalb auch gewählt, um abends schnell nach Hause zu kommen.“ (Natalie, Pos. 51)

Insbesondere die nahe dem Hauptbahnhof oder bestimmten Bahnstationen gelegenen Stadtteile, wo viele der Interviewten im großstädtischen Sample wohnten, gelten in vielen Großstädten als Treffpunkte der Drogenabhängigen-, Alkoholiker- oder Wohnungslosen-Szene: *„heißes Pflaster, da hängen so einige wohnungslose Menschen rum unter anderem“* (Nils, Pos. 21). Dies wird meist nicht als Problem wahrgenommen: *„Natürlich gibt es hier einiges Klientel, aber wenn sie mich in Ruhe lassen, ist doch alles gut, leben und leben lassen“* (Nils, Pos. 103). Erst wenn es darum geht, dass Angehörige der Szene sich regelmäßig im Hausflur oder -eingang aufhalten, wird dies als störend wahrgenommen: *„[A]ber dann hatte ich doch die Nase voll von der Hauptbahnhofgegend, weil es doch eine starke Heroin-Szene gibt in [Großstadt im Rheinland]. Das ist jetzt wirklich nicht schön, am Hauptbahnhof zu wohnen, aber es hatte dann auch, also war durch so ständig Leute vor der Haustür“* (Paula, Pos. 26). Insbesondere wenn Kinder dazu kommen, schließt Paula es aus, in einer solchen Gegend zu wohnen und würde in einen etwas weniger zentralen Stadtteil ziehen. Die Anpassungen des Wohnstandorts an ein mangelndes Wohlbefinden aufgrund von Unsicherheitsgefühlen oder sozialer Devianz umfassen verschiedene räumliche Maßstabsebenen, von dem Umzug in innenstadtnahe, aber weniger betroffene Stadtteile bis zur (Rück-)Wanderung in einen suburbanen oder ländlichen Raum.

Mit dem Leben in der Stadt werden ebenso **Lautstärke, Hektik und Unruhe** assoziiert. Dies wird einerseits beschrieben als *„die ganze Zeit einen Geräuschpegel“* (Nils, Pos. 63) zu haben. Nils beschreibt diesen Aspekt detaillierter, indem er ihn mit seinem ländlichen Heimatort nahe der Eifel vergleicht:

„Das merkst du erstmal, wenn du wieder auf dem Land bist, [...] das ist immer das beste Beispiel, wenn ich dann irgendwie abends um elf nochmal bei meiner Mutter ankomme, Autotür zumache, und du hörst einfach nur das, was du machst, du hörst nur deine eigenen Geräusche, du hast nichts anderes. Und das finde ich, diese Ruhe, die hast du in der Stadt nicht [...]. Aber du bist halt immer irgendwie unter Strom, finde ich, in der Stadt, und, ja, die ganzen Vorteile, die es hat, mal eben hier, mal eben da, mal schnell hier, mal schnell da, da ist mir die Ruhe auf dem Land definitiv, finde ich das besser.“ (Nils, Pos. 63)

Obwohl er die Erzählung mit einer konkreten Beschreibung der unterschiedlichen Lautstärken beginnt, kommt er dann zu einem Aspekt, der häufig thematisiert wurde und Ruhe mit einem anderen Sinngehalt füllt. Das Leben in der Stadt geht einher mit Hektik und Stress, dem *„Immer-unter-Strom-Stehen“*, wie Nils (Pos. 63) es ausdrückt. Die ständige Präsenz anderer Menschen ist ein Grund dafür:

„[A]ber es ist anstrengend. Wenn man auch einfach mal sonntags irgendwie nur mal spazieren gehen wollen würde, man trifft halt immer auf schon viele Menschen irgendwie. [...] Man fühlt sich nie so, dass

man halt wirklich mal richtig so abschaltet, mal wirklich so mit der Natur oder mit der Welt im Einklang ist.“ (Franziska, Pos. 34)

Auch diese Aspekte werden zum Teil als Gewöhnung beschrieben und sind abhängig von der Zentralität des Wohnstandorts innerhalb von Städten. Anja führt im Folgenden den Gewöhnungsaspekt weiter aus und verknüpft ihn zugleich mit einem Zugehörigkeitsgefühl:

„Weil diese ganzen Menschen, das bin ich gar nicht so mehr gewohnt, das strengt mich an, das hat mich früher jetzt nicht so angestrengt, weil ich hab ja selber da gewohnt, ja, ich gehörte ja selber dazu, aber irgendwie so mittlerweile bin ich, ist man froh, wenn man hier ankommt, und man hört nichts, gut, außer die Autos, aber Ruhe, und weil zu Hause, Heimat.“ (Anja, Pos. 147)

Mit der beschriebenen Anwesenheit vieler anderer Menschen wird neben der Enge auch **Anonymität** assoziiert. Insbesondere die Wohnverhältnisse ermöglichen dieses besondere Zusammenspiel: *„Wohnung an Wohnung und ja, keiner kennt keinen. Das Anonyme, mehr oder weniger“* (Uwe, Pos. 215). Großstädtische Wohnverhältnisse werden teils sehr klischeehaft beschrieben: *„[H]ier hat man so eine kleine Wohnung, irgendwo mitten in einem Hochhauskomplex“* (Natalie, Pos. 37). Franziska lebt in einem dicht bebauten Blockrandgebiet in der Düsseldorfer Innenstadt und beschreibt als Auswirkungen dieser Bauweise, dass sie von den Nachbarn unfreiwillig viel mitbekommt, wie nächtliche Streitigkeiten oder dass die Wohnung durch gegenüberliegende Wohnungen direkt einsehbar ist. Hier ist zu berücksichtigen, dass alle Interviewten des Samples „Großstädte“ zur Miete wohnen und über die Stadt daher aus einer Mietwohnungsperspektive erzählen. Die Dichte ist ähnlich wie die oben beschriebene Unruhe ein Faktor, der das Wohlbefinden beeinträchtigt und Stress auslösen kann. In den Erzählungen finden sich bei vielen Interviewten aus dem großstädtischen Sample Berichte darüber, die Nachbarn weder zu kennen noch Kontakt zu ihnen zu haben: *„Stadt ist definitiv anonym, ich kenne aus meinem jetzigen Haus zwei Mieter, die anderen habe ich noch nie gesehen zum Beispiel“* (Nils, Pos. 63). Die empfundene Anonymität und Einsamkeit in der Großstadt beeinträchtigt bei Natalie ihr Wohlbefinden unmittelbar nach dem Zuzug:

„Aber auch dieses draußen, ich war komplett auf mich allein gestellt, niemand war da, keiner spricht mit dir, du bist völlig anonym, also es wär auch keinem aufgefallen, wenn ich verschwunden gegangen wär, hier kennt dich ja niemand.“ (Natalie, Pos. 37)

Die gute Erreichbarkeit in Städten geht mit **Verkehr und den damit verbundenen Emissionen** einher. Der Verkehr wird als Stressfaktor in Städten wahrgenommen, da er eine erhöhte Aufmerksamkeit erfordert: *„Wenn ich heute in die Stadt gehe, dann bindet das extrem viel Aufmerksamkeit, weil allein schon der Verkehr etwas ist, was ich hier überhaupt nicht mehr kenne“* (Harald, Pos. 421). Dies ist darüber hinaus ein wichtiger Auslöser, wenn Kinder dazukommen und über den Umzug bzw. die Wanderung in suburbane oder ländliche Räume nachgedacht wird. Weitere Stressfaktoren sind zum anderen die mit dem Verkehr verbundenen Geruchs- und Lärmemissionen, auch dies kennzeichnet vor allem die Innenstadtbereiche und Ausfallstraßen. Dennoch werden die Immissionen generalisierend als Merkmal für den Schmutz in Städten wahrgenommen: *„Zu laut, zu schmutzig, ich empfand es, dass es nur gestunken hat, also, das hat gerochen. Das hat vielleicht-*

ich habe [am Stadtring] gewohnt, da ist es natürlich auch noch- also, die Stadt empfinde ich immer für schmutzig“ (Elke, Pos. 14). Darüber hinaus werden die Verkehrsemissionen als Gesundheitsrisiko wahrgenommen, was nach Aussage von Franziska aber durch den Umzug in weniger zentrale Stadtteile vermieden werden kann: „Also ich glaube, alleine gesundheitlich wäre es schon besser, wenn man auch mal nach ein paar Jahren die Stadtmitte verlassen würde“ (Pos. 44).

4.4.2 Ländliche Räume: Zuschreibungen und Erfahrungen

Auch Zuschreibungen an ländliche Räume sind nicht frei von Widersprüchen, Vorurteilen und Ambivalenzen. Die Zuschreibungen kommen meist von Interviewten, die dort leben oder gelebt haben. Schon immer in der Stadt Wohnende setzen sich weniger mit dieser Raumkategorie auseinander oder haben wenig Bezugspunkte dazu.

Ein mit ländlichen Räumen häufig assoziiertes Attribut ist die **Ruhe**, mit der ein entgegengesetzter Zustand zu der oben benannten Unruhe gemeint ist. Dieser Begriff bezeichnet nicht nur, aber auch die akustische Ruhe und Abwesenheit von Lautstärke, sondern ebenso eine „*Ruhe im Sinne von Leben*“ (Nils, Pos. 63), die Abwesenheit von anderen Menschen und Stress, das Gegenteil des oben benannten „*Ständig-unter-Strom-Stehens*“ (Nils, Pos. 63): „*dass wir das einfach genießen, wenn wir unsere Ruhe haben. Und halt nicht diese Massen, diese Anonymität*“ (Julia, Pos. 207). Dies schließt die Abkehr und Abschottung von der Außenwelt ein, die im Dorf eher möglich scheint als in Städten:

„[A]ber im Prinzip hat das mit dem Dorfleben schon was zu tun, weil man hier dann in eine ganz andere Welt hineinkommt. [...] Man das jetzt heile Welt bezeichnen will, oder wie auch immer. Oder ruhige Welt, oder abgeschieden, wie auch – man kommt hierher, und dann bleibt diese furchtbare, kalte Welt, diese, wie ich finde, mittlerweile verrückte Welt, wirklich weg. Draußen. Die bleibt hier vor dem Zaun.“ (Bernd, Pos. 708–710)

Die Möglichkeit zur Abgeschiedenheit wird ähnlich wie in der Stadt auch mit dem Begriff der **Freiheit** assoziiert: „*Dorf ist schön, frische Luft, Freiheit, man hat seine Ruhe*“ (Sabine, Pos. 271). Ruhe und Freiheit werden in ländlichen Räumen meist mit dem zusätzlichen Platzangebot, den großen Wohn- und Grundstücksflächen, in Verbindung gebracht: „*Haben aber im Alltag hier unsere Ruhe und Platz und weniger Menschen*“ (Steffi, Pos. 240). Mit den großen Grundstücken sind große Gärten und die Möglichkeit des Gärtnerns verbunden, die als Vorteil ländlicher Räume gesehen werden: „*dass wir Platz haben. Also wir haben halt einen großen Garten, der so einmal hier rum geht, und einen Hof, und hier im Haus eigentlich auch viel Platz, was man so sicherlich irgendwo in einer Stadt oder im Neubaugebiet auch nicht hätte*“ (Christian, Pos. 253). Hier ist entgegengesetzt zur Stadtperspektive zu berücksichtigen, dass das Sample „Ländliche Räume“ vornehmlich Eigenheimbesitzer*innen umfasst, die „Land“ aus einer entsprechenden Perspektive erzählen und das Platzangebot daher stark in den Vordergrund stellen.

Darüber hinaus wird die unmittelbare **Nähe zu Natur und Grün** als kennzeichnend für ländliche Räume betrachtet. Das Beobachten der Natur wird als beruhigend empfunden:

„[I]ch gehöre zu den Menschen, die im Prinzip wirklich stundenlang sitzen könnten und nur in die Natur gucken. Also, [...] ich bringe das fertig und kann da so zwei, drei Stunden auf einen Baum gucken. Ich sehe aber auch jede Minute irgendwas anderes in diesem Baum. Dann sind da Vögel, die irgendwo rumspringen, es sind Eichhörnchen, die da rumspringen, und das beruhigt mich.“ (Bernd, Pos. 826)

Oft wird der „Ausblick“ (Elke, Pos. 829) der jeweiligen Immobilie in die Landschaft besonders hervorgehoben: *„Und gucken so Richtung Brocken. Und wenn dann morgens die Sonne aufgeht“* (Bernd, Pos. 830), und mit Attributen wie *„herrlich“*, *„ein kleines Paradies im Prinzip“* (Ralf, Pos. 56) beschrieben. Die Rückkehr nach einem Tag in der Stadt wird als besonderer Moment der Entspannung und Ruhe wahrgenommen, was offenbar durch die Nähe zur Natur und das Grün ausgelöst wird: *„Also das Notwendigste einkaufen, und dann wieder nach Hause und dann froh sein, dass man hier dann wieder im Grünen sitzen kann“* (Elke, Pos. 62). Für Stefan, der als Veranstaltungstechniker viel beruflich unterwegs ist und auf den Veranstaltungen von Menschen umgeben ist, stellen der ländliche Wohnstandort, die Nähe zur Natur und die Ruhe einen gewünschten Kontrast zum Beruf dar. Die Nähe zur Natur und zum Grün ist für die Konzeption ländlicher Räume als Konträräume zum und Rückzugsort vom hektischen Leben in der Stadt und im Beruf wesentlich. Die Natur wird zudem genutzt für Aktivitäten wie Spazierengehen, *„Mountainbiken“* (Monika, Pos. 109) oder *„Jagd“* (Bernd, Pos. 800). Dies ist ein entscheidender Begründungskontext für Zuzüge in ländliche Räume in der Empty-Nest-Phase oder im Übergang in den Ruhestand.

Ländliche Räume eröffnen aufgrund des Platzangebots und der Nähe zur Natur die Möglichkeit zur eigenen Tierhaltung und zu tierverbundenen Hobbys: *„[D]as war immer traumhaft, wir hatten immer Tiere beziehungsweise Hunde, das ist ja in der Stadt auch irgendwie mehr oder weniger undenkbar, es sei denn, du schaffst dir irgendwie so einen kleinen, so ein Vieh an, ja“* (Nils, Pos. 63). Die Haltung von Nutztieren wird als zum Dorfleben dazugehöriger Bestandteil gesehen: *„Tiere so und so. Ob das nun Hunde sind jetzt, oder Hühner oder Kühe oder Schweine, das ist ganz egal, das gehört alles mit dazu“* (Bernd, Pos. 579).

Lebensphasenspezifische Bewertungen ländlicher Räume sind meist mit einem **Leben mit Kindern** verbunden. So stellt die geplante Familiengründung einen wesentlichen Begründungszusammenhang in Wohnstandortentscheidungen für ländliche Räume dar. Normative Überzeugungen einer glücklichen Kindheit und die Entscheidungen von Freund*innen mit ähnlicher Lebensplanung sind dabei leitend: *„weil ich das bei Freunden beobachte und ich mich da auch gut hereinsetzen kann“* (Hanna, Pos. 50) oder: *„Das haben wir nicht nur einmal gehört tatsächlich“* (Andrea, Pos. 140). Interviewte, die sich für ein Aufwachsen ihrer Kinder in einem ländlichen Raum entscheiden, sind dort meist selbst aufgewachsen und ihre Vorstellungen einer glücklichen Kindheit stark davon geprägt:

„[I]ch [...] hab mir halt gut vorstellen können, wieder zurück aufs Land zu ziehen, einfach auch, weil es für die Familienplanung schön ist, dass man, wenn ich daran denke, wie ich aufgewachsen bin. Dass

man einfach hier die Straßen lang laufen konnte, ohne dass man sich Sorgen macht. Irgendwie haben die Nachbarn immer alle mit aufgepasst. Und das konnte ich mir gut vorstellen.“ (Sandra, Pos. 17)

Aufgrund des größeren **Platzangebots** und eines vorhandenen Gartens erscheint das Leben mit Kindern in ländlichen Räumen als „*komfortabel*“ und „*einfacher*“ (Christian, Pos. 85, Pos. 151). Die Möglichkeit, Kinder alleine in den Garten zu lassen, wird als große Erleichterung bewertet, gerade wenn Eltern noch andere Verpflichtungen haben, so die vorweggenommene Einschätzung von Andrea: „*dass das Kind dann vielleicht hier im Grünen aufwachsen soll und man nicht vielleicht als erstes nicht einen Zebrastreifen erklären muss irgendwie. [...] aber das ist einfach, dass man mal sagen kann, okay, jetzt Garten, auf die Tür und raus. Und ein bisschen laufen*“ (Andrea, Pos. 140). Auch Hanna sieht es als „*totale Erleichterung [...] wenn man so wohnt, dass die Kinder vor die Tür gehen können nach hinten oder nach vorne raus und man parallel was anders machen kann. Wenn die dann noch ein bisschen älter werden, ist das vielleicht nicht ganz so unübersichtlich vom Verkehr wahrscheinlich, dass die Kinder alleine auf der Straße Fahrrad fahren können*“ (Hanna, Pos. 50).

Abgesehen von der Bewegungsfreiheit der Kinder im Garten oder im Dorf muss die **alltägliche Mobilität** der Kinder und der Familie organisiert werden, denn der ÖPNV ist „*zu kompliziert*“ für Kinder (Leonie, Tochter von Anja, 12 Jahre, Pos. 390), sodass die Kinder „*ja immer gefahren werden*“ (Elke, Pos. 68). Dafür gibt es zum Teil „*richtige Fahrgemeinschaften*“ (Elke, Pos. 70): „*Da fährt die eine Mutter dann rum, sammelt alle Kröten ein*“ (Elke, Pos. 70). Bei einer Rückwanderung kommt oft die Möglichkeit hinzu, dass Großeltern einen Teil der Betreuung und auch der Begleitmobilität übernehmen können. Einige Interviewte gehen davon aus, dass in ländlichen Räumen eine höhere und einfachere Verfügbarkeit von Plätzen in Kinderbetreuungseinrichtungen und Schulen besteht. Nach Benes Beobachtung bieten die Betreuungseinrichtungen in ihrem Dorf allerdings lediglich eine Halbtagsbetreuung an, da, so ihre Vermutung, keine Nachfrage nach längeren Betreuungszeiten besteht oder die fehlenden Zeiten durch die Mütter aufgefangen werden:

„Also ich würde aus Beobachtung, von dem, was ich auch im Büro sehe, mitkriege, erstens vielleicht, ich weiß nicht, ob’s im Vergleich zur Stadt anders ist, aber ich beobachte, dass es doch einige Minijobs und solche Lösungen gibt. Zum Beispiel die, ja, ich arbeite aber wirklich sehr wenig, zehn Stunden sowas, was, wenn das funktioniert ist gut, aber das bedeutet entweder sie müssen so arbeiten, weil sie andere Dinge anders nicht organisieren können oder es gibt andere Arbeitsplätze nicht oder sie wollen es so. Und irgendwo zwischen all dem pendelt sich das ein und entsprechend ist eben auch der Kindergarten und die Krippe noch so, wieso, geht doch.“ (Bene, Pos. 111)

Dennoch geht Hanna davon aus, dass es in suburbanen oder ländlichen Räumen leichter ist, das alltägliche Leben mit berufstätigen Eltern und Kindern zu organisieren und so die Anforderung nach einer Wanderung in einen Raumtyp entsteht, der eigentlich nicht den eigenen Präferenzen entspricht: „*obwohl man es eigentlich möchte und es einem eigentlich von dem Gefühl nicht entspricht, weil man es einfach anders nicht mehr organisiert bekommt, vor allem dann nicht organisiert bekommt, wenn beide berufstätig sind oder anders eingebunden sind*“ (Hanna, Pos. 50), obwohl sie das Tagesfernpendeln zum Arbeitsplatz sowie einen suburbanen Wohnstandort eigentlich ablehnt.

Das Leben auf dem Land mit Kindern wird zudem häufig mit der normativen Überzeugung verbunden, dann auch **Wohneigentumsbildung** zu betreiben und in einem Einfamilienhaus leben zu können. Diese normative Überzeugung ist zusätzlich kulturell geprägt, wie Svens Erzählung zeigt, der spätestens, wenn Kinder dazukommen, in einem Einfamilienhaus im suburbanen Raum leben möchte, was seiner Partnerin offenbar (noch) nicht zusagt:

*„Obwohl ich auch zugeben muss, ich würde gerne in ein Haus ziehen, vielleicht auch so der klassische deutsche Traum, keine Ahnung. Aber [Raquel] ist da noch nicht so empfänglich dafür. Weil die [Spanier*innen] kennen so was auch mit diesen klassischen freistehenden Häusern in Städten eher nicht. Und wir müssten ja dann doch schon ein bisschen in den Speckgürtel gehen. Und da brauchst du wahrscheinlich doch wieder ein Auto. Und auch den Job, der dann wahrscheinlich in der Stadt ist. Aber ich glaube so, wenn man Kinder mal haben will, ist das, glaube ich, so der, also wäre so mein Anliegen.“*
(Sven, Pos. 81)

Aufgrund der Verknüpfung mit Eigentumsbildung werden Wanderungen in ländliche Räume stärker als dauerhaft angelegt konzipiert: *„Eigentum ist, dass man für sich selber was, was schafft, machen kann, was man will, im Grunde“* (Elke, Pos. 174). Christian bezeichnet den elterlichen Hof, den er übernommen hat, gar als *„Klotz am Bein, also so ein Hof und ein Haus hier“* (Pos. 345), der einen neuerlichen Auslandsaufenthalt der Familie verhindert. Demgegenüber würden Bene und Harald den Wohnstandort auch wieder verlassen, obgleich sich der Hof, auf dem sie gegenwärtig leben, in ihrem Eigentum befindet: *„einen sehr viel attraktiveren Job oder einfach einen Job anderswo finden muss, dass man dann gegebenenfalls gehen muss. Wir sind diese mobile Generation“* (Harald, Pos. 258). Da die Wohnstandortentscheidungen für ländliche Räume in unserem Sample langfristiger als in der Großstadt angelegt waren, wird größeres Augenmerk auf die Wahl der Immobilie gelegt. Dementsprechend lange dauert auch die Suche nach einer passenden Immobilie: Die Interviewten berichten zum Teil von mehreren Jahren. Während in der Stadt der Stadtteil oft ein entscheidendes Kriterium war, von dem nicht abgewichen wurde, ist es hier eher die konkrete Immobilie bzw. bestimmte Vorstellungen hinsichtlich der Immobilie (wie Wohn- und Grundstücksfläche), von denen nicht abgewichen wird. Dafür werden auch Kompromisse hinsichtlich des Dorfs oder der Pendeldistanzen zum Arbeitsplatz eingegangen. Auch Bene wollte eigentlich in einem pendelbaren Radius um ihre Arbeitsstelle ein Haus mit großem Garten beziehen, die Verfügbarkeit einer geeigneten Immobilie veranlasst sie jedoch, wesentliche Kompromisse hinsichtlich der Pendeldistanz einzugehen: *„aber für mich war schon immer auch klar, dass ich, wenn ich irgendwann Familie habe, dass ich nicht in der Stadt leben möchte, genau. Und ganz auf dem, also so ganz stadtfern, so richtig weit weg von der Stadt, das wollte ich auch nicht, das jetzt ist so die Grenze, also, na ja, eigentlich schon“* (Bene, Pos. 39). Harald korrigiert: *„Es ist über die geplante Grenze“* (Pos. 40).

Das **soziale Leben im Dorf** wird von den Interviewten in ländlichen Räumen oft thematisiert und scheint überwiegend als Vorteil des dörflichen Lebens gesehen zu werden. Auch die Nachbarschaft war in den Gesprächen in ländlichen Räumen ein Thema, während im Sample „Großstädte“ meist lediglich erwähnt wurde, dass die Nachbar*innen nicht bekannt sind. Ein Vorteil des Zuzugs in ländliche Räume ist bei Rückwanderer*innen die Vertrautheit mit Gegend und Leuten, bei

Neuzuziehenden aber die Möglichkeit, vergleichsweise einfach soziale Kontakte knüpfen und so leichter Leute kennenlernen zu können. In der „Gemeinschaft“ (Philipp, Pos. 27) oder „Dorfgemeinschaft“ (Lisa, Pos. 213) entstehen lose soziale Kontakte, die nach dem Wegzug aus ländlichen Räumen von Manchen vermisst wurden: *„diese persönliche Bindung, dass man den Bäcker kennt, man kennt den Arzt, man kennt den Supermarktkassierer. In der Stadtbücherei wissen die Leute, was man gerne lesen möchte“* (Philipp, Pos. 39). Zudem erleichtern die Vereine und die Nachbarschaft das Knüpfen sozialer Kontakte. Thomas hat längere Zeit in Berlin gelebt und stellt fest, dass seine sozialen Beziehungen immer die gleichen geblieben sind, da es wenige Gelegenheiten gab, neue Kontakte kennenzulernen. In dem Dorf, in dem er nun lebt, sei dies anders: *„Ich glaube schon, dass es einfacher ist, auf dem Land. Also hier ist es halt so, wenn man hier in den Sportverein geht, dann sind die Leute aus der näheren Umgebung dabei aus dem Dorf. [...] Und hier ist halt durch die Vereine, durch den Garten. Man trifft halt die Nachbarn relativ schnell. So einfach durch den Garten und so weiter. Die sind dann ja auch noch neugierig und wollen auch mal gucken“* (Thomas, Pos. 129). Das „Schwätzchen“ (Elke, Pos. 526) mit den Nachbarn lässt sich leicht initiieren und kann den Freundeskreis ergänzen oder sogar ersetzen: *„Also hier ist das ja so, sobald du irgendeinen Nachbarn auch nur ansatzweise siehst, gehst du hin und quatschst. Das mache [ich] auch mit den gleichen Gesprächsthemen dann. Weswegen ist denn die Feuerwehr gestern losgefahren. Was weiß ich, hast du schon dies gehört, hast du das gehört. Naja, keine Ahnung. Ich habe aber auch jetzt nicht so einen riesen Freundeskreis“* (Kerstin, Pos. 138). Interessanterweise geht es dabei oft um Themen, die das Dorf oder die Nachbarn direkt betreffen. Hinzu kommt, dass *„man miteinander spricht, sich gegenseitig hilft“* (Bernd, Pos. 579) und im Bedarfsfall auch nacheinander schaut: *„die Nachbarin rüberkam und meinte, ich hab dich so lange nicht gesehen, war kein Licht, wollte gucken, ob du noch lebst“* (Sabine, Pos. 131). Diese Kontakte und Hilfeleistungen können eine unterschiedliche Intensität erreichen und sind auch nicht in jedem Dorf gegeben. Sie sind außerdem abhängig von der individuellen Position innerhalb der Dorfgemeinschaft: Da gibt es *„durchaus auch Sticheleien unter den Nachbarn, nicht so angenehm. Ob meine Mutter da ihren Teil mit zu trägt, könnte ich mir auch vorstellen, [...] und dann kann man eben auch nicht erwarten, dass andere einem helfen“* (Sabine, Pos. 131). Akademiker*innen stellen eine Differenz im „Bildungsstand“ (Kerstin, Pos. 356) und in den Interessen fest und begründen so eine soziale Distanz zu den Nachbarn. Dennoch werden die Nachbarn unter der *„thematische[n] Bedeutung Freund“* gefasst (Kerstin, Pos. 358): *„Man hilft sich, ist füreinander da und interessiert sich füreinander“* (Kerstin, Pos. 358).

In ländlichen Räumen lässt sich ein anderes **Spannungsfeld zwischen physischer und sozialer Nähe** als in der Großstadt beobachten. Während in urbanen Räumen die Nachbar*innen und die Menschenmassen als physisch sehr nah empfunden werden und zugleich eine soziale Distanz zu wahren versucht wird, ist es in ländlichen Räumen umgekehrt. Zu den Nachbarn und der Dorfgemeinschaft besteht eine gewisse räumliche Distanz, dafür sind sie in sozialer Hinsicht näher (ähnlich Hannemann 2004). Dies zeigt sich vor allem in folgendem Dialog zwischen Gaby und Ralf, deren Aussagen auf die unterschiedlichen Formen von Nähe abzielen: *„Ja, gucken Sie doch, die Nachbarn sind weit weg, da gibt es keine im Prinzip“* (Ralf, Pos. 227), und Gaby widerspricht: *„Ich glaube schon, dass sie nah sind“* (Pos. 228). Für die Großstadt wird oft die Enge und Anonymität beschrieben, in ländlichen Räumen wird dagegen die Nähe und Ungezwungenheit betont: *„In der Stadt, da muss man [...] sich erstmal ordentlich anziehen. Ich kann hier den ganzen Tag dreckig rumlaufen.“*

Dann muss man drei Stockwerke nach unten gehen. Und hier gehe ich halt morgens im Schlafanzug nach draußen und kann auch dann- [Norbert] weiß auch, wie ich im Pyjama aussehe. Das stört nicht. Die Nachbarn sind auch näher. Die Gemeinschaft ist anders mit den Nachbarn auf dem Land“ (Kerstin, Pos. 71). Offenbar bieten das eigene Haus und der eigene Garten eine solche „Rückzugsmöglichkeit“ (Sabine, Pos. 273), sodass die größere soziale Nähe auszuhalten ist: „Man muss auch die Möglichkeit haben, mal nicht so viel Leute um sich herum zu haben, das genießt man wahrscheinlich wieder auf dem Dorf, einen Garten zu haben, da machen zu können, was man will, und in der Stadt muss man sich das mit Leuten dann doch in Parks und so weiter teilen. Das ist schon, ja, schon interessant das so zu beobachten, man muss nur Rückzugsmöglichkeit haben“ (Sabine, Pos. 273).

Kehrseite dieser Nähe sind **erzwungene soziale Kontakte und soziale Kontrolle** durch die Nachbarn und die Dorfgemeinschaft: „Und hier auf dem ländlichen Bereich ist es ja so, da kennt jeder jeden, ja? Manche Leute kennen mich, obwohl ich die gar nicht kenne, ja?“ (Uwe, Pos. 215). Vermutlich wissen sie auch alles über die anderen Nachbar*innen: „wo man jeden kennt, wo jeder alles über einen weiß“ (Hanna, Pos. 37). Das bedeutet, wie sich oben bereits angedeutet hat, dass innerhalb der Gemeinschaft übereinander und über die Nachbar*innen geredet wird: „Also im Dorf wird ja viel geredet. Also ich denke, wir sind da auch im Gespräch, haben es sicherlich noch nicht so richtig mitgekriegt, was so jetzt geredet wird über uns. Ich glaube, dieses Getratsche, das ist nicht so meins“ (Gaby, Pos. 134). Hier bleibt unklar, ob dies auf Gabys Erfahrungen aus ihrer Kindheit und Jugend in einem Dorf mit hoher sozialer Kontrolle beruht, die zu Vorurteilen geronnen sind, oder auf einem tatsächlich aktuell Erlebten. Generell deutet dieses Zitat auch eine durch eigene Vorurteile gefärbte Wahrnehmung an. Als Auslöser von Unstimmigkeiten wurde zwei Mal über die Grenze des Gartenzauns wachsendes Unkraut genannt: „weil das Kraut über den Gartenzaun rüber kommt immer“ (Sabine, Pos. 131) bzw. „um unseren Gartenzaun wäre schon viel Unkraut“ (Gaby, Pos. 138). Die Kontakte mit den Nachbar*innen können als erzwungene Kontakte empfunden werden: „Ich erlebe es auch nicht, wenn ich jetzt nach Hause fahre, dass ich das irgendwie als angenehm empfinde, dass ich Leuten begegne, die ich von früher kenne und mit denen man immer reden muss und wenn man im Garten ist, [kommt] jemand vorbei“ (Hanna, Pos. 37). Elke ergänzt, dass sie aufpassen muss, „dass es nicht zu eng wird. Weil, das ist jetzt nicht böse gemeint, aber normalerweise hätte man jeden Tag hier Besuch“ (Pos. 180). Bene und Harald haben auf ihrem Dreiseitenhof einen Zaun als Sichtschutz zu den Mieter*innen errichtet, um dann „auch unsere Privatsphäre“ (Pos. 187) zu haben. In beiden Fällen wurden also gezielt Grenzen gesetzt, um die soziale und physische Distanz zu den Nachbarn zu bewahren.

Befürchtungen, an Aktivitäten der Dorfgemeinschaft teilnehmen zu müssen, wirken aus Sicht der Stadtbewohner*innen abschreckend, weil sie nicht ihren Interessen entsprechen:

„[D]ie Vorstellung, vielleicht auch nur [in den] suburbanen Raum zu ziehen, die Vorstellung ruft bei mir keine Begeisterungstürme hervor. Dafür sind vielleicht meine Interessen einfach nicht kompatibel mit dem, was man vielleicht machen müsste. Ich habe jetzt kein Bedürfnis, den Garten zu pflegen, ich habe kein Bedürfnis, irgendwie ein Haus zu bauen, ich habe ehrlich gesagt auch kein Bedürfnis, irgendwie

mich aktiv für ein Fußballverein zu engagieren, sondern dann lieber in anderen Dingen. Also das sind so die Klischees, die ich im Kopf habe.“ (Hanna, Pos. 38)

Hier werden Überzeugungen über vorherrschende Normen hinsichtlich der aktiven Einbindung in die Dorfgemeinschaft benannt, die sich aber offensichtlich doch durch Grenzsetzungen vermeiden ließen.

Im (vorgestellten) Dorf lassen sich bestimmte Konstruktionen von Zugehörigkeit beobachten. Aus der Sicht der „*Ortsansässigen*“ bleiben Bewohner*innen der Neubaugebiete und Neubewohner*innen „*Zugezogene*“ (Sabine, Pos. 257). Christian möchte die ortsansässigen Bewohner*innen zwar nicht als „*geschlossene Gruppe*“ bezeichnen, räumt aber ein, dass es „*für Leute, die nicht hier aufgewachsen sind, auch irgendwie ein bisschen abschreckend wirken [kann], weil sich viele schon irgendwie untereinander kennen*“ (Pos. 223). Die **Zugehörigkeit zur Gemeinschaft** wird darüber hinaus unter anderem über die Lage der erworbenen Immobilie und auch deren Geschichte vermittelt: „*Was man auch nicht unterschätzen darf, ist, was, in welchem, auch Dörfer haben ihre, ja, so wie man in der Stadt Stadtteile hat, bessere und schlechtere, ja, es ist so ein Code, und sowas ist auch im Dorf, wo, wo hat man sein Haus gekauft*“ (Harald, Pos. 251). Bene berichtet außerdem, dass sie durch die Geschichte ihres Hofes und dessen Vorbesitzer*innen einen bestimmten Stand im Dorf hatten. Auch innerhalb der Dorfgemeinschaft gibt es, wie wahrscheinlich in jeder Gemeinschaft, soziale Normen und Zugehörigkeiten und damit sozialen Druck.

Offenbar nehmen die Interviewten des Samples „*Ländliche Räume*“ auch einen **Rechtfertigungsdruck** gegenüber der Stadt wahr. Interessanterweise fällt in mehreren Interviews dieses Samples die Formulierung, dass die Interviewten die Stadt nicht brauchen: „*Er wusste durch sein Leben in [Großstadt in Niedersachsen], dass er die Stadt nicht braucht, dass es nicht seins ist. Ich wusste damals durch, ob das [Großstadt in Belgien] war oder auch [Großstadt in Ostdeutschland], dass ich Stadt nicht brauche*“ (Julia, Pos. 207). Klaus führt am Beispiel seiner Frau näher aus, welche Aktivitäten und Gelegenheitsstrukturen er damit assoziiert: „*[M]eine Frau ist da völlig unempfindlich, die braucht weder eine Oper oder eine Großstadt oder so, die fährt auch nicht einkaufen, ihr reicht [Kleinstadt in Niedersachsen], wir fahren noch nicht mal nach [Großstadt in Niedersachsen] zum Einkaufen*“ (Klaus, Pos. 69). In dem Zitat von Julia, aber auch in vielen ähnlichen Zitaten, wird eine **Prozesshaftigkeit** dieser normativen Überzeugung deutlich: Das Stadtleben sollte zumindest im jungen Erwachsenenalter einmal „*ausprobiert*“ werden, damit die Interviewten wissen, wie sie dazu stehen und dem Rechtfertigungsdruck etwas entgegensetzen können.

Der Alltag in ländlichen Räumen wird als nur mit dem Pkw zu bewältigen konzipiert, da die Anbindung an den ÖPNV meist bis zu den Bahnhöfen gesichert ist, aber von dort mit dem Pkw bewältigt werden muss: „*[D]u kannst von [Mittelstadt nahe der Eifel] aus, fährst du 40 Minuten bis Duisburg-Hauptbahnhof, du kommst aber nicht zum [Mittelstadt nahe der Eifel] Bahnhof, weil das auch wieder so ländlich ist, dass da kein Bus fährt. Das heißt, du brauchst immer ein Auto*“ (Nils, Pos. 147). Dies wird im Sample „*Großstädte*“ als eine der wichtigsten Argumentationen genannt, warum ländliche Räume als Wohnstandorte nicht in Frage kommen. Zudem ist die ÖPNV-Anbindung, sofern es sie gibt, meist nur zu bestimmten Zeiten gegeben, nicht abends oder am Wochenende: „*Es ist halt*

*alles da, was man grundsätzlich zum Leben braucht. Und alles andere, was man gerne haben möchte, kann man relativ schnell erreichen, sobald man halt ein Auto hat. Ansonsten, ohne Auto ist die Bus- und Bahn-Anbindung eine völlige Katastrophe. Also auch am Wochenende, also unter der Woche ist glaube ich um 10 Uhr Feierabend, am Wochenende ist es vielleicht elf Uhr, oder Mitternacht“ (Philipp, Pos. 39). Die Bewertung eines Wohnstandorts hängt von der regionalen **Lage und Erreichbarkeit** ab und die Pkw-Verfügbarkeit bestimmt, für wie alltagstauglich ein Standort gehalten wird:*

„[I]ch musste in [Stadtteil von Köln], musste ich teilweise, wenn ich irgendeine Besorgung machen wollte, die es halt nicht in dm oder REWE gibt, dann musste ich irgendwie einen halben Tag für einplanen quasi. Weil, man muss erstmal in die Stadt eine Stunde, dann musste man da irgendwie das einkaufen, und dann musste man so wieder eine Stunde zurück ungefähr. Und dann sind die Züge auch irgendwie nur alle halbe Stunde dann gefahren, oder alle 45 Minuten. Das ist halt alles, ja, das ist mir zu stressig gewesen. Ich glaube, wenn man ein Auto hat oder so, dann ist es ganz cool da, aber ohne Auto, nein.“ (Kim, Pos. 25)

Im Sample „Großstädte“ wird ein Alltag, der nur mit dem Pkw zu bewältigen ist, stark abgelehnt: *„Also überall bist du auf das Auto angewiesen, das finde ich dann einfach, das, also das möchte ich nicht haben in meinem Alltag“ (Amara, Pos. 34). „Ich kann mir nicht vorstellen, auf dem klassischen Land in so einem Dorf, wo man überall mit dem Auto hinfahren muss“ (Hanna, Pos. 37). Da die Interviewten innerhalb des großstädtischen Samples deutlich jünger waren als die des Samples „Ländliche Räume“, könnte es sich um einen Effekt handeln, der durch die Lebensphase zu erklären ist. Allerdings ist seit einigen Jahren eine Trendumkehr zumindest in bestimmten sozialen Milieus hinsichtlich der Führerschein- und Pkw-Verfügbarkeit in jüngeren Altersgruppen zu beobachten, die auf verschiedene Faktoren wie geringere Einkommen und unsichere Beschäftigungsverhältnisse zurückzuführen ist (Delbosc und Currie, 2013), der aber auch mit der Raumkategorie zusammenhängt. Pkws haben einerseits ihren Stellenwert als Statussymbole verloren und andererseits erhalten Umweltaspekte für diese Altersgruppe eine höhere Relevanz.*

Innerhalb des Samples „Ländliche Räume“, wenn also eine Entscheidung zum Bleiben oder Zuzug in ländliche Räume getroffen worden ist, besteht eine größere **Akzeptanz von Distanzen und Mobilitätskosten**. Die Pkw-Verfügbarkeit und die Überwindung der Distanzen werden als zum Landleben einfach dazugehörend gedeutet:

„[W]enn man so ein Landei ist, dann gehört das auch dazu, dass man einfach so- naja immer so, ich sage mal so, 25 Kilometer in Kauf nehmen muss, wenn man mal seine Freunde treffen will, das gehört da einfach mal dazu. Das ist auch bei jedem so drin. Also weiß ich nicht, das war nie ein Problem für, wenn man irgendwo eingeladen ist, [...] dass die Eltern einen dann halt auch immer so quer durch den Landkreis fahren müssen, das ist halt so.“ (Tobias, Pos. 77)

Elke sagt, *„ich war immer auf ein Auto angewiesen. Mir fällt das jetzt nicht schwer“ (Pos. 32). Oder es finden Anpassungen an die Situation nach dem Zuzug statt, so wird dann der Führerschein gemacht oder ein (zusätzlicher) Pkw angeschafft. Sandra berichtet beispielsweise, dass ihr Freund, der zu ihr in einen ländlichen Raum ziehen will, nun den Führerschein macht, den er vorher, als er*

in verschiedenen Städten gelebt hat, nicht brauchte. Die Immobilienpreise auch in ländlichen Räumen steigen mit zunehmender Nähe zu einer Anbindung an das Autobahnnetz und den ÖPNV: *„[N]atürlich ist das rein Ländliche schön, aber es ist natürlich auch ein finanzieller Aspekt. Wenn wir je mehr Kilometer zur Autobahn ziehen, [Gemeinden in Niedersachsen], oder so, dass sind natürlich dann ganz andere Quadratmeterpreise, auch. Je näher man zur Autobahn kommt. Es wird natürlich teurer“* (Bernd, Pos. 118). Möglicherweise werden die in ländlichen Räumen anfallenden Mobilitätskosten während der Wohnstandortentscheidungen besonders unterschätzt. Generell scheint es aber eine höhere Akzeptanz größerer Distanzen und verstärkter Automobilität zu geben. Bei der Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Raumstruktur und räumlicher Mobilität ist nicht in jedem Falle eindeutig, ob sich Haushalte aufgrund ihrer Mobilitätspräferenzen für einen bestimmten Raumtyp entschieden haben oder ob sie in einen präferierten Raumtyp gewandert sind und dann ihren Mobilitätsstil entsprechend angepasst haben.

Ländliche Räume werden von den Interviewten beider Samples als besonders vom **demographischen Wandel und der Ausdünnung von Infrastrukturen** betroffen konzipiert. So fällt die Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs zunehmend weg: *„aber jetzt zum Alter hin macht man sich Gedanken, wie man auf dem Dorfe weiter überleben kann, und das ist bei uns auf dem Dorf, in unserem Ort wirklich sehr kritisch, weil nach und nach alles zu macht, ja“* (Sabine, Pos. 19), sodass auch für alltägliche Besorgungen Fahrten mit dem Pkw unternommen werden müssen. Daneben dünnt sich das Angebot mit den kleinen **Annehmlichkeiten** des Alltags aus: *„Also das ist so, Restaurants, Cafés oder so was. Ein Bäcker in der Nähe wäre auch nicht schlecht oder eine nette Kneipe. Also das ist alles ausgestorben. Das gab es hier mal. Also das ist alles weg“* (Sandra, Pos. 90). Die wenigen noch vorhandenen Läden und Restaurants bieten nur eingeschränkte Öffnungszeiten und eine mangelnde Auswahl. Eine mangelnde Breitbandinternetversorgung wird von einigen Interviewten als Problem genannt.

In den unterschiedlichen Lebensphasen werden damit darüber hinaus weitere Einschränkungen assoziiert. Aus der **Sicht von Jugendlichen und jungen Erwachsenen** wird die Bevölkerungsstruktur als von starker Alterung geprägt wahrgenommen. Damit geht ein an den Bedürfnissen von Rentner*innen ausgerichtetes Infrastrukturangebot einher: *„[Mittelzentrum im Sauerland] schrumpft auch. Und das führt natürlich dazu, dass auch einfach die Angebote da, was man da in der Freizeit machen kann, werden geringer, die Stadt wird immer älter, richtet sich schon so ein Stückweit nach Rentnerbedürfnissen aus. Das ist dann nicht unbedingt so attraktiv für junge Menschen“* (Jens, Pos. 121). Aus der Sicht von Jugendlichen befördern diese fehlenden Angebote, die auch als Nichtberücksichtigung ihrer Bedürfnisse wahrgenommen werden, die Abwanderungsneigung. Besonders bemängelt werden fehlende Ausgelmöglichkeiten vor Ort und eine fehlende Anbindung an den ÖPNV besonders abends und am Wochenende, sodass gegebenenfalls auf regionale Ausgelmöglichkeiten ausgewichen werden könnte. Philipp gefällt eigentlich das Landleben besser als das Stadtleben, ist aber aufgrund der fehlenden Ausgelmöglichkeiten aus seinem Heimatort in die Stadt gezogen. Er thematisiert ausführlich die Perspektive von Jugendlichen: *„Aber als junger Mensch aus [Dorf am Niederrhein] mal für einen Abend weg zu kommen ist de facto unmöglich. Und das war ein Problem, was mich in meiner Jugend wahnsinnig gestört hat. Und was, glaube ich, jedes Kind, das in [Dorf am Niederrhein] groß geworden ist, wahnsinnig gestört hat. Es gab halt den*

Stadtspark, wo man sich zum Bier trinken getroffen hat. Und das war's" (Philipp, Pos. 39). Kleine Städte und Dörfer könnten seiner Meinung nach der Abwanderung entgegenwirken, indem sie „*Kulturveranstaltungen, kleine Bands, kleine coole Geschichten*“ (Philipp, Pos. 137), die für Jugendliche interessant sind, anbieten. Diese Aufgabe könnten auch Jugendzentren übernehmen, aber auch sie schließen vielerorts, sofern sie überhaupt vorhanden waren.

Insbesondere von Familien und älteren Personen wird die **gesundheitliche Versorgung** als sensibles Thema benannt. Aus Sicht der Familien wird die Versorgung mit Kinderärzt*innen und einer Klinik mit Kinder- und/oder Geburtsstation als Problem wahrgenommen. Von Benes Wohnstandort ist die nächste Kinderklinik weit entfernt, die umliegenden Kliniken nehmen keine Kinder auf: „*Das sind einfach Kilometer, die man, also das muss man erstmal in Panik selber fahren*“ (Bene, Pos. 438). Oft stellt sich die vorwegnehmende Frage, ob und wie ein Leben in einem ländlichen Raum im Alter gestaltet werden kann. Die ärztliche und pflegerische Versorgung und das Wohnen im Alter werden als besonders wichtige Bereiche wahrgenommen: „*Aber auf dem Dorfe gibt es ja nun auch das Ärtzesterben, das ist ja auch bekannt, da wird es dann auch auf lange Zeit wahrscheinlich keine Nachfolger geben, gibt es zwar auch schon Ideen, ja, nee, also das wäre dann halt Kleinstadt oder Stadt*“ (Sabine, Pos. 193). Hier kommen, obwohl eigentlich bereits eine Entscheidung zum Bleiben getroffen wurde, erneut Wohnstandortüberlegungen auf. Bei der Versorgung ihrer betagten Eltern konnte Sabine erleben, dass die Versorgung mit den Gütern des täglichen Bedarfs irgendwann nicht mehr ausreicht: „*[A]ber die sonstige Versorgung dort ist doch eher schwierig, besonders für alte Leute, und das macht mir Sorgen. Weil ich das ja bei meinen Eltern mitbekommen habe, mein Vater ist vor zwei Jahren gestorben, das war schon schwierig einen Pflegedienst zu bekommen, der wirklich da rauskommt, aufs Dorf*“ (Sabine, Pos. 51). Aus diesen Erfahrungen heraus beschäftigt sich die 59-Jährige intensiv mit ihrem eigenen Wohnen im Alter und spielt verschiedene Wohnformen und -standorte durch. Auch hinsichtlich des Lebens im Alter spielt das Thema der Pkw-Verfügbarkeit eine wichtige Rolle:

„Worüber ich mir Gedanken mache, ist schon die Zukunft auf dem Land, das heißt die Infrastruktur, die ich heute, jetzt gerade noch so vorfinde, bleibt die erhalten, ja, bis ich vielleicht 60 bin und solange ich gesund bleibe, ist das alles wunderbar. Wie ist das, wenn ich alt und gebrechlich bin, natürlich die Straße runter, gibt es ein Altenheim, aber wie ist zum Beispiel Verkehrsanbindung, sollte ich mal nicht mehr Auto fahren können oder wie wird es für meine Kinder sein, wie ist es in einer Welt, in der nicht mehr jeder ein Auto haben kann.“ (Bene, Pos. 438)

4.4.3 Differenzierung innerhalb der Raumkategorien

Den beiden Raumkategorien werden, wie gezeigt, je unterschiedliche Gelegenheitsstrukturen und Möglichkeitsräume zugeschrieben, urbane und ländliche Räume also weitgehend dichotom gedacht – entgegen den seit Jahrzehnten in der Fachliteratur ausgetauschten Argumenten zugunsten komplexerer Stadt-Land-Geographien und -Semantiken (Pahl, 1966; Redepenning, 2019).²⁸ Aber innerhalb der Raumkategorien werden Unterscheidungen, insbesondere zwischen verschiedenen (Groß-)Stadttypen, gemacht, auf die im Folgenden näher eingegangen wird.

Die beiden Untersuchungsgebiete Düsseldorf und Duisburg bieten aufgrund ihrer gegensätzlichen Images (Fuhrhop, 2020) die Möglichkeit, zu analysieren, inwiefern die Images von Orten Wohnstandortentscheidungen beeinflussen. **Images** sind eng mit normativen Überzeugungen verknüpft. Nils ist nach Duisburg gewandert, um dort seine Ausbildung zu beginnen. Obwohl er sich selbst wenig Gedanken über die Wahl des Standorts gemacht hat, da für ihn die Wahl einer passenden Ausbildungsstelle im Mittelpunkt stand, wurde er aus seinem sozialen Umfeld mit der normativen Überzeugung konfrontiert, dass er, wenn er seinen ländlichen Heimatort verlässt, in eine der „Schwarmstädte“ (Simons und Weiden, 2015) ziehen sollte: *„Aber da haben einige gesagt, wie, wie kommst du nur auf den Trichter, nach Duisburg zu gehen und nicht nach Berlin oder sonst wo, Hamburg oder was weiß ich“* (Nils, Pos. 11). Ähnliche Vergleiche und Zuschreibungen finden sich in mehreren Interviews des Samples „Großstädte“. Meist werden die sogenannten **Big Seven** oder bestimmte **„Schwarmstädte“** mit anderen weniger strahlkräftigen Stadttypen, wie **altindustriellen oder peripheren Städten**, verglichen. Ein zentrales Argument für gerade die erstgenannten Großstädte im Vergleich zu anderen Stadttypen sind einerseits die Vielfalt kultureller Angebote und andererseits die Altersstruktur der Bevölkerung:

„Kino, Restaurants, die großen Museum, viele Konzerte, das sind so Event-Konzerte, die eher in Köln sind und dann in Düsseldorf, aber bis jemand nach Duisburg kommt. Dann sind die eher wieder in Essen oder Dortmund und das ist ja auch nicht so für junge Leute. Also als mein Freund in Duisburg gewohnt hat, war das schon nett mit den Leuten, aber die sind auch fast alle von da weggezogen, weil die gesagt haben, da ist halt nicht so viel los von dem Altersdurchschnitt her und bin dann nach Essen gezogen und in Duisburg gearbeitet.“ (Paula, Pos. 70)

Zudem sei das Angebot in größeren Großstädten dynamischer und es so möglich, immer wieder neue Bars und Restaurants, Viertel und Leute kennenzulernen:

„Aber im Endeffekt, nach dreieinhalb Jahren, hatte man die Stadt [Großstadt in Rheinland-Pfalz] einfach durch. Man hat auch auf vielen diesen Studentenpartys dann auch immer wieder die gleichen Leute gesehen, und es gab dann immer so diesen gleichen Kreis. Ich weiß nicht, es war dann auch irgendwann

²⁸ Redepenning (2019: 322) betont freilich auch, dass es in medialen Darstellungen in den vergangenen Jahren zu einer „Renaissance der trennenden Unterscheidung von Stadt und Land“ gekommen sei. Ob es sich wirklich um eine Wiederkehr oder nicht vielmehr ein relativ persistentes Deutungsmuster handelt, soll an dieser Stelle nicht weiterverfolgt werden.

halt langweilig. Und hier habe ich das Gefühl, ich wohne ja jetzt knapp zwei Jahre, also noch nicht ganz, anderthalb, hier. [...] Ich habe die Stadt [Düsseldorf] auf jeden Fall noch gar nicht durch. Ich sehe immer wieder Ecken, wo man sagt, da kann man ja auch mal hingehen. Letztens haben wir das Loretto-Viertel hier entdeckt irgendwie. Da sind ja auch voll viele Cafés und Bars. Ich glaube, da ist eigentlich auch viel los und man hat es noch gar nicht so mitbekommen. Also das ist ganz cool, dass man auch immer wieder auf neue Ecken stößt.“ (Franziska, Pos. 24)

Berlin stellt einen häufigen Bezugspunkt für Vergleiche dar. In fast jeder Wohnstandortentscheidung für Großstädte in unserem Sample wird die Option Berlin zumindest durchgespielt. Die Hauptstadt ist damit ein potenziell erstrebenswerter Ort, zu dem sich zumindest verhalten werden muss. Hendrik erklärt dies mit engen sozialen Bindungen nach Berlin, da *„viele von den Freunden, die ich aus dem Studium kenne, oder aus der Zeit kenne, die sind nach Berlin gezogen“* (Pos. 141). Grund dafür ist ihm zufolge die bestehende Anziehungskraft, die sich immer weiter verstärkt: *„Das ist halt einer der Orte auf der Welt, in meinen Augen, der global junge Menschen anzieht. Und das man merkt man ja. Wenn man im Sommer durch Berlin, merkst Du das einfach. Und das ist schon, finde ich, eine- eine ganz besondere Welt dadurch“* (Pos. 141). Diese Argumentation spricht für die „Schwarmstadt“-These, dass nämlich einige wenige Städte in Deutschland junge Menschen anziehen und dadurch für andere junge Menschen weiter an Attraktivität gewinnen. Im Kern geht es darum, dass sich die zugeschriebenen Gelegenheitsstrukturen und Möglichkeitsräume für junge Menschen in diesen Städten ausgeprägter zeigen und konzentrieren (Simons und Weiden 2015).²⁹

Zugleich werden die beschriebenen Karriere- und Arbeitsmarktoptionen eher mit den größten Städten („Big Seven“) bzw. einigen für bestimmte Branchen relevanten Städten assoziiert als mit altindustriellen oder peripheren Städten. Düsseldorf sei *„der totale Karrieredurchlauferhitzer. Die Leute kommen hierher, sind hier eine Weile, und dann gehen sie woandershin“* (Hendrik, Pos. 181). Dadurch sehen auch die Zuziehenden Düsseldorf lediglich *„als Karrierestation“* (Hendrik, Pos. 181) und entwickeln zum Teil keine Bleibeabsichten. Die Wohnsituation und soziale Kontakte sind dadurch eher temporär angelegt. Diese Argumentation stimmt mit den Escalator-Theorien überein (vgl. Kapitel 2.4), die annehmen, dass Zuzüge in metropolitane Räume berufliche Karrieren befördern oder mit sozialem Statuswerb einhergehen. Nach Erreichen einer bestimmten beruflichen Position erfolge der Wegzug in suburbane oder weniger metropolitane Regionen. Hier spielt auch die Lebensphase und entsprechende damit verbundene Relevanzsetzungen eine Rolle.

Bei näherer Betrachtung haben aber auch die (Groß)Städte abseits der „Schwarmstädte“ gewisse Vorteile, die insbesondere von den Interviewten in Duisburg beschrieben wurden. Auch hier besteht der Rechtfertigungsdruck bei einer Wanderung nach Duisburg und nicht in eine als attraktiver geltende Stadt. Nils' Bild von Duisburg war so *„behaftet [...] von solchen Vorurteilen“*, dass er *„total überrascht [war], wie viele helle Köpfe es hier gibt“* und Veranstaltungen *„mit Hirn“* (Pos. 103). Im Vergleich zu Köln seien sogar mehr kleine kulturelle Veranstaltungen in Duisburg zu finden. Diese aus seiner Sicht nicht so kommerziellen Veranstaltungen machen für ihn den Reiz Duisburgs aus

²⁹ Für eine kritische Beurteilung der „Schwarmstadt“-These vgl. oben Kapitel 2.4.

und lassen es in einem anderen Licht erscheinen: *„Und das sind einfach immer so Oasen letzten Endes, sage ich immer, die halt auch dich von dem Alltag rausziehen und, ja, eben Duisburg halt auch mal in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt“* (Pos. 103). Städte wie Duisburg bieten gegenüber Städten wie Köln den Vorteil, dass sie zwar die urbanen Gelegenheitsstrukturen wie Kultur bieten, aber aufgrund der mangelnden Anziehungskraft nicht so voll und *„nicht überlaufen“* (Amara, Pos. 102) sind, sodass ein entspannter Alltag möglich ist:

„Mein Bruder hat [in Köln] gewohnt, meine Schwester hat da gewohnt, boah, überall voll, zweite Reihe parken, findest keinen Parkplatz, hast du, ja, ich kann in Köln nirgendwo parken, ohne einen Parkschein zu ziehen. Bei mir in der, überall, also an der [Stadtteil in Duisburg]-Wohnung habe ich immer, habe ich selbst mit dem Sprinter, also mit einem dreieinhalb Tonner, immer einen Parkplatz gefunden, bei mir auch, ich hab, ich finde immer einen Parkplatz, das hast du in Köln nicht, [...]. Allein das, das sind immer so kleine Dinge dann die man, die einem so auffallen, da werde ich in Köln irre.“ (Nils, Pos. 117)

Die Wohnkosten sind im Vergleich geringer und die Entfernungen innerhalb der Stadt kürzer, so dass sie als alltagstauglicher wahrgenommen werden, *„zumindest für mich in meinem Alltag“* (Amara, Pos. 100). Gerade im Hinblick auf größere oder Großstädte mit großer Anziehungskraft fällt häufig die Einschätzung: *„Also die Stadt [Berlin] auch mag ich, aber einfach nicht zum Leben“* (Amara, Pos. 32). Kleinere Großstädte vereinen daher die Urbanisierungsvorteile von Großstädten, ohne deren Nachteile zu haben: *„du hast ja dann trotzdem die schönen Ecken und trotzdem deine Ruhe“* (Amara, Pos. 102). In einer quantitativen Untersuchung kamen Lenzi und Perucca (2021) zu ähnlichen Ergebnissen: Mittelgroße Städte, die Urbanisierungsvorteile aufweisen, ohne die Nachteile von großen Großstädten zu haben, wurde die höchste Lebensqualität zugeschrieben. Hier wird deutlich, dass die (Groß)Städte am oberen Ende des Städtesystems bzw. der **Städtehierarchie** möglicherweise den beruflichen Statuserwerb erleichtern, nicht jedoch die höchste Lebensqualität bieten (siehe Kapitel 2.4). Aus der Perspektive des Samples „Ländliche Räume“ werden kaum generelle Vergleiche zwischen unterschiedlichen Städten angestellt, sondern vielmehr zwischen Städten, in denen die Interviewten tatsächlich einmal gelebt haben, wie beispielsweise Kerstin zwischen zwei Großstädten in Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Auch dabei kommen ähnliche Maßstäbe, die eher entgegengesetzt der Städtehierarchien liegen, zum Ausdruck: *„[Großstadt in Schleswig-Holstein] ist nicht so überbevölkert. Da gibt es auch immer noch Plätze, wo man alleine sein kann“* (Pos. 169). Im Vergleich zwischen den Raumkategorien Stadt und Land findet die Abgrenzung eher in dichotomer Weise vom Raumtyp Stadt im Allgemeinen statt.

Interessant sind die lebensweltlichen Zuschreibungen an **suburbane Räume**. Aus der Perspektive des Samples „Ländliche Räume“ gelten suburbane Räume eher als urban, während es aus Sicht des Samples „Großstädte“ umgekehrt ist: Suburbane Räume werden mit ländlichen Räumen gleichgesetzt. Diese Räume erscheinen daher als Zwischenraum, von dem sich alle abgrenzen und ihn der jeweils dichotomen Raumkategorie zuordnen, da sie Vor- und Nachteile beider Raumkategorien beinhalten. Aus großstädtischer Sicht spricht für suburbane Räume ihre (meist) vorhandene Anbindung an den ÖPNV und die Nähe zur Stadt bei gleichzeitiger Möglichkeit zur Wohneigentumsbildung in einem Haus mit Garten. **Neubaugebiete** werden als spezifische Räume thematisiert. Aus ländlicher Sicht sind die Grundstücke zu klein und haben *„auch nicht so genug Garten“* (Andrea,

Pos. 233): „Also wenn man sich ein Neubaugebiet heute mal anguckt, sind das ja meistens dann auch nur, weiß ich nicht, 400, 500, 600, 700 Quadratmeter“ (Christian, Pos. 253). Zudem werden die Enge („ich brauch nicht dem Nachbarn durchs Fenster gucken aufs Wohnzimmer, ja, also da hätte, das wär nichts für mich“; Andrea, Pos. 231) und die Gleichförmigkeit in der Bauweise kritisiert: „nicht immer noch so ein Haus, und noch so ein Haus, alle Häuser, die jetzt gebaut werden, sehen wieder gleich aus oder viele, wie in den 70er Jahren, die alternative Form des Plattenbaues“ (Sabine, Pos. 401). Des Weiteren hätten suburbane Standorte einen zu „engen Bezug zur Stadt“ (Andrea, Pos. 32). Insbesondere aus ländlicher Sicht wird eine starke Ablehnung suburbaner Räume und Neubaugebiete deutlich, während die Stadtsicht tendenziell auch die Kompromisse dieser Wohnstandorte wertschätzt.

Die Raumkategorie **ländliche Räume** wird nicht in ähnlich plakativer Weise weiter ausdifferenziert und in unterschiedliche Kategorien unterteilt. Die Unterschiede werden vielmehr an handfesten Kriterien wie Lage und Anbindung, Versorgung mit den Gütern des täglichen Bedarfs und der Daseinsvorsorge sowie Immobilienpreisen festgemacht. Auch die Ländlichkeit wird danach bewertet, wie viel ‚los‘ ist: „[Mittelstadt] ist ländlicher, aber wenn du jetzt [Mittelstadt] gegen [Eifel-Dorf] stellst, dann ist ja in [Eifel-Dorf] nichts los“ (Nils, Z.161). Auch ein sehr ländlicher Standort kann (vergleichsweise) gut angebunden sein:

„[L]ändlich, genau, aber man ist halt trotzdem innerhalb von 20, 25 Minuten mit dem Auto in [Großstadt in Nordrhein-Westfalen], und auch da ist Autobahn, also da sehr, sehr nah, [...] also man ist nicht, auch wenn es sehr ländlich ist, finde ich, ist man jetzt nicht ab von jeglichem Schuss da, genau. Autobahn und das Dorf hat sogar eine Zugverbindung, wo einmal in der Stunde ein Zug kommt, und das ist für die Verhältnisse und für die anderen Dörfer, die drum herum sind, jetzt auch nicht selbstverständlich, deswegen ist das da auch ganz gut auch angebunden.“ (Lisa, Pos. 217)

Hier wird deutlich, dass die Raumkategorie „Ländlich“ einen breiten Interpretationsspielraum bietet. In ähnlicher Weise wird der Begriff „Dorf“ für ganz unterschiedliche Raumkategorien genutzt. Innerhalb von Großstädten werden Stadtteile am Stadtrand als **Dörfer** bezeichnet. Kim beschreibt das „Dorffeeling“ (Pos. 21) in einem Kölner Stadtteil und ebenso Sven, der innerhalb Berlins „ein Dorf weiter dann gezogen“ (Pos. 9) ist. David sagt, dass er nicht „in irgendein 30.000-Einwohner-Dorf wollte“ (Pos. 31). Die Einschätzung als „Dorf“ beginnt bei ihm also bereits bei einer recht hohen Einwohnerzahl, denn David hat bisher nie an einem Ort mit weniger als 50.000 Einwohner*innen gelebt. Auf der anderen Seite wird der Begriff auch entsprechend der Definition für ländliche Siedlungen genutzt (vgl. Kapitel 4.4.2). Dementsprechende Einschätzungen sind mit biographischen Referenzen unserer Befragten verbunden. Sie hängen also davon ab, welche Raumkategorien in der Wohnbiographie bereits kennengelernt wurden (siehe Abbildung 8).

Abbildung 8: Exemplarische Einschätzung der bisherigen Wohnstandorte im Original (nachträglich anonymisiert)

Abschließend möchten wir für alle Ihre bisherigen Wohnstandorte wissen, als wie städtisch oder ländlich Sie sie bezeichnen würden. Lassen Sie uns noch einmal auf den Zeitstrahl schauen und die einzelnen Wohnungen und Wohnorte durchgehen: Wie würden Sie jeweils die Gegend, etwa im Umkreis von 5 Kilometern von der dortigen Wohnung beschreiben? Ist sie eher ländlich geprägt oder eher städtisch? Sagen Sie es mir anhand einer Skala von 1 bis 7. 1 bedeutet: „ländlich“ und 7 „städtisch“. Mit den Zahlen dazwischen können Sie Ihre Einschätzung abstimmen.

	ländlich städtisch							weiß ich nicht (mehr)	keine Antwort
	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 1: [Geburtsort]	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 2: [Ort des Aufwachsens]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 3: [Studienort]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 4: [Auslandsaufenthalt]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 5: Köln	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 6: Düsseldorf	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 7:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 8:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 9:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnstandort 10:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Quelle: Eigene Darstellung.

Textbox 2: Subjektive Einschätzungen der Wohnstandorte

Das biographische Referenzsystem spiegelt sich deutlich bei der **subjektiven Einschätzung der Wohnstandorte auf einer Skala von ländlich bis städtisch** wider (vgl. Kapitel 3.3; Abbildung 4). Die Interviewten wurden gebeten, die von ihnen auf dem Zeitstrahl eingetragenen Wohnstandorte innerhalb einer Skala von 1 für „ländlich“ bis 7 für „städtisch“ einzuordnen (vgl. Kapitel 3.4). Während des Ausfüllens der Skala wurden die Einschätzungen durch die Befragten meist erläutert. In den ebenfalls transkribierten Erläuterungen wird deutlich, dass die Interviewten die jeweiligen Einschätzungen entlang ihrer eigenen Referenzorte vornehmen und nicht entlang einer allgemeinen Skala von „ländlich“ – was im Extremfall mit „Wüste. [...] Abgeschlossen von jeglicher Zivilisation und Zufahrten wäre für mich eins“ (Uwe, Pos. 319) verbunden wird – bis „städtisch“ – was „mit New York“ als urbanstem Pol assoziiert wird (Hanna, Pos. 92). Bei den Paarinterviews zeigen sich somit auch unterschiedliche Einschätzungen des gleichen Wohnorts. Elenas Einschätzung einer niedersächsischen Großstadt und von Düsseldorf fällt jeweils einen Punkt städtischer aus als Davids Einschätzung. Während seines Auslandsaufenthalts in Madrid hat David direkt im Zentrum gewohnt, und dies stellt für ihn den Referenzort für die höchste Urbanitätsstufe dar. Kerstin und Thomas ordnen den gemeinsamen Ort 3 (vgl. Abbildung 7 in Kapitel 4.3) unterschiedlich ein: Thomas, der in Berlin aufgewachsen und damit großstädtisch sozialisiert ist, bewertet ihn ländlicher als Kerstin. Auch innerhalb des gleichen Ortes kann es unterschiedliche Einschätzungen geben: Die drei Wohnungen von Kim in unterschiedlichen Stadtteilen von Köln werden alle unterschiedlich bewertet (vgl. Abbildung 8). Interessanterweise fällt ihre Einschätzung eines Stadtteils am Rand von Köln ländlicher aus als die des Ortes ihres Aufwachsens, der auf der Thünen-Typologie als wesentlich ländlicher kategorisiert wird. Auch in der biographischen Retrospektive müssen Abstufungen nicht identisch sein: Der gleiche Ort wird von Gaby nach Jahren der Abwesenheit anders bewertet als für einen früheren Wohnzeitpunkt. Ob dies auf eine Veränderung ihrer subjektiven Wahrnehmung oder des Ortes selbst zurückzuführen ist, bleibt unklar (vgl. Abbildung 6, Kapitel 4.2.3). Solche Bewertungen fallen also subjektiv anders aus als Indikatoren basierte Typologien wie z. B. die Thünen-Typologie (Küpper, 2016), die wir der Abgrenzung unserer Samples „Großstädte“ bzw. „Ländliche Räume“ zugrunde gelegt haben.

Die Bewertung innerhalb der unterschiedlichen Raumkategorien wirkt sich auf Wohnstandortentscheidungen aus, indem sie die **Eingrenzung der Suchradien beeinflusst**. Hendrik hat seit seinem Auszug aus dem Elternhaus in vielen Städten gelebt und ist zehn Mal umgezogen. Deshalb kann er nun einschätzen, in welchen Städten er gut leben kann oder nicht:

„[I]ch habe wirklich oft an vielen Orten gewohnt und oft die Städte auch gewechselt. Ich glaube, ich habe schon eine ganz gute Einschätzung, was mir als Stadt geht und was nicht geht. Auch hier diese [Großstadt in Niedersachsen]-Phase, die hat mir so total gar nicht gefallen. Es war mir einfach viel zu klein, viel zu eng, bei einem großen Arbeitgeber in einer kleinen Stadt, fand ich furchtbar. Wenn ich irgendwie abends im Fitnessstudio halt unter der Dusche irgendwelche Kollegen treffe- nein, das geht gar nicht. Und das wollte ich nicht mehr. Das heißt, eine Stadt mit einer nennenswerten Größe. Ich wäre zum Beispiel auch- nach Frankfurt wäre ich zum Beispiel sicherlich auch gegangen.“ (Hendrik, Pos. 159)

Auf diese Städte begrenzt er dementsprechend seinen Suchradius bei einem Arbeitsstellenwechsel.

4.4.4 Städtische und ländliche Elemente in der Alltagspraxis

Jenseits dichotomer Zuschreibungen werden städtische und ländliche Elemente im Alltag verbunden. Dabei geht es um die Nutzung der Gelegenheitsstrukturen und Möglichkeitsräume beider Raumkategorien.

Bestimmte Wohnumgebungen in Großstädten und suburbanen Räumen werden als ländlich erlebt bzw. es wird ihnen ein **ländlicher Charakter** zugeschrieben. Sie ermöglichen es, zugleich ländlich zu wohnen und die Annehmlichkeiten der Stadt schnell erreichen zu können:

„[A]lso die andere Rheinseite von Duisburg ist auch noch etwas grüner, auch etwas ruhiger, also wenn man sich da ein bisschen rauszieht, dann geht das, ja, dann hat man auch wieder so ein bisschen ländlicher Raum, und eben auch wieder diese, dieses Mittelding halt, ja, mal eben schnell in der Stadt sein und alles haben.“ (Nils, Pos. 65)

Dies wurde oft als Wohnwunsch für die Zukunft von den jungen Leuten im großstädtischen Sample formuliert, um zwar noch von den Vorteilen der Stadt zu profitieren, aber den Nachteilen etwas zu entgehen. In kleinerem Maßstab wird dies ebenso versucht, indem für die Zukunft weniger zentrale Stadtteile in Betracht gezogen werden, wie oben beschrieben (vgl. Kapitel 4.4.1). Ein weiteres Beispiel für diese Anpassung an sich wandelnde Wohnbedürfnisse in den Lebensphasen nach der Ausbildung bzw. dem Studium ist die „innere“ Suburbanisierung (Frank, 2014). Natalie zieht mit ihrem Partner in einem Stadtteil in der Düsseldorfer Innenstadt zusammen. Dort ziehen sie allerdings in einen abgeschlossenen Neubaukomplex mit Innenhof und hoffen, dort eine ähnliche Nachbarschaft zu finden wie früher im Dorf, wo beide aufgewachsen sind: *„Wir kennen das ja auch nicht anders von früher, von zu Hause, ja, insofern hoffe ich, dass das jetzt besser wird in der neuen, in dem Komplex, genau“* (Natalie, Pos. 91). Dies ist zurückzuführen auf den Wunsch, in Düsseldorf zu bleiben, da sie die „kulinarischen Highlights“ (Pos. 101) und auch das „Schickimicki“ (Pos. 101) mögen, aber offenbar lieber abgeschlossen wohnen würden, wie in ihrer Kindheit in einem ländlichen Raum im Sauerland.

Genau die Kombination der beiden Welten wird von einigen Interviewten abgelehnt. So kritisiert Kim das „Dorffeeling“ (Pos. 21) in einem Kölner Stadtteil, was sie insbesondere mit der schlechten Anbindung und peripheren Lage des Stadtteils verbindet. Die verkehrliche Anbindung wird als entscheidender Nachteil solcher Standorte bewertet: *„Da, wo wir draußen gewohnt haben in [Großstadt in Niedersachsen], da fahren abends dann auch keine Busse mehr. Da musste man dann mit der Stadtbahn fahren und noch eine halbe Stunde laufen“* (Thomas, Pos. 83). Zugleich würden diese Stadtteile oder Orte doch nicht die Ruhe bieten, die ländliche Räume offerieren: *„Man wohnt dann auf dem Dorf. Muss aber den Stress in der Stadt trotzdem haben. Und umgekehrt auch wieder. Und man irgendwie doch nie die Ruhe, die man haben könnte“* (Stefan, Pos. 32). Die Frage der

räumlichen Mobilität ist damit auch an diesen Standorten am Stadtrand ein zentraler Aspekt, denn hier zu wohnen wird zum Teil erst durch die Pkw-Verfügbarkeit, die eigentlich abgelehnt wird, ermöglicht.

Der **Lebensalltag** kann zum anderen so über mehrere Orte (Wohnort, Arbeitsorte, Wohnorte von Verwandten und Freund*innen) verteilt werden, dass mehrere Raumtypen und damit ihre **Gelegenheitsstrukturen und Standortofferten** verknüpft werden. Ralf und Gaby, deren Wohnbiographie in Kapitel 4.2.3. eingehender beschrieben wurde, haben dies in ihrem Alltag umgesetzt. Am Stadtrand hatten sie nacheinander zwei unterschiedliche Wohnstandorte, an denen sich diese unterschiedlichen Bedürfnisse nach Grün und Ruhe, aber auch nach sozialen Kontakten und Aktivitäten gut verbinden ließen: *„In [Großstadt in Niedersachsen] haben wir am Stadtrand gewohnt, praktisch fast im Grünen, der Wald war auch nicht weit weg, sodass man immer ein bisschen Grün hatte und Stadtleben hatte, wie man es eben gerade wünschte“* (Ralf, Pos. 18). Da sie erst vor kurzem an einen ländlichen Ort umgezogen sind, stellt sich für Gaby die Frage, wie sich der Lebensalltag mit den unterschiedlichen Orten in Zukunft entwickeln wird:

„Man muss eben gucken, wie man das so regelt, wie viel man dann noch in [Großstadt in Niedersachsen] ist. Und ich denke zu guten Freunden behält man ja den Kontakt. [...] Und das ist ganz spannend, wie sich das auf Dauer so entwickelt, ob man den Schwerpunkt in [Großstadt in Niedersachsen] behält, also im Moment ist bei noch in [Großstadt in Niedersachsen] aber vielleicht verlagert es sich dann irgendwann.“ (Gaby, Pos. 129)

Dieser Lebensalltag ist dynamisch und wird den jeweiligen Wohnorten und sonstigen relevanten Orten angepasst.

Auch das **multilokale Wohnen** bietet die Möglichkeit, städtische und ländliche Wohnorte zu verbinden und deren Standortofferten zu nutzen. Das Beispiel von Harke verdeutlicht, dass in einem solchen Fall die Zuschreibungen an die Raumkategorien nicht so eindeutig positiv oder negativ belegt sind wie in anderen Interviews. Zumindest seit der Aufnahme seines Studiums in Hamburg finden sich immer wieder Bezüge zwischen unterschiedlichen Raumkategorien. Dies spiegelt sich auch in der Bewertung der multilokalen Lebensführung zwischen Düsseldorf und dem Dorf in Norddeutschland: *„Das ist ja dann auch die, so die Mischung, am Wochenende sehr ländlich, und dann in der Woche eben sehr städtisch, und das ist eigentlich eine ganz gute Mischung. Ich hab, Garten find ich toll, ja, also ich hab da Gartenarbeit am Wochenende, ist Entspannung pur, ja, das passt so“* (Harke, Pos. 189). An Stadt finden sich ansonsten kaum Zuschreibungen, wobei städtisch und ländlich eher als „Gegenwelten“ (Hilti, 2013), deren unterschiedliche Standortofferten zu „genießen“ (Harke, Pos. 151) sind, denn als Kontrahenten erscheinen. Die Wohnung in Düsseldorf wurde intendiert als Kontrast im Sinne einer Gegenwelt zum Haus in Norddeutschland gewählt: *„wenn mit unserer Wochenendpendlerei wir das auch mal anders herum machen, dass meine Partnerin herkommt, dass man sagt, man kann auch mal so Wochenende in der Stadt machen, das war auch mit ein Faktor für die Lage. [...] Also auch ein bisschen dann am Wochenende die Stadt genießen können, das spielte dann auch eine Rolle“* (Pos. 151).

Verbindungen zum ländlichen Heimatort werden beispielsweise durch regelmäßige Besuche bei der Familie und Freund*innen sowie Vereinsaktivitäten aufrechterhalten (vgl. Kapitel 4.2.4). Auch die jeweils anderen Standortofferten werden gern genutzt. Für Natalie war dies gerade in der ersten Zeit in Düsseldorf, als sie sich noch sehr fremd gefühlt hat, wichtig: *„[I]ch bin zwar öfter an verschiedenen Wochenenden zu meiner Familie gefahren, um einfach dort auch wieder dieses Ländliche zu haben, meine Familie um mich.“* (Natalie, Pos. 9)

In umgekehrter Richtung werden **Besuche in der Stadt** als „Highlight“ konzipiert, um die städtischen Annehmlichkeiten zu nutzen. Hier wurden einerseits regelmäßige Besuche zum Einkaufen beschrieben, bei denen die Einkaufsgelegenheiten im Vordergrund stehen und die Zentralitätsvorteile größerer Siedlungen genutzt werden:

„[E]s war immer so ein Highlight für meine Mutter, einmal in der Woche in die nächste Kleinstadt so nach [Kleinstadt in Niedersachsen] zu fahren. Da ist ein riesen Edeka, super Angebot, es ist auch noch ein Baumarkt in der Nähe, wo sie sich dann mit irgendwie Gartensachen versorgen konnte, und so läuft das nach wie vor, meistens zum Ende der Woche hin wird da dann eingekauft, und sonstiges erledigt. Volksbank-Besuch, die es ja nicht mehr gibt bei uns, das ist dann immer ihr Wochenausflug, der sich auch in die Länge dehnt.“ (Sabine, Pos. 125)

Zum anderen können dies eher unregelmäßige Besuche sein, um die kulturellen Annehmlichkeiten der Stadt zu genießen. Sandra beschreibt, wie diese Besuche regelrecht zelebriert und inszeniert werden:

„Früher, wenn wir zum Musical nach Hamburg gefahren sind, ne, dann hat man sich zu Hause, dann hat man sich die ganze Zeit darauf gefreut. [...] Man hat das lange geplant. Dann zieht man sich schick an. Dann setzt man sich ins Auto, man fährt zweieinhalb Stunden. Man ist aufgeregt, ah, was wird das, das wird, ne. (lacht) Dann ist man erst mal beeindruckt von dem ganzen kulturellen, ja, was man da halt so geboten bekommt. Danach fährt man entweder ins Hotel, oder man fährt wieder zurück, und unterhält sich über diese tolle Erfahrung.“ (Sandra, Pos. 53)

Durch diese Besuche kann **eine individuell passende Kombination ländlicher und städtischer Gelegenheitsstrukturen und Möglichkeitsräume** hergestellt werden. Der ländliche Wohnort wird so gezielt um die gewünschten urbanen Gelegenheitsstrukturen und Annehmlichkeiten ergänzt. Der zeitliche Rhythmus dieser Besuche entspricht den individuellen Bedürfnissen und Anforderungen: *„Von daher, ich fahre lieber dann vom ländlichen, ruhigen, wenn ich es brauche, für einen Theaterbesuch oder so, einmal nach [Großstadt in Niedersachsen] oder [Großstadt in Niedersachsen] oder so, habe aber mein Leben hier in der Ruhe, anstatt das umgekehrt. Also das ist mir so lieber“* (Monika, Pos. 111).

Generell kann die **Unzufriedenheit mit der Raumkategorie des Wohnortes** zu vermehrten Abwesenheiten vom Wohnort und Besuchen in anderen Raumkategorien führen, um die empfundenen Defizite der Raumkategorie des Wohnortes zu kompensieren. Hendrik hat für einige Zeit in einer niedersächsischen Großstadt gelebt und ist häufig an den Wochenenden verweist: *„Ich hatte wirklich den Eindruck, ich verpasse hier mein Leben. Und das war nicht gut. Ich bin auch ständig*

weggefahren. Ich bin ständig überall hin. Ich bin nach Hamburg zurückgefahren, nach Berlin gefahren“ (Hendrik, Pos. 175). Allerdings empfand er dies nicht als Bereicherung, sondern als zusätzliche Belastung und ist schließlich in die gewünschte Raumkategorie gewandert. Diese zeitweiligen Abwesenheiten vom Wohnort können ebenfalls als eine Form der multilokalen Lebensführung gedeutet werden (Tippel, 2019). Es gibt also unterschiedliche Strategien, urbane und ländliche Gelegenheitsstrukturen und Möglichkeitsräume miteinander zu verknüpfen oder dies auch gezielt zu vermeiden.

4.4.5 Zwischenfazit

Die Zuschreibungen an und Erzählungen über die beiden Raumkategorien „Großstädte“ und „Ländliche Räume“ sind erstaunlich dichotom und widersprechen wissenschaftlichen Debatten zur Auflösung von Unterschieden, wechselseitiger Durchdringung und eines komplexen Stadt-Land-Kontinuums (Champion und Graeme, 2004).

Diese dichotomen Bewertungen urbaner und ländlicher Wohnstandorte stehen im Zusammenhang mit der Lebensphase, der individuellen Bewertung von Alltagsmobilität, dem biographischen Erfahrungshorizont und wirkmächtigen normativen Vorstellungen. In einer jungen Lebensphase wird das Ausgehen und Unterwegssein positiv bewertet, während in der familialen Phase die Bewältigung des Alltags im Vordergrund steht und im Alter das Zuhause-Sein und Heimkommen an Bedeutung gewinnen. Ein Großteil der beschriebenen, mit (Groß-)Städten assoziierten Merkmale kennzeichnet vor allem die Innenstadtbereiche. Ihre Vorteile werden als Gelegenheitsstruktur und Möglichkeitsraum beschrieben – ihre in den Interviews ebenfalls thematisierten Nachteile können durch den Umzug in weniger innenstadtnahe Stadtteile vermieden werden, womit aber auch die assoziierten Vorteile weniger zum Tragen kommen. Wohnen in Innenstadtbereichen ist meist temporär angelegt, in späteren Lebensphasen werden innerstädtische, aber nicht zentrale Stadtteile oder aber suburbane oder ländliche Wohnstandorte bevorzugt. Dies kann auch Gebiete umfassen, die Merkmale der inneren Suburbanisierung aufweisen. Die Zuschreibungen beziehen sich also meist auf einen kleinen Ausschnitt der jeweiligen Raumkategorie; sie scheinen damit auch der Komplexitätsreduktion vielschichtiger Raumkategorien zu dienen. Angesichts einer angenommenen Destandardisierung des Lebenslaufs und Individualisierungstendenzen ist es bemerkenswert, wie wirkmächtig diese normativen Vorstellungen sind. Die Zuschreibungen erfolgen vor dem Hintergrund des subjektiven Erfahrungshorizonts, so sind viele der Deutungen dessen, was als Schattenseiten einer Raumkategorie verstanden wird, mit dem jeweils Gewohnten und der Abweichung davon verbunden. Doch die feinkörnigeren Zuschreibungen innerhalb der Raumkategorien und die Nutzung sowohl städtischer als auch ländlicher Gelegenheitsstrukturen verweisen auf die Kombination der jeweiligen Standortofferten entsprechend individueller Bedürfnisse jenseits normativer Überzeugungen.

Nicht zuletzt ist es vorstellbar, dass auch unser methodischer Ansatz und die Einführung dessen im Vorspann der Interviews zu polarisierten Stadt-Land-Beschreibungen anregten. Zudem könnten die dichotomen Zuschreibungen und Erzählungen mit einigen Limitationen des Samples in

Zusammenhang stehen. In ländlichen Räumen ist es uns mit einer Ausnahme nicht gelungen, Mieter*innen für Interviews zu gewinnen, sodass die Perspektive ländlicher Räume eine Eigenheimperspektive ist, die deren Vor- und Nachteile überbetonen könnte. Umgekehrt ist es uns nicht gelungen, in den beiden Großstädten Wohneigentümer*innen zu rekrutieren. Die städtische Perspektive wird daher aus Sicht von Wohnungsmieter*innen erzählt. Das folgt den Ausführungen von Gatzweiler et al. (2012) zum Wohnstatus in Abhängigkeit zur Stadtgröße. Demnach überwiegen in Großstädten Mietverhältnisse, wohingegen Kleinstädte und Landgemeinden aufgrund des höheren Anteils an Ein- und Zweifamilienhäusern in hohem Maße durch selbstgenutztes Wohneigentum geprägt sind (ebd.). Da in der Stadt zudem ausschließlich Neuzugezogene interviewt wurden, wurde möglicherweise insbesondere eine jüngere und mobile Altersgruppe angesprochen, die eine entsprechende Sicht auf Großstädte vertritt. Denn natürlich leben auch in Großstädten Menschen jedes Alters, diese zählen aber vermutlich eher zu den Gebliebenen und wurden auf Grund unseres methodischen Zugangs (vgl. Kapitel 3.1) nicht einbezogen.

5 Diskussion

Ausgehend von den in Kapitel 2.5 genannten Forschungsfragen stellen wir zentrale Ergebnisse unserer Untersuchung im Folgenden komprimiert dar und diskutieren sie unter Rückbezug auf die konzeptionellen Vorüberlegungen (Kapitel 5.1). Anschließend reflektieren wir unser methodisches Vorgehen und diskutieren seine Vor- und Nachteile (Kapitel 5.2).

5.1 Rückbezug auf die Forschungsfragen

5.1.1 Wie verändern sich Wohnansprüche im Lebensverlauf?

In den 37 Wohnbiographien, die im Rahmen unseres Forschungsprojektes vertieft ausgewertet wurden, spielten die in der Wanderungs- und Mobilitätsforschung seit langem beachteten **alterschronologischen Statuspassagen** (wie der Auszug aus dem Elternhaus, der Berufseinstieg, die Familiengründung oder der Renteneintritt) eine wesentliche Rolle. Solche tiefgreifenden Veränderungen der Lebenssituation, aber auch ihre zeitliche und diskursive **Vorwegnahme** begründen wiederkehrende Neubewertungen des jeweiligen Wohnstandorts mit dem Partner/der Partnerin, im Familienhaushalt oder mit subjektiv bedeutsamen anderen Personen. Die damit verbundenen Abwägungen und Aushandlungsprozesse münden jedoch nicht ausschließlich in **Wanderungen** (*decisions (where) to move*), sondern führen auch zu bewussten **Bleibeentscheidungen**, wie vorläufig oder längerfristig diese auch sein mögen. Mit unserem wohnbiographischen Zugang war es den Befragten möglich, die unterschiedlichen Handlungsoptionen (vgl. auch oben Abbildung 1) zu benennen und in ihrer Entstehung und mit ihren Folgen zu erläutern.

Wir interessierten uns in unseren Auswertungen nicht nur dafür, ob und warum sich Wohnansprüche im Lebensverlauf wandeln, sondern auch wie dies erfolgt. In vielen Wohnbiographien und Erzählungen spiegelt sich die Idee einer **Wohnkarriere** (*laddering*; Lux et al., 2018) wider, d. h., dass möglichst mit jeder alterschronologischen Lebensphase Verbesserungen beispielsweise hinsichtlich der Wohnungsgröße und Ausstattung, aber auch des Wohnstatus (in einer Wohngemeinschaft oder allein, zur Miete oder zum Eigentum) angestrebt wurden. Eine solche Verbesserung wird meist durch Wohnmobilität erreicht. Die konkreten Wohnvorstellungen sind zum einen von Kindheits- und Jugenderfahrungen, also vom **Ort des Aufwachsens**, geprägt. Dies kann sich in einer Rückkehr an diesen Ort oder einem Verbleib widerspiegeln. Allgemeiner gesprochen geht es um biographische Erfahrungen, zu denen man sich individuell positioniert und gegebenenfalls abgrenzt – etwa mit Bezeichnungen als „Stadt-“ oder „Landkind“, die so oder in anderer Formulierung von Franziska, Julia, Harald, Nils, Philipp, Thomas und Tobias verwendet wurden. Diese Selbstbezeichnungen lassen sich zugleich als Beispiele für eine lineare Zeitkonstitution in der Wohnbiographie (Weidenhaus, 2015) deuten, d. h. als einen durch die Befragten erfolgenden Rückbezug auf eine Wohnform in der Vergangenheit, die für sie das Wohnen der Gegenwart als geradezu zwangsläufig erscheinen lässt. So werden sie auch zur Rechtfertigung **lebensphasenabhängiger Wohnpräferenzen**, etwa der Rückwanderung in ländliche Räume im Zuge einer Familiengründung oder ein

Verbleib in der Großstadt (vgl. Kapitel 5.1.4), verwendet. Zum anderen werden vorgestellte und angestrebte Verbesserungen des Wohnstandards von konkreten Wohnerfahrungen beeinflusst. Diese dienen als Orientierung, und hinter sie soll möglichst nicht zurückgegangen werden (hier sei erneut an Paulas „*Erfurt-Standard*“ erinnert).

Dass es sich bei der Wohnkarriere um eine **normative Überzeugung** handelt, wurde etwa am Beispiel von Anne deutlich, die die Nicht-Verbesserung ihres Wohnstandards im Verlauf ihrer beruflichen Karriere von sich aus rechtfertigte. Zwar ist eine gewisse soziale Selektivität unseres Samples hervorzuheben (vertreten sind überwiegend Befragte mit mittlerem und höherem sozialem Status), doch fand sich die Idee einer Wohnkarriere teilweise bereits in Lebensphasen mit geringen Einkommen. Zugleich – auch das haben die wohnbiographischen Erzählungen gezeigt – werden Wohnambitionen durch die Sozialisation und das soziale Umfeld geprägt. Ein Motiv – bzw. eine soziale Norm des „guten“ oder „richtigen“ Wohnens – ist mit Blick auf die individuell höchst unterschiedlichen Wohnkarrieren besonders auffällig: das Ziel des **selbstgenutzten Eigenheims** in einem als (quasi-)ländlich imaginierten, nicht selten suburban gelegenen Wohnumfeld möglichst mit Familiengründung. Hier überlagern sich Normen des guten Wohnens mit anderen sozialen Normen, beispielsweise einer guten Elternschaft oder einer guten Kindheit. Die Norm, eine gute Kindheit könnte nur im ländlich oder suburban gelegenen Einfamilienhaus stattfinden, ist sehr wirkmächtig. Jens beispielsweise erläuterte im Interview, warum er es für akzeptabel hält, dass Kinder in einer Stadtwohnung aufwachsen – ohne dass danach gefragt worden wäre. Den Gebliebenen in unserem Sample galt das selbstgenutzte Eigenheim als über längere Zeit optimales „Ende“ ihrer Wohnkarriere. Dass dem nicht so sein muss, zeigt etwa das Beispiel von Sabine, die in der Vorwegnahme der Statuspassage Renteneintritt neue Ansprüche an ein gutes Wohnen formuliert und dafür plant, ihr Eigenheim zu verlassen – ob dies dann tatsächlich erfolgt, lässt sich nicht vorhersagen. Wie bei jeder Wohnstandortentscheidung (hier: der Kauf eines Eigenheims oder der Verbleib) spielen neben persönlichen Präferenzen und Relevanzsetzungen (etwa bezogen auf den täglichen Aktionsraum) die verfügbaren finanziellen Ressourcen eine zentrale Rolle. Die ebenso erfolgenden Abgrenzungen von dieser Norm bestätigen lediglich ihre Wirkmächtigkeit, wie die Beispiele Anne und Jens zeigen.

5.1.2 Welche Rolle spielen weitere Faktoren für Wohnstandortentscheidungen?

Biographische Erzählungen strukturieren sich oft entlang der oben genannten alterschronologischen Lebensereignisse, und autobiographisch orientierte Erzählimpulse – wie sie in narrativen Interviews üblich sind und wie auch wir sie in unseren Interviews verwendet haben – zielen genau auf eine solche Alterschronologie ab (Schütze, 1983). Dies zeigen auch die für diese Studie aufbereiteten Zeitstrahlen von Sandra, Harke, Gaby, Kerstin und Thomas. In einer wohnbiographischen Perspektive wird jedoch deutlich, dass es neben alterschronologischen Statuspassagen weitere Faktoren und Auslöser für Wohnstandortentscheidungen gibt, die in unterschiedlichen Momenten der Biographie auftreten können und sich anders als alterschronologische Ereignisse nur selten vorwegnehmen lassen. Dazu zählen auf der **persönlichen Ebene** Wünsche nach einer Veränderung

oder einem Neuanfang, Überbrückungszeiten, Lebenskrisen, Gelegenheiten und Zufälle sowie berufliche Veränderungen. Hinzu kommt der Freundes- und Bekanntenkreis, der Suchräume und die Entscheidung für einen bestimmten Wohnstandort (*decision where to move*) ebenso wie Rückkehrentscheidungen an einen früheren Wohnort beeinflussen kann. Als **überindividuelle Faktoren** sind die Lage auf den Wohnungs- und Immobilienmärkten und gesellschaftliche Krisen, wie die in unseren Interviews punktuell thematisierte COVID-19-Pandemie³⁰, zu nennen. Auch diese Ereignisse und Entscheidungssituationen können stets in einen Verbleib am Wohnstandort münden – weshalb sie in standardisierten Abfragen, die auf Wohnstandortveränderungen orientieren, ungesagt und deshalb unsichtbar bleiben (vgl. bereits Jessen et al., 1978: 524). Doch auch in Interviews werden Bleibereisungen meist weniger ausführlich geschildert als Wanderungen oder Umzüge – allerdings ist zu vermuten, dass dies auch am konkreten Erzählimpuls liegt (vgl. dazu auch die Überlegungen in Kapitel 5.2). Sabine stellte in unserem Sample mit ihrer intensiven retrospektiven Auseinandersetzung mit dem Bleiben, den in der Vergangenheit möglichen Handlungsalternativen und den für das Bleiben wesentlichen Erwartungen ihres sozialen Umfelds eine Ausnahme dar.

Die Entscheidung, an einem Wohnstandort zu bleiben, kann damit verbunden sein, dass ein Haushaltsmitglied zum Arbeiten an einen anderen Ort pendelt und somit ein **multilokales Alltagsarrangement** begründet wird. Dies verweist zum einen darauf, dass Gehen und Bleiben nicht nur als einander ausschließende Handlungsalternativen zu denken sind und dass ihre Kombination in einer Wohnbiographie bzw. einem Haushalt möglich ist. Zum anderen zeigt sich in allen Entscheidungsprozessen das Verwobensein eigener Abwägungen mit den (vorgestellten) Auswirkungen einer Wanderung auf andere – ob Partner*in, Freund*innen, Bekannte oder Familienmitglieder (*linked lives*; Findlay et al., 2015).

Die starke Orientierung der Wohnmobilitäts- und Wanderungsforschung an (alterschronologischen) Statuspassagen ist somit richtig und wichtig, aber bei weitem nicht hinreichend. Krisen, Zufälle und subjektive Neuanfänge verweisen auf die **Nicht-Linearität von Wohnbiographien** ebenso wie sie Vorstellungen und normative Überzeugungen einer allgemeingültigen Wohnkarriere aufbrechen. Solche Vorstellungen spiegeln sich auch in tradierten Begrifflichkeiten der Wanderungsforschung wider, wie beispielsweise die „Familienwanderung“ (für die unter 18-Jährigen und damit implizit ihre Eltern; vgl. oben Fußnote 14) oder die „Arbeitsplatzwanderung“ (für die 25- bis unter 30-Jährigen) (vgl. z. B. BBSR, 2021b). So prägnant diese Bezeichnungen sind, so **eindimensional** sind sie auch, denn häufig gibt es in diesen (und anderen) Altersgruppen nicht den einen auslösenden Anlass oder Grund für eine Wanderung. Ebenso sind die **tradierten Altersspannen** zu hinterfragen, denn auch jenseits der Altersgrenze von 30 Jahren gibt es arbeitsplatzbezogene und Berufseinstiegswanderungen, und Wohneigentum in suburbanen oder ländlichen Räumen wird auch in höheren Altersklassen gebildet.

³⁰ Die kurz-, mittel- und langfristigen Folgen der COVID-19-Pandemie für individuelle Wohnstandortentscheidungen und damit möglicherweise veränderte Wanderungs- und Räumuster sind derzeit noch nicht seriös abschätzbar. Für erste kleinräumige Analysen am Beispiel Nordrhein-Westfalens für 2020 vgl. Osterhage und Albrecht (2021: 6), für eine globale Perspektive auf Folgen der Pandemie für residentielle (Nicht-)Mobilität vgl. Martin und Bergmann (2021).

5.1.3 Wie laufen wanderungs- und bleibebezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse in Haushalten ab?

Jede Wohnstandortentscheidung ist ein multidimensionaler und komplexer Abwägungsprozess, der in hohem Maße von **sozialen Einbettungen und Abhängigkeiten** beeinflusst wird. Dies betrifft zunächst den eigenen Haushalt, wenn bei einem Mitglied beispielsweise berufliche Veränderungen anstehen oder gesundheitliche Probleme auftreten. Doch geht die Idee der *linked lives* (Findlay et al., 2015) weit über den individuellen Haushalt hinaus: Bei (noch) nicht zusammenlebenden Paaren sind nicht nur die eigenen Lebensereignisse für eine Wohnstandortentscheidung relevant, sondern auch die der Partnerin/des Partners. Scheidungskinder binden, wie bei Harke, zumindest temporär an bestimmte Orte. (Schwieger-)Eltern erwachsener Kinder können einen Halte- und Bindungsfaktor an einem Wohnort bzw. Wohnstandort darstellen (wie bei Gaby oder Elke), sie können aber auch im Falle der eigenen Familiengründung ein Rückkehrgrund sein (etwa im Falle von Sandra oder Andrea). Wie bei Gaby und Christian kann aber auch das Erbe einer Immobilie im Familieneigentum ein Rückkehrgrund sein. Auch räumlich weiter gespannte persönliche Netzwerke und die Erreichbarkeit subjektiv wichtiger Personen spielen bei Bleibe- und Wanderungsentscheidungen eine Rolle.

Dennoch ist der Haushalt (im Falle eines Zusammenwohnens von mindestens zwei Personen) die wesentliche Arena, in der Abwägungs- und Aushandlungsprozesse ablaufen. Hier werden die **intersubjektiv nicht immer identischen Kriterien** guten Wohnens verhandelt, Mängel des aktuellen Wohnstandorts und der Wohnung diskutiert, Restriktionen abgewogen sowie Ressourcen und Optionen bewertet. Solche Abwägungen und Aushandlungen können sich über Jahre hinziehen und vorläufig oder wiederholt zu einem Verbleib führen. Doch auch nach realisierten Wanderungen oder Umzügen kehren Überlegungen über alternative Wohnoptionen zurück. Sowohl bei einer Bleibe- als auch bei einer Mobilitätsentscheidung halten sich die Partner*innen beispielsweise die Möglichkeit einer Rückkehr an einen früheren Ort oder die Wanderung an einen anderen offen und versichern sich gegenseitig dieser Option regelmäßig. Damit bleiben alternative Wohnstandortentscheidungen latent oder explizit in der Diskussion und sind Teil des Haushaltsalltags.

Wohnstandortentscheidungen gehen mit **Kompromissen** einher. Diese werden nicht nur in Bezug auf Wohnstandards, Lage oder Kosten gemacht, sondern sind auch Kompromisse im Haushalt bzw. der Partnerschaft sowie für den gemeinsamen Haushalt. Auch wenn sich die **Geschlechterarrangements** in zweigeschlechtlichen Partnerschaften in den letzten Jahrzehnten deutlich geändert haben (Tuitjer, 2016), zeigt sich in unserem Sample bei der Entscheidungsfindung immer noch eine männliche Dominanz. Das kann verschiedene Gründe haben, so z. B. das höhere Alter des Mannes und der damit verbundene fortgeschrittene Berufskarriereabschnitt (wie bei Franziska und ihrem Freund oder Lisa und Holger) oder der Vorrang der beruflichen Perspektiven des Hauptverdieners wie im Fall von Harald und Bene.

Unser Sample bot durch die sieben **Paarinterviews** punktuell Gelegenheit, nicht nur die subjektiven Bewertungen einer Person und ihre Wahrnehmungen der Einschätzungen des Partners/der Partnerin zu erheben, sondern auch direkt im Interview beide Sichtweisen einfließen zu lassen. In

einem Nebengespräch haben die Partner*innen im Dialog oft „intern“ die unterschiedlichen Sichtweisen beleuchtet und haben anschließend den gefundenen Kompromiss gegenüber der Interviewerin geäußert. Das spiegelte während des Interviews die Prozesshaftigkeit und wechselseitigen Abhängigkeiten wie Beeinflussungen der Entscheidungsfindung wider.

5.1.4 Welche Bedeutung kommt den subjektiv gedeuteten Raumkategorien „Stadt“ und „Land“ in Wohnbiographien und Wohnstandortentscheidungen zu?

Die Prominenz der in den Wohnbiographien überwiegend **konträr dargestellten Raumkategorien** „Stadt“ und „Land“ ist auf den ersten Blick einer gewissen Selektivität unseres Samples zuzuschreiben. 32 der 37 Interviewpartner*innen sind in ihrem bisherigen Leben nicht nur mindestens einmal gewandert, haben also eine Gemeindegrenze überschritten, sondern wechselten ein- oder mehrmals von ländlichen in nicht-ländliche Räume (nach Thünen-Typologie; Küpper, 2016) bzw. in die umgekehrte Richtung. Nur fünf Befragte haben immer im gleichen Raumtyp gelebt, und einer von ihnen ist nie gewandert (aber zweimal innerhalb seiner Gemeinde umgezogen; vgl. Tabelle 2 in Kapitel 3.2). Dementsprechend spielen nicht-ländliche Räume im Verständnis der Thünen-Typologie, genauer: meist Großstädte bzw. Metropolen, in allen Wohnbiographien eine Rolle. Einen ähnlichen Befund präsentiert Rühmling (2022): Subjektive Verweise und Bezüge auf städtische Räume stellen eine zentrale Dimension (bei ihr: „Kernkategorie“) ihrer Typologie von Bleiberinnen in ländlichen Räumen dar (ebd.: 93–108). Im Gegensatz dazu haben zwölf der 17 Befragten des Samples „Großstädte“ (bislang) noch nie in ländlichen Räumen (nach Thünen-Typologie) gelebt. Allerdings ist hierbei anzumerken, dass die subjektiven Beschreibungen und Wahrnehmungen nicht immer mit der auf der Grundlage von statistischen Kennzahlen erfolgten Abgrenzung ländlicher Räume identisch sind (vgl. Kapitel 3.4 und 4.4.3 sowie Kreis, 2021).

Ausgehend von den konzeptionellen Überlegungen in Kapitel 2 argumentieren wir, dass dieses Übergewicht von großstädtischen im Vergleich zu „ländlichen“ Bezügen nicht zufällig ist, sondern dass sich darin ein **systematisches Muster** widerspiegelt: Angesichts der in ländlichen Räumen im Übergang zum Erwachsenenalter ausgeprägten Abwanderungsnorm (*mobility imperative*; Farrugia, 2016) bzw. gar „Abwanderungskultur“ (Leibert und Wiest, 2014: 28) und der räumlich selektiven Präsenz weiterführender Bildungsstätten und kultureller Einrichtungen gilt die **Großstadt** vielen als Ort, an dem man einmal gelebt haben muss, um im Leben voranzukommen. Eine Wanderung in die Großstadt wird in jedem Falle als folgerichtige Entscheidung gedeutet – sie ist also eine internalisierte Norm (*normative belief*), der zufolge ein Leben „in der Stadt“ in jeder Biographie vorgekommen sein sollte. Dabei verbindet sich „die Stadt“ im Sinne der Großstadt erstens mit der Idee des „Ausprobierens“, mit Möglichkeitsräumen, Gelegenheitsstrukturen und Spontaneität – so manche*r möchte hier bleiben. Zweitens finden sich auch weniger symbolisch aufgeladene Erzählungen: So kann aus einer (heute) ländlichen Perspektive eine vorherige Wohnstandortentscheidung für die Großstadt als Episode erzählt werden, die einfach zum Leben dazu gehört, und es gab nie den Plan, dort dauerhaft zu leben (wie etwa bei Monika). Auch aus (aktuell) großstädtischer Sicht gibt es pragmatischere Darstellungen: Dort fand sich eine subjektiv adäquate

Arbeitsstelle, stimmen Wohnen, Erreichbarkeiten und sonstige Notwendigkeiten des Alltags mit den subjektiven Vorstellungen überein. Ein Beispiel dafür ist Uwes multilokales Wohnen am Ende seines Erwerbslebens. Drittens schließlich verdeutlichen andere Erzählungen, dass mit der Chiffre „Stadt“ oft ein selektiver Ausschnitt erzählt wird: Es geht um bestimmte und nicht um alle Metropolen (in der publizistischen Debatte der vergangenen Jahre gern als „Schwarmstädte“ bezeichnet; Simons und Weiden, 2015) und in ihnen um einen Kernbereich, der in vielen Fällen bereits vorher mit starken positiven Assoziationen verbunden war, etwa aufgrund von Medienberichten. In den konkreten Stadterfahrungen finden sich auch gegensätzliche Erzählungen, etwa bei Elke, Nils, Franziska und Paula, in denen bestimmte Stadtbereiche als „Gefahr“ erlebt werden bzw. die mit dem Wandel der eigenen Lebenssituation ihre subjektive Attraktivität verloren.

Nimmt man **ländliche Räume** in den Blick, so verbindet sich damit – häufig in Verbindung mit der Statuspassage Familiengründung oder ihrer Antizipation – eine bestimmte Wohnform (das Einfamilienhaus) in Kombination mit Wohneigentumsbildung. Hier stellt die Immobilie meist das entscheidende Kriterium dar, während es im urbanen Raum die Lage ist. Nicht immer erfolgt die Erweiterung des Suchraums über die Großstadt hinaus und in ihr suburbanes Umland freiwillig, und oft ist die Wanderung in ein entfernteres Dorf mit ungeplanten Kompromissen etwa bei den Pendeldistanzen verbunden. Zum Wohnstandort „Land“ kann es somit auch als unbeabsichtigte Folge des Wunsches nach selbstgenutztem Wohneigentum kommen. Angesichts dieses **komplexen Wirkungsgefüges** und der einbezogenen Erwartungen des sozialen Umfelds ist kaum auszumachen, inwieweit die letztliche Wohnstandortentscheidung freiwillig oder unfreiwillig war, wie auch das nachträgliche Hadern Sabines veranschaulicht.

Jenseits der formulierten Stadt-Land-Unterscheidungen und Abgrenzungen lassen sich im Alltagshandeln vielfältige **raumtypenübergreifende Praktiken** identifizieren, die teils über Jahre oder gar Jahrzehnte aufrechterhalten werden. Besuche, Vereinsaktivitäten und multilokales Wohnen produzieren so eine individuell passende Kombination ländlicher und städtischer Möglichkeitsräume.

Die Zuschreibungen an die Raumtypen erfolgen vor dem Hintergrund des **subjektiven Erfahrungshorizonts**: So sind viele der Deutungen dessen, was als Schattenseiten eines Raumtyps verstanden wird, mit dem jeweils Gewohnten und der Abweichung davon verbunden. Biographische Erfahrungen und Referenzfolien bilden einen wichtigen Hintergrund, um Optionen zu beurteilen, Entscheidungen zu treffen und Situationen einzuschätzen, sodass bisherige Wohn- und Mobilitätserfahrungen zukünftige Mobilitätsentscheidungen entscheidend prägen. Dies wird deutlich, wenn mit Gewohnheiten argumentiert wird und Beschreibungen stets mit dem bisher Bekanntem in Beziehung gesetzt werden.

5.2 Methodische Reflexionen

Nicht nur konzeptionell, auch methodisch steht die Wohnmobilitätsforschung „auf den Schultern von Riesen“ (vgl. oben Kapitel 2). Diese inspirierte uns zu einer **Methodenvielfalt** innerhalb der qualitativen Interviews: Neben dem narrativen Einstieg und der nachfolgenden Rekonstruktion der

Wohnbiographie zunächst rein verbal, später mit Unterstützung eines händisch gezeichneten Zeitstrahls, der der Visualisierung wesentlicher Lebensereignisse einerseits sowie Wanderungen bzw. Umzügen andererseits diente (vgl. Abbildung 3), kam auch ein soziodemographischer Kurzfragebogen mit einer Abfrage der subjektiven Ländlichkeit aller bisherigen Wohnstandorte (vgl. Abbildung 8) zum Einsatz. Dieses aufwendige Vorgehen hat sich aus unserer Sicht bewährt: Der **narrative Beginn** („*erzählen Sie doch mal*“) zur Rekonstruktion der Wohnbiographie bereite den Boden für spätere Vertiefungen und ermöglichte den Befragten eigene Relevanzsetzungen, auf die die Interviewerin im weiteren Verlauf nochmals eingehen konnte. Das händische Ausfüllen des **Zeitstrahls als partizipatorisches Element** (Worth, 2011) regte zu weiterführenden Reflexionen, aber auch zu Korrekturen vorheriger Erzählungen an (Bentlin und Klepp, 2021). Der Zeitstrahl koppelt und illustriert auch den Befragten im Moment des Interviews die zeitlichen und räumlichen Dimensionen ihrer eigenen Wohnbiographie und deren Überlagerungen und regt zu erneuten Erläuterungen und Interpretationen an.

Auch diese Form der Erhebung von Wohnbiographien birgt Schwachstellen. So können sich durch die retrospektive Erzählung vorherige Erwartungen und tatsächliche Erfahrungen in der Narration überlagern, weshalb sie in der Analyse nicht immer unterscheidbar und rekonstruierbar sind. Einst ausschlaggebende Gründe, mögliche Postrationalisierungen und spätere Zuschreibungen lassen sich ebenfalls nicht immer eindeutig voneinander unterscheiden. Viele wohnbiographische Erzählungen erscheinen auf den ersten Blick sehr **schlüssig**, zum Teil geradewegs **zwangsläufig** und im Rahmen sozialer Normen, sind aber nicht frei von Widersprüchen und Kompromissen. Ziel der intensiven Analyse und Auseinandersetzung mit dem vorhandenen Material war es vor diesem Hintergrund, solche Zwangsläufigkeiten zu dekonstruieren sowie auf mögliche Postrationalisierungen und Ambivalenzen hinzuweisen.

Im Vergleich der **Erzählsequenzen** fällt auf, dass **Veränderungen des Wohnstandorts** meist ausführlicher dargestellt wurden als das **Bleiben**. Das liegt jedoch nicht daran, dass jedes Bleiben unhinterfragt erfolgt – vielmehr konnten wir zeigen, dass auch damit Abwägungs- und Aushandlungsprozesse einhergehen. Doch sowohl mit unserem Eingangsstimulus (zu erzählen, „*wann und wie Sie hierher – in diesen Ort und dieses Haus – gekommen sind*“, vgl. Kapitel 3.3) als auch mit dem Zeitstrahl erfolgte eine Einladung an die Befragten, Wohnstandortveränderungen besonderen Wert beizumessen. Mit einem anderen Eingangsimpuls – und einem dezidierten Bleibefokus der Forschung – lassen sich ausführlichere Bleibeerzählungen erzeugen (vgl. Rühmling, 2022).³¹ In diesen Erzählungen sind wiederum Fragen des Gehens von zentraler Bedeutung.

Die Datenaufbereitung und anschließende -auswertung erfolgte in Form von Transkriptionen, deduktiv-induktiver Kodierung, Portraiterstellung und standardisierter Visualisierung des Zeitstrahls. Insbesondere die Erarbeitung der **Portraits** erwies sich als sehr aufwändig, aber auch als ein

³¹ Rühmling (2022) zitiert am Beispiel eines Interviews ihren Eingangsstimulus wie folgt: „In meiner Arbeit interessier' ich mich für Frauen, die aufm Land wohnen und die auch schon immer aufm Land wohnen. Und möchte gern wissen, wie sie aufgewachsen sind, wie sie jetzt leben, wie so die Zukunftsvorstellungen sind“ (ebd.: 62). Ihre Interviews mit Bleiberinnen waren zwischen 55 und 170 Minuten lang (vgl. ebd.).

unabdingbarer Analyseschritt zur Sichtung und zum In-Zusammenhang-Bringen des umfangreichen Materials. Er bildete zugleich die Grundlage dafür, dass sich das Auswertungsteam vergleichend mit den Fällen und ihren Spezifika vertraut machen konnte. Die **graphische Aufbereitung der Zeitstrahlen** ermöglicht die Visualisierung von komplexen und vielfältigen Wohnbiographien, gerade, wenn man sie nebeneinander legt. Allerdings vermitteln sie aufgrund der ihnen innewohnenden Linearität auch den Eindruck einer vermeintlich schlüssigen Abfolge und Abgeschlossenheit von Wohnbiographien. So sind beispielsweise Rückwanderungen an einen Ort, an dem man früher schon einmal gelebt hat, graphisch nicht auf den ersten Blick erfassbar. Insofern kann ein Zeitstrahl nicht für sich stehen, sondern es ist stets erforderlich, ihn an die erzählte Wohnbiographie rückzubinden.

In einer kritischen Reflexion **des Samplings und des Samples** ist darauf zu verweisen, dass zum einen bestimmte soziale Gruppen nicht enthalten sind. Dazu zählen Mieter*innen in ländlichen Räumen oder selbstnutzende Eigentümer*innen in den Großstädten. Auch Altersgruppen und Lebensphasen sind ungleich verteilt – so fehlen z. B. ältere Befragte in den Großstädten, die seit langem dort leben. Nur wenige unserer Interviewpartner*innen haben nicht studiert. Niedrigeinkommensbezieher*innen sind in unserem Sample kaum vertreten. Auch auf die regionale Begrenztheit ist zu verweisen, was unter anderem dazu führt, dass bestimmte Regionen vor allem in Süd-, Südwest- und Ostdeutschland (außer Berlin) etwa als Bezugsräume möglicher Wohnstandortentscheidungen nicht vorkommen.

Schließlich konnten nicht alle in Kapitel 2 benannten Forschungslücken der bisherigen Wanderungs- und Bleibeforschung adressiert werden – so überwiegen auch in unserem Sample Einzel- über Paarinterviews. Die durchgeführten **Paarinterviews** zeigen Kompromisse sowie partiell unterschiedliche Deutungen bestimmter Wanderungs- oder Bleibeentscheidungen auf. In vielen Fällen ergänzten sich die Befragten in den Paarinterviews, streckenweise waren sie allerdings auch gehemmt. In gemeinsamen oder auch getrennten **narrativen Interviews** mit verschiedenen Mitgliedern eines Haushalts über ihre gemeinsamen Wohnstandortentscheidungen sehen wir ein großes Potenzial für weitere Forschungen.

Für **künftige standardisierte Erhebungen** ist auf Grundlage unserer explorativen Studie zu schlussfolgern, dass angesichts der Komplexität und Multidimensionalität vieler der hier untersuchten Wohnstandortentscheidungen (a) die Abfrage nur eines bzw. des Hauptgrundes für eine Umzugs-, Wanderungs- oder Bleibeentscheidung eine unzulässige Verkürzung ist und dass (b) die Beschränkung auf den Fall residentieller Mobilität die gleichwertige, aber als weniger erzählenswert erscheinende Alternative des Bleibens unberechtigterweise außen vor lässt (vgl. bereits Steinführer, 2004 sowie in jüngerer Zeit Stockdale und Haartsen, 2018; Lengerer und Steinführer, 2021 sowie Rühmling, 2022).³²

³² Auch in der standardisierten Bevölkerungsbefragung des KoBalD-Projektes, die 2020 durchgeführt wurde und sich zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Thünen Reports in der vertieften Auswertung befindet, bilden Gebliebene, d. h. hier Personen, die seit mindestens zehn Jahren an ihrem ländlichen Wohnstandort leben, eine der fünf Teilstichproben.

6 Fazit

Dieser Thünen Report nahm 30 leitfadengestützte, narrative Elemente enthaltende Interviews mit 37 Personen, darunter sieben Paarinterviews, zur Grundlage einer Untersuchung von Wohnstandortentscheidungen im Lebensverlauf. Die wohnbiographischen Erzählungen wurden ergänzt durch einen handschriftlichen und mündlich kommentierten Zeitstrahl wesentlicher Lebensereignisse und Wohnstandortveränderungen sowie einen standardisierten Kurzfragebogen. Eine Hälfte der Interviews fand in ländlichen Räumen, die andere Hälfte in Großstädten statt.

Die Interviews verdeutlichen, dass Wohnstandortentscheidungen – im Rahmen unserer Untersuchung: insbesondere Wanderungen in eine andere Gemeinde oder Stadt und das Bleiben an einem Wohnort – keine singulären Ereignisse sind. Vielmehr handelt es sich um wiederkehrende, revidier- oder zumindest anpassbare Entscheidungen, die im Kontext biographischer Erfahrungen, subjektiver Deutungen und Bewertungen, ökonomischer und kultureller Ressourcen, normativer Überzeugungen sowie sozialer Einbettungen getroffen werden. Sie werden von vorherigen Wohn- und Mobilitätserfahrungen beeinflusst und sind zugleich in die Zukunft gerichtet. Jede Wohnstandortentscheidung basiert auf einem Zusammenspiel der spezifischen Faktoren der jeweiligen Haushalts- und beruflichen Situation, der individuellen Ressourcen und eingehbaren Kompromisse sowie des Angebots auf den Immobilienmärkten, ist immer aber auch von situativen und emotionalen Aspekten beeinflusst.

Die Ergebnisse unserer Untersuchung sind vielfältig. Zusammenfassend möchten wir folgende Erkenntnisse herausstellen:

- (1) Wohnstandortentscheidungen manifestieren sich nicht nur als Gemeindegrenzen überschreitende **Wanderung** oder innerörtlicher **Umzug**. Auch das in der amtlichen Statistik unsichtbare **Bleiben** – das bei weitem nicht nur einen lebenslangen Verbleib an einem Wohnstandort, sondern individuell sehr unterschiedliche Wohnerfahrungen einschließlich residentieller Mobilität umfassen kann – stellt eine solche Entscheidung dar. Diese treffen viele Menschen mehrfach im Lebensverlauf, sie wird in Haushalten abgewogen und ausgehandelt. Wohnstandortentscheidungen finden somit innerhalb eines Kontinuums zwischen „Gehen“ und „Bleiben“ statt. Demzufolge erfasst eine dichotome Gegenüberstellung von Wohnmobilität und Sesshaftigkeit die Vielzahl von Wohnstandortentscheidungen nur unzureichend. Multilokale Lebensweisen, Pendeln oder auch das geplante temporäre Wohnen an einem bestimmten Ort beispielsweise in einer biographischen Übergangssituation sind **hybride Formen** von Wohnstandortentscheidungen und weitverbreitet. Diese Ergänzungen der Mobilitätsperspektive sind eine wesentliche **Weiterentwicklung der Wanderungsforschung**.
- (2) Wohnstandortentscheidungen werden von **vorherigen Wohnerfahrungen** geprägt – nicht nur in dem Sinne, dass in bestimmte Raumtypen oder an bestimmte Orte (wie das Elternhaus) zurückgekehrt wird, sondern auch durch bewusste Abgrenzungen von diesen. Sie dienen somit als **Referenzfolie** für spätere Lebensentscheidungen.

- (3) Die in zahlreichen Studien bereits untersuchten **alterschronologischen Lebensereignisse** (biographische Statuspassagen wie der Auszug aus dem Elternhaus, die Familiengründung oder -erweiterung und der Renteneintritt) sind weiterhin von zentraler Bedeutung für wohnstandortbezogene Abwägungs- und Aushandlungsprozesse. Sie bilden einen überindividuellen Rahmen, die Ausgestaltung einer Wohnbiographie ist jedoch stets einzigartig. Denn es gibt neben alterschronologischen Veränderungen **andere Lebensereignisse** (z. B. persönliche und gesellschaftliche Krisen, Gelegenheiten oder Zufälle), die ebenfalls ursächlich für Wohnstandortentscheidungen sein können, jedoch nicht planbar sind. Nicht nur bereits erfolgte, sondern auch **vorweggenommene Statuspassagen** sind wesentliche Auslöser von Wohnstandortentscheidungen.
- (4) Eine überraschende Erkenntnis war, wie stark das Wohnen und Wohnstandortentscheidungen von **normativen Überzeugungen** (*normative beliefs*) geprägt sind. Dazu zählen zum einen explizite, vermutete und antizipierte **Handlungserwartungen** aus dem sozialen Umfeld des Haushalts, der eine Wohnstandortentscheidung trifft. Dies können Erwartungen z. B. über eine Abwanderung zu Ausbildungszwecken, eine Rückkehr oder ein Bleiben bei Betreuungsnötigkeit der Eltern oder das Mitziehen mit dem Ehemann bzw. Partner sein. Zum anderen handelt es sich dabei um übergreifende **soziale** (oder gesellschaftliche) **Normen** eines guten Wohnens. Besonders wirkmächtig sind die Idee einer **Wohnkarriere** im Lebensverlauf (im Sinne einer stetigen Verbesserung der Wohnsituation) und die **Bildung von Wohneigentum**, die in der Vorstellung des selbstgenutzten Eigenheims („Einfamilienhaus“) an ländlichen oder suburbanen Standorten kulminiert.
- (5) Wohnbezogene Normen überlagern sich darüber hinaus mit **Geschlechternormen, Normen guter Elternschaft und glücklicher Kindheit**. In wohnstandortbezogenen Abwägungs- und Aushandlungsprozessen werden also nicht nur Wohn-, sondern auch **Lebensfragen** verhandelt. Die Wirkmächtigkeit unterschiedlicher normativer Überzeugungen (Handlungserwartungen des Umfelds und soziale Normen) zeigen sich nicht nur in ihrer Thematisierung, sondern auch – im Falle eines Anders-Handelns – in der Rechtfertigung und Abgrenzung von ihnen.
- (6) Entsprechend dem Ideal einer vorgestellten Wohnkarriere werden **Wohnbiographien** meist als folgerichtige, wenn nicht sogar zwangsläufige **Abfolge von Ereignissen** erzählt. Das Handeln entlang normativer Erwartungen wird als rationale Entscheidung dargestellt, während davon abweichende individuelle Überzeugungen, Widersprüche zu eigenen Lebenszielen oder ambivalente Haltungen eher nicht thematisiert werden. Zur Rekonstruktion von Wohnstandortentscheidungen, wo immer sie innerhalb des Kontinuums von Gehen oder Bleiben münden, ist es daher von großer Bedeutung, **Entscheidungsalternativen**, sich im Zeitverlauf ändernde **Suchräume und Wohnansprüche** sowie eingegangene **Kompromisse** nachzuzeichnen. Das ist nur mit einem wohnbiographischen Zugang und qualitativen Methoden oder einem *mixed-methods*-Design möglich.

- (7) Die Zuschreibungen an die subjektiv gedeuteten **Raumkategorien Stadt und Land** fallen erstaunlich verallgemeinert und dichotom aus. Innerhalb unterschiedlicher Raumtypen werden aber differenziertere Zuschreibungen vorgenommen – beispielsweise bezogen auf Großstädte unterschiedlicher Prägung und Position in der Städtehierarchie. Darüber hinaus verweisen verbreitete **raumtypenübergreifende Praktiken** und die Nutzung städtischer wie ländlicher Gelegenheitsstrukturen auf die Kombination individuell passender Standort-offerten jenseits dichotomer Zuschreibungen.
- (8) Aus einer **methodischen Perspektive** ist hervorzuheben, dass die von uns gewählte **Verbindung biographischer** Zugänge, die auf Lebensereignisse fokussiert, mit einem **geographischen** Ansatz, der sich für konkrete Orte und deren Bedeutung und Relationen interessiert, gewinnbringend ist. Das gleiche gilt für wohnbiographische **Paarinterviews**. Interviews mit mehreren Mitgliedern eines Haushalts sind in der Praxis der empirischen Sozialforschung relativ selten, doch schätzen wir ihren Erkenntnisgewinn in Bezug auf Aushandlungsprozesse und getroffene Kompromisse innerhalb von Partnerschaften bzw. Haushalten als sehr hoch ein. Deshalb sollte die Wanderungs- und Bleibeforschung größere Anstrengungen unternehmen, dieses methodische Instrument häufiger als bislang einzusetzen.

Literaturverzeichnis

- Abraham M, Auspurg K, Hinz T (2010) Migration Decisions Within Dual-Earner Partnerships: A Test of Bargaining Theory. *Journal of Marriage and Family* 72(4): 876-892
- Ajzen I (1991) The Theory of Planned Behavior. *Organizational Behavior and Human Decision Processes* 50(2): 179-211
- Albrecht G (1972) *Soziologie der geographischen Mobilität: Zugleich ein Beitrag zur Soziologie des sozialen Wandels*. Stuttgart: Enke
- Bähr J (2004) *Bevölkerungsgeographie, 4. Auflage*. Stuttgart: Ulmer. UTB Geographie 1249
- Bailey AJ (2009) Population geography: Lifecourse matters. *Progress in Human Geography* 33(3): 407-418
- Bartolini L, Gropas R, Triandafyllidou A (2017) Drivers of highly skilled mobility from Southern Europe: escaping the crisis and emancipating oneself. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 43(4): 652-673
- BBSR [Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung] (2021a) Die Innerstädtische Raumbewertung (IRB), zu finden in <<https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/forschung/raumbewertung/Komponenten/VergleichendeStadtbeobachtung/innerstaedtische-entwicklung/innerstaedtische-entwicklung.html>> [zitiert am 18.2.2022]
- BBSR [Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung] (2021b) Indikatoren und Karten zur Raumentwicklung (INKAR): Bevölkerung/Mobilität, zu finden in <<https://www.inkar.de/>> [zitiert am 18.2.2022]
- BBSR [Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung] (2012) *Raumordnungsbericht 2011*. Bonn
- Becker H, Moser A (2013) *Jugend in ländlichen Räumen zwischen Bleiben und Abwandern: Lebenssituation und Zukunftspläne von Jugendlichen in sechs Regionen in Deutschland*. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut. Thünen Report 12
- Beetz S (2006) „Meine Kinder sollen frei entscheiden“: Migrationsorientierungen von Jugendlichen in ost-deutschen ländlichen Regionen. In: Sterbling A (ed) *Migrationsprozesse: Probleme von Abwanderungsregionen, Identitätsfragen*. Hamburg: Krämer: pp 255-281
- Beetz S (2016) Der Landfluchtdiskurs – zum Umgang mit räumlichen Uneindeutigkeiten. *Informationen zur Raumentwicklung* H. 2: 109-120
- Behnken I, Du Bois-Reymond M, Zinnecker J (1988) *Raumerfahrung in der Biographie. Beispiel Kindheit und Jugend*. Hagen: FernUniversität. Studienbrief der FernUniversität Hagen
- Behring K, Helbrecht I (2003) Mieter oder Selbstnutzer in Europa? Ursachen der unterschiedlichen Eigentümerquoten in ausgewählten europäischen Städten. *Informationen zur Raumentwicklung* H. 6: 343-353
- Bentlin F, Klepp S (2021) Visuell-biografische Interviews zur Analyse von Lern- und Raumerfahrungen. In: Heinrich AJ, Marguin S, Million A (eds) *Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung*. Bielefeld: Transcript: pp 165-181
- BiB [Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung] (2021) *Bevölkerung nach Lebensformen in Deutschland (1996-2018)*, zu finden in <<https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/L01-Bevoelkerung-Lebensformen-ab-1996.html>> [zitiert am 18.2.2022]
- Bielby WT, Bielby DD (1992) I Will Follow Him: Family Ties, Gender-Role Beliefs, and Reluctance to Relocate for a Better Job. *American Journal of Sociology* 97(5): 1241-1267

- Biernacki P, Waldorf D (1981) Snowball Sampling: Problems and Techniques of Chain Referral Sampling. *Sociological Methods & Research* 10(2): 141-163
- Bijker RA, Haartsen T, Strijker D (2015) How people move to rural areas: Insights in the residential search process from a diary approach. *Journal of Rural Studies* 38: 77-88
- Billari FC, Liefbroer AC (2007) Should I stay or should I go? The impact of age norms on leaving home. *Demography* 44(2-3): 181-198
- Brown J (2015) Home from Home? Locational Choices of International „Creative Class“ Workers. *European Planning Studies* 23(12): 2336-2355
- Bunnell T, Yea S, Peake L, Skelton T, Smith M (2012) Geographies of friendships. *Progress in Human Geography* 36(4): 490-507
- Champion T, Graeme H (2004) Introduction: Moving Beyond the Urban-Rural Dichotomy. In: Champion T, Graeme H (eds) *New Forms of Urbanization: Beyond the Urban-Rural Dichotomy*. Aldershot, Burlington: Ashgate: pp 3-24
- Cook J, Cuervo H (2020) Staying, leaving and returning: Rurality and the development of reflexivity and motility. *Current Sociology* 68(1): 60-76
- Coulter R, van Ham M (2013) Following people Through Time: An Analysis of Individual Residential Mobility Biographies. *Housing Studies* 28(7): 1037-1055
- Cronin AM (2014) Between friends: Making emotions intersubjectively. *Emotion, Space and Society* 10: 71-78
- Dahl MS, Sorenson O (2010) The migration of technical workers. *Journal of Urban Economics* 67(1): 33-45
- Danielzyk R, Dittrich-Wesbuer A, Hilti N, Toppel C (eds) (2020) *Multilokale Lebensführungen und räumliche Entwicklungen: Ein Kompendium*. Hannover: Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft. *Forschungsberichte der ARL* 13
- Davis JH (2003) Balancing the whole: Portraiture as methodology. In: Camic PM, Rhodes JE, Yardley L (eds) *Qualitative research in psychology: Expanding perspectives in methodology and design*. Washington, DC: American Psychological Association: pp 199-217
- De la Roca J (2017) Selection in initial and return migration: Evidence from moves across Spanish cities. *Journal of Urban Economics* 100: 33-53
- Dehne P (2013) Raumpioniere. Lichter im Nirgendwo, Parallelwelten in der Peripherie oder Retter des ländlichen Raums? In: Berger PA, Hock K, Klie T (eds) *Religionshybride: Religion in posttraditionalen Kontexten*. Wiesbaden: Springer VS: pp 167-185
- Delbosc A, Currie G (2013) Causes of Youth Licensing Decline: A Synthesis of Evidence. *Transport Reviews* 33(3): 271-290
- Dienel H-L, Jain A, Reim D, Schmithals J, Thies S (2006) Rückwanderung als dynamischer Faktor für ostdeutsche Städte: Abschlussbericht. Berlin: nexus Institut für Kooperationsmanagement und interdisziplinäre Forschung GmbH, zu finden in <<https://nexusinstitut.de/wp-content/uploads/2019/07/Rückwanderung-dynamischer-Faktor-für-ostdeutsche-Städte-Abschlussbericht.pdf>> [zitiert am 18.2.2022]
- Dittrich-Wesbuer A, Osterhage F (2008) Wohnstandortentscheidungen in der Stadtregion: das Beispiel „Bergisches Land“. Dortmund: ILS - Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung. *ILS Trends* 2/2008, zu finden in <<https://www.ils-forschung.de/wissenstransfer/ils-publikationen/ils-trends/?id=54>> [zitiert am 18.2.2022]

- Dittrich-Wesbuer A, Osterhage F (2014) Wohnstandortentscheidungen in polyzentrischen Stadtregionen. Dortmund: ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung. ILS Trends 3/14, zu finden in <https://www.ils-forschung.de/files_publicationen/pdfs/trends-3-14.pdf> [zitiert am 18.2.2022]
- Dittrich-Wesbuer A, Sturm G (2020) Quantitative Daten I: Amtliche Daten zur Verbreitung multilokaler Lebensformen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: Danielzyk R, Dittrich-Wesbuer A, Hilti N, Toppel C (eds) Multilokale Lebensführungen und räumliche Entwicklungen: Ein Kompendium. Forschungsberichte der ARL 13. Hannover: Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft: pp 104-111
- Ehrenfeucht R, Nelson M (2018) Moving to a shrinking city? Some suggestive observations on why college-educated professionals came to New Orleans and why they stayed. *Urban Studies* 55(12): 2762-2779
- Elder GH (1994) Time, Human Agency, and Social Change: Perspectives on the Life Course. *Social Psychology Quarterly* 57(1): 4-15
- Elshof H, Haartsen T, van Wissen LJ, Mulder CH (2017) The influence of village attractiveness on flows of movers in a declining rural region. *Journal of Rural Studies* 56: 39-52
- Faggian A, McCann P (2009) Human Capital and Regional Development. In: Capello R, Nijkamp P (eds) *Handbook of Regional Growth and Development Theories*. Cheltenham: Edward Elgar: pp 131-151
- Farrell M, Mahon M, McDonagh J (2012) The rural as a return migration destination. *European Countryside* 4(1): 31-44
- Farrugia D (2016) The mobility imperative for rural youth: the structural, symbolic and non-representational dimensions rural youth mobilities. *Journal of Youth Studies* 19(6): 836-851
- Feijten P (2005) Life events and the housing career: A retrospective analysis of timed effects. Delft: Eburon
- Feijten P, Hooimeijer P, Mulder CH (2008) Residential Experience and Residential Environment Choice over the Life-course. *Urban Studies* 45(1): 141-162
- Feijten P, van Ham M (2013) Die Auswirkungen von Scheidung und Trennung auf die räumliche Mobilität in Großbritannien. *Comparative Population Studies* 38(2): 433-464
- Fielding AJ (1992) Migration and Social Mobility: South East England as an Escalator Region. *Regional Studies* 26(1): 1-15
- Findlay A, Mason C, Harrison R, Houston D, McCollum D (2008) Getting off the Escalator? A Study of Scots Out-Migration from a Global City Region. *Environment and Planning A* 40(9): 2169-2185
- Findlay A, McCollum D, Coulter R, Gayle V (2015) New mobilities across the life course: A Framework for Analysing Demographically Linked Drivers of Migration. *Population, Space and Place* 21(4): 390-402
- Fischer PA, Malmberg G (2001) Settled people don't move: On life course and (im-)mobility in Sweden. *International Journal of Population Geography* 7(5): 357-371
- Fishbein M, Ajzen I (2010) Predicting and changing behavior: The reasoned action approach. New York, NY, Hove: Psychology Press
- Florida R (2002) *The Rise of the Creative Class: And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*. New York: Basic Books
- Florida R (2005) *Cities and the Creative Class*. New York, London: Routledge

- Frank S (2014) Innere Suburbanisierung als Coping-Strategie: Die „neuen Mittelschichten“ in der Stadt. In: Berger PA, Keller C, Klärner A, Neef R (eds) Urbane Ungleichheiten: Neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie. Wiesbaden: Springer VS: pp 157-172
- Fuhrhop D (2020) Verboten das Bauen! Streitschrift gegen Spekulation, Abriss und Flächenfraß. München: oekom
- Gabler J, Kollmorgen R, Kottwitz A (2016) Wer kommt? Wer geht? Wer bleibt?: Eine Studie zur Verbesserung der Verbleibchancen qualifizierter Frauen im Landkreis Görlitz. Görlitz: Landratsamt Görlitz
- Gatzweiler HP, Adam B, Milbert A, Pütz T, Spangenberg M, Sturm G, Walther A (2012) Klein- und Mittelstädte in Deutschland: Eine Bestandsaufnahme. Stuttgart: Steiner. Analysen Bau.Stadt.Raum 10
- Gatzweiler H-P, Schlömer C (2008) Zur Bedeutung von Wanderungen für die Raum- und Stadtentwicklung. Informationen zur Raumentwicklung H. 4: 245-259
- Gebel T, Grenzer M, Kreusch J, Liebig S, Schuster H, Tschewinka R, Watteler O, Witzel A (2015) Verboten ist, was nicht ausdrücklich erlaubt ist: Datenschutz in qualitativen Interviews. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 2(16):Art. 27, zu finden in <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1502279>> [zitiert am 18.2.2022]
- Gerber K (2011) Räumliche Mobilität im Wandel: Wanderungen im Lebenslauf und ihre Auswirkungen auf die Stadtentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Göddecke-Stellmann J, Metzmacher M (1994) Wohnungsmarktlage und innerstädtische Mobilität. Innerstädtische Umzüge als Gegenstand der Wohnungsmarktbeobachtung. Informationen zur Raumentwicklung H. 10/11: 781-796
- Gordon I, Champion T, Coombes M (2015) Urban Escalators and Interregional Elevators: The Difference that Location, Mobility, and Sectoral Specialisation Make to Occupational Progression. Environment and Planning A 47(3): 588-606
- Gosnell H, Abrams J (2011) Amenity migration: diverse conceptualizations of drivers, socioeconomic dimensions, and emerging challenges. GeoJournal 76(4): 303-322
- Gruber E (2017) Im Ruhestand aufs Land? Ruhestandsmigration und deren Bedeutung für ländliche Räume in Österreich. Wien: LIT. Ländliche Räume: Beiträge zur lokalen und regionalen Entwicklung 2
- Grundmann S (1995) Die Ost-West-Wanderung in Deutschland. In: Bertram H, Hradil S, Kleinhenz G (eds) Sozialer und demographischer Wandel in den neuen Bundesländern. Berlin: Akademie: pp 3-46
- Halfacree K (2004) A utopian imagination in migration's terra incognita? Acknowledging the non-economic worlds of migration decision-making. Population, Space and Place 10(3): 239-253
- Halfacree KH, Rivera MJ (2012) Moving to the Countryside ... and Staying: Lives beyond Representations. Sociologia Ruralis 52(1): 92-114
- Hamann S, Niebuhr A, Peters JC (2019) Does the urban wage premium differ by pre-employment status? Regional Studies 53(10): 1435-1446
- Heineberg H (2017) Stadtgeographie, 5. überarbeitete Auflage. Paderborn: Ferdinand Schöningh. Grundriss Allgemeine Geographie
- Helbrecht I (2013) Wohneigentum statt Rente? Demografischer Wandel und Altersvorsorge in acht europäischen Ländern im Vergleich. Informationen zur Raumentwicklung H. 2: 197-210
- Helfferrich C (2011) Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews, 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

- Herlyn U (1990a) Die Neubausiedlung als Station in der Wohnkarriere. In: Bertels L, Herlyn U (eds) *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: pp 179-200
- Herlyn U (1990b) *Leben in der Stadt: Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Hilti N (2013) *Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung*. Wiesbaden: Springer VS
- Hjälms A (2014) The „Stayers“: Dynamics of lifelong sedentary behaviour in an urban context. *Population, Space and Place* 20(6): 569-580
- Hoerning E (1978) „Zweiter Bildungsweg“ – eine Statuspassage? In: Kohli M (ed) *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt: Luchterhand: pp 251-266
- Huinink J (1995) *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*. Frankfurt/M., New York: Campus
- Huinink J, Konietzka D (2003) Die De-Standardisierung einer Statuspassage? Zum Wandel des Auszugs aus dem Elternhaus und des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland. *Soziale Welt* 54(3): 285-311
- Jessen J, Meinecke B, Siebel W, Walther U-J (1978) Untersuchungen zur Mobilität der Wohnbevölkerung in Stadtregionen. Eine Kritik anwendungsorientierter Sozialforschung. *Leviathan* 6(4): 519-535
- Kalter F (1997) *Wohnortwechsel in Deutschland: Ein Beitrag zur Migrationstheorie und zur empirischen Anwendung von Rational-Choice-Modellen*. Opladen: Leske & Budrich
- Kendig HL (1990) A Life Course Perspective on Housing Attainment. In: Myers D (ed) *Housing Demography. Linking Demographic Structure and Housing Markets*. Madison, London: University of Wisconsin Press: pp 133-156
- Kesselring S (2012) Betriebliche Mobilitätsregime. Zur sozio-geografischen Strukturierung mobiler Arbeit. *Zeitschrift für Soziologie* 41(2): 83-100
- Kesselring S, Vogl G (2008) Networks, Spaces and Flows: Mobility Pioneers between First and Second Modernity. In: Canzler W, Kaufmann V, Kesselring S (eds) *Tracing Mobilities: Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate: pp 163-179
- Kieslinger J, Kordel S, Weidinger T (2020) Capturing Meanings of Place, Time and Social Interaction when Analyzing Human (Im)mobilities: Strengths and Challenges of the Application of (Im)mobility Biography. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 21(2), zu finden in <<http://dx.doi.org/10.17169/fqs-21.2.3347>> [zitiert am 15.1.2021]
- Kley S (2009) *Migration im Lebensverlauf: Der Einfluss von Lebensbedingungen und Lebenslaufereignissen auf den Wohnortwechsel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Kley S (2016) Regionale Mobilität in der Bevölkerungssoziologie. In: Niephaus Y, Kreyenfeld M, Sackmann R (eds) *Handbuch Bevölkerungssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS: pp 481-500
- Kohli M (1985) Die Institutionalisierung des Lebenslaufs: Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37(1): 1-29
- Konietzka D (2010) *Zeiten des Übergangs: Sozialer Wandel des Übergangs in das Erwachsenenalter*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Konietzka D, Tatjes A (2016) Der Auszug aus dem Elternhaus. In: Niephaus Y, Kreyenfeld M, Sackmann R (eds) *Handbuch Bevölkerungssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS: pp 201-225
- Kramer C, Pfaffenbach C (2016) Should I stay or should I go? Housing preferences upon retirement in Germany. *Journal of Housing and the Built Environment* 31(2): 239-256

- Krätke S (2010) „Creative Cities“ and the Rise of the Dealer Class: A Critique of Richard Florida's Approach to Urban Theory. *International Journal of Urban and Regional Research* 34(4): 835-853
- Kreis J (2021) Vorstellungen eines guten Lebens auf dem Land: Ergebnisse einer repräsentativen Befragung unter der Bevölkerung ländlicher Räume. In: Nell W, Weiland M (eds) *Gutes Leben auf dem Land? Imaginationen und Projektionen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bielefeld: Transcript: pp 105-140
- Kühn M, Weck S (2013) Peripherisierung – ein Erklärungsansatz zur Entstehung von Peripherien. In: Bernt M, Liebmann H (eds) *Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit?: Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen*. Wiesbaden: Springer VS: pp 24-46
- Küpper P (2016) Abgrenzung und Typisierung ländlicher Räume. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut. Thünen Working Paper 68
- Küpper P, Milbert A (2020) Typen ländlicher Räume in Deutschland. In: Krajewski C, Wiegandt C-C (eds) *Land in Sicht: Ländliche Räume in Deutschland zwischen Prosperität und Peripherisierung*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung: pp 82-97
- Lee ES (1966) A theory of migration. *Demography* 3(1): 47-57
- Leibert T, Wiest K (2014) Abwandern, Zurückkehren, Bleiben? Wanderungsentscheidungen junger Frauen in strukturschwachen ländlichen Räumen: Sachsen-Anhalt im Fokus. In: Larcher M, Oedl-Wieser T, Schmitt M, Seiser G (eds) *Frauen am Land: Potentiale und Perspektiven*. Innsbruck [u. a.]: Studienverlag: pp 26-41
- Lengerer F, Steinführer A (2021) Bleiben im Dorf: Eine Fallstudie zu einem wenig beachteten Thema. *PlanerIn H. 3*: 11-13
- Lenzi C, Perucca G (2021) Not too close, not too far: Urbanisation and life satisfaction along the urban hierarchy. *Urban Studies* 58(13): 2742-2757
- Looker ED, Naylor TD (2009) „At risk“ of being rural? The experience of rural youth in a risk society. *Journal of Rural and Community Development* 4(2): 39-64
- Lux M, Samec T, Bartos V, Sunega P, Palguta J, Boumová I, Kázmér L (2018) Who actually decides? Parental influence on the housing tenure choice of their children. *Urban Studies* 55(2):406-426
- Mader K, Schneebaum A (2013) Zur geschlechtsspezifischen Intrahaushaltsverteilung von Entscheidungsmacht in Europa. *Wirtschaft und Gesellschaft* 39(3): 361-403
- Mai R, Schlömer C (2007) Erneute Landflucht? Wanderungen aus dem ländlichen Raum in die Agglomerationen. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 32(3-4): 713-742
- Manderscheid K (2012) Mobilität. In: Eckardt F (ed) *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: pp 551-570
- Manderscheid K (2013) Mobilität als relationale Aushandlung – ein Vergleich zwischen England und der Schweiz. In: Hömke M (ed) *Mobilität und Identität: Widerspruch in der modernen Gesellschaft?* Wiesbaden: Springer VS: pp 51-77
- Markusen A (1996) Sticky Places in Slippery Space: A Typology of Industrial Districts. *Economic Geography* 72(3): 293-313
- Markusen A (2006) Urban development and the politics of a creative class: evidence from a study of artists. *Environment and Planning A* 38(10): 1921-1940
- Martin S, Bergmann J (2021) (Im)mobility in the Age of COVID-19. *International Migration Review* 55(3): 660-687

- Martin-Brelot H, Grossetti M, Eckert D, Gritsai O, Kovács Z (2010) The Spatial Mobility of the „Creative Class“: A European Perspective. *International Journal of Urban and Regional Research* 34(4): 854-870
- Mason J (2004a) Managing kinship over long distances: The significance of „The Visit“. *Social Policy and Society* 3(4): 421-429
- Mason J (2004b) Personal narratives, relational selves: Residential histories in the living and telling. *Sociological Review* 52(2): 162-179
- Mayring P (2010) Qualitative Inhaltsanalyse. In: Mey G, Mruck K (eds) *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: pp 601-613
- Meister M, Stiller J, Niebuhr A, Peters JC, Hinrichsen PL, Reutter P (2020) Zur Rückwanderung von Arbeitskräften in die ländlichen Regionen Deutschlands: deskriptive Befunde. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut. Thünen Working Paper 144
- Meister M, Stiller J, Peters JC, Birkeneder A (2019) Die Binnenwanderung von Arbeitskräften in Deutschland: eine deskriptive Analyse für ländliche Räume auf Basis der Integrierten Erwerbsbiografien (IEB) des IAB. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut. Thünen Working Paper 132
- Menzl M (2017) Das Eigenheim im Grünen. Kontinuität und Wandel eines Sehnsuchtsortes. *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 11(1): 117-131
- Merton RK (2017) *Auf den Schultern von Riesen: Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*, 5. Auflage (amerikanisches Original 1965). Frankfurt am Main: Suhrkamp. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 426
- Meyer F, Miggelbrink J (2015) Subjektivität und Kausalität in der Migration(sforschung): Annäherung an Rationalisierungen von Migrationsentscheidungen in schrumpfenden Regionen. *Raumforschung und Raumordnung* 73(1): 17-30
- Milbert A, Sturm G (2016) Binnenwanderungen in Deutschland zwischen 1975 und 2013. *Informationen zur Raumentwicklung* H. 2: 121-144
- Montanari F, Scapolan A, Mizzau L (2018) Embeddedness and locational choices: A study of creative workers in a dance organisation. *Urban Studies* 55(5): 1121-1138
- Mulder CH (2006) Home-ownership and family formation. *Journal of Housing and the Built Environment* 21(3): 281-298
- Mulder CH, Hooimeijer P (2002) Leaving home in the Netherlands: Timing and first housing. *Journal of Housing and the Built Environment* 17(3): 237-268
- Münter A (2012) *Wanderungsentscheidungen von Stadt-Umland-Wanderern in vier Stadtregionen: Regionaler Vergleich der Muster und Motive, Informations- und Wahrnehmungslücken sowie Beeinflussbarkeit der Wanderungsentscheidung*. Dissertationsschrift. Dortmund: TU Dortmund
- Musterd S, Bontje M, Rouwendal J (2016) *Skills and Cities: Implications of location preferences of highly educated workers for spatial development of metropolitan areas*. London, New York: Routledge
- Musterd S, Gritsai O (2013) The creative knowledge city in Europe: Structural conditions and urban policy strategies for competitive cities. *European Urban and Regional Studies* 20(3): 343-359
- Musterd S, Murie A (eds) (2010) *Making Competitive Cities*. Oxford: Wiley-Blackwell
- Nadler R (2014) *Plug&Play Places: Lifeworlds of Multilocal Creative Knowledge Workers*. Warschau, Berlin: De Gruyter

- Nadler R (2016) Kleinräumige und flächendeckende Rückwanderungsforschung anhand der Beschäftigtenhistorik des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung: Das Beispiel Ostdeutschland. *Europa Regional* 24(3-4): 29-44
- Nelson M, Ehrenfeucht R (2020) Beyond the Jobs versus Amenities Debate: Understanding the Migration of Educated Workers and Implications for Planning. *Journal of Planning Education and Research* 40(1): 16-30
- Ní Laoire C, Stockdale A (2016) Migration and the Life Course in Rural Settings. In: Shucksmith M, Brown DL (eds) *Routledge International Handbook of Rural Studies*. London, New York: Routledge: pp 36-49
- Niemeyer F, Voit H (1995) Lebensformen der Bevölkerung 1993. *WISTA Wirtschaft und Statistik*(6): 437-445
- Nisic N, Petermann S (2013) Neue Stadt = neue Freunde? Die Restrukturierung sozialer Ressourcen nach einem Wohnortwechsel. *Comparative Population Studies* 38(1): 167-198
- Nöthen M (2005) Von der „traditionellen Familie“ zu „neuen Lebensformen“: Neuerungen in der Familienberichterstattung des Mikrozensus. *WISTA Wirtschaft und Statistik*(1): 25-40
- Ohnmacht T, Frei A, Axhausen KW (2008) Mobilitätsbiografie und Netzwerkgeografie: Wessen soziale Beziehungen sind räumlich dispers? *Swiss Journal of Sociology* 34(1): 131-164
- Oostendorp R (2016) Wohnstandortentscheidungen von Doppelverdienerhaushalten: Zum Zusammenwirken von Wohnen und Arbeiten in der polyzentrischen Stadtregion Köln/Bonn. Münster: LIT. *Schriften des Arbeitskreises Stadtzukünfte der Deutschen Gesellschaft für Geographie* 16
- Osterhage F (2018) The End of Reurbanisation? Phases of Concentration and Deconcentration in Migratory Movements in North Rhine-Westphalia. *Comparative Population Studies* 43: 131-156
- Osterhage F, Albrecht J (2021) Schwankungen – Verschiebungen – Brüche: Veränderungen beim bundesweiten Wanderungsgeschehen in den vergangenen zwei Jahrzehnten. Dortmund: ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung. *ILS Trends* 3/21, zu finden in <<https://www.ils-forschung.de/wissenstransfer/ils-publikationen/ils-trends/?id=587>> [zitiert am 18.2.2022]
- Pahl RE (1966) The rural-urban continuum. *Sociologia Ruralis* 6(3): 299-329
- Peck J (2005) Struggling with the Creative Class. *International Journal of Urban and Regional Research* 29(4): 740-770
- Plöger J (2020) Employers stuck in place? Knowledge sector recruitment between regional embeddedness and internationalization. *Regional Studies* 54(12): 1737-1747
- Pohl T (2009) *Entgrenzte Stadt. Räumliche Fragmentierung und zeitliche Flexibilisierung in der Spätmoderne*. Bielefeld: Transcript
- Porsche L, Milbert A (2018) *Kleinstädte in Deutschland. Ein Überblick. Informationen zur Raumentwicklung* H. 6: 4-21
- Przyborski A, Wohlrab-Sahr M (2014) *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*, 4. erweiterte Auflage. München: Oldenbourg. *Lehr- und Handbücher der Soziologie*
- Redepenning M (2019) *Stadt und Land*. In: Nell W, Weiland M (eds) *Dorf: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Berlin, Heidelberg: J. B. Metzler: pp 315-325
- Reuschke D (2009) *Multilokales Wohnen: Raum-zeitliche Muster multilokaler Wohnarrangements von Shuttles und Personen in einer Fernbeziehung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Rolshoven J (2006) *Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne*. *Zeitschrift für Volkskunde* 102(II): 179-194

- Roseman CC (1983) A framework for the study of migration destination selection. *Population and Environment* 6(3): 151-165
- Rössel J (2014) *Unterwegs zum guten Leben? Raumproduktionen durch Zugezogene in der Uckermark*. Bielefeld: Transcript. *Sozial- und Kulturgeographie* 3
- Rossi PH (1980) *Why Families Move: A Study in the Social Psychology of Urban Residential Mobility*, 2. Auflage. Beverly Hills, London: Sage
- Rüger H, Schier M, Feldhaus M, Ries T (2014) Einstellungen zur Akzeptanz räumlicher Distanz in erwerbsbedingt multilokalen Lebensformen. *Zeitschrift für Familienforschung* 26(2): 121-143
- Rühmling M (2022) *Bleiben in ländlichen Räumen: Bleibenslebensweisen am Beispiel von Frauen in ländlichen Räumen in Mecklenburg-Vorpommern*. Unveröff. Dissertationsschrift, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, Universität Rostock
- Sage J, Evandrou M, Falkingham J (2013) Onwards or Homewards? Complex Graduate Migration Pathways, Well-being, and the „Parental Safety Net“. *Population, Space and Place* 19(6): 738-755
- Sánchez-Moral S, Arellano A, Díez-Pisonero R (2018) Interregional mobility of talent in Spain: The role of job opportunities and qualities of places during the recent economic crisis. *Environment and Planning A* 50(4): 789-808
- Schametat J, Schenk S, Engel A (2017) *Was sie hält: Regionale Bindung von Jugendlichen im ländlichen Raum*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa
- Scheiner J, Bauer U, Wohltmann H (2013) Einflussfaktoren der Wohnstandortwahl: Der ländliche Raum im Fokus: Potenziale für peripher-zentrale Wanderungen. Dortmund. Arbeitspapier des Fachgebiets Verkehrswesen und Verkehrsplanung 28
- Schewel K (2019) Understanding Immobility: Moving Beyond the Mobility Bias in Migration Studies. *International Migration Review* 54(2): 328-355
- Schier M, Hilti N, Schad H, Toppel C, Dittrich-Wesbuer A, Monz A (2015) Residential Multi-Locality Studies – the Added Value for Research on Families and Second Homes. *Tijdschrift voor economische en sociale geografie* 106(4): 439-452
- Schlömer C (2009) *Binnenwanderungen in Deutschland zwischen Konsolidierung und neuen Paradigmen: Makroanalytische Untersuchungen zur Systematik von Wanderungsverflechtungen*. Bonn: BBSR. Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung: Berichte 31
- Schneider NF, Rüger H, Ruppenthal S (2016) Mobilität und mobile Lebensformen. In: Niephaus Y, Kreyenfeld M, Sackmann R (eds) *Handbuch Bevölkerungssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS: pp 501-525
- Schönholzer T (2011) Wer sollte pendeln? Gerechtigkeitseinschätzungen von Mobilitätsarrangements in Partnerschaften von Doppelverdienern. *Soziale Welt* 62(2): 143-163
- Schubarth W, Speck K (2009) *Regionale Abwanderung Jugendlicher. Theoretische Analysen, empirische Befunde und politische Gegenstrategien*. Weinheim, München: Juventa
- Schütze F (1983) Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis* 13(3): 283-293
- Simons H, Weiden L (2015) *Schwarmstädte in Deutschland. Ursachen und Nachhaltigkeit der neuen Wandlungsmuster in Deutschland*, Berlin: empirica
- Smits J, Mulder CH, Hooimeijer P (2003) Changing Gender Roles, Shifting Power Balance and Long-distance Migration of Couples. *Urban Studies* 40(3): 603-613
- Steinführer A (2004) *Wohnstandortentscheidungen und städtische Transformation: Vergleichende Fallstudien in Ostdeutschland und Tschechien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. *Stadt-forschung aktuell* 99

- Steinführer A, Grossmann K (2021) Small towns (re)growing old. Hidden dynamics of old-age migration in shrinking regions in Germany. *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography* 103(3): 176-195
- Stiller J, Meister M, Niebuhr A, Peters JC (2021) Zur Binnenwanderung von Arbeitskräften in Deutschland: Was zeichnet Regionen mit positiven Wanderungssalden aus? Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut. Thünen Working Paper 176
- Stockdale A (2016) Contemporary and „Messy“ Rural In-migration Processes: Comparing Counterurban and Lateral Rural Migration. *Population, Space and Place* 22(6): 599-616
- Stockdale A, Haartsen T (2018) Editorial introduction: Putting rural stayers in the spotlight. *Population, Space and Place* 24(4): e2124
- Stockdale A, MacLeod M (2013) Pre-retirement age migration to remote rural areas. *Journal of Rural Studies* 32(4): 80-92
- Storper M, Manville M (2006) Behaviour, Preferences and Cities: Urban Theory and Urban Resurgence. *Urban Studies* 43(8): 1247-1274
- Storper M, Scott A (2009) Rethinking human capital, creativity and urban growth. *Economic Geography* 9(2): 147-167
- Ströhle AF (2012) Über die Begriffe „Zufall“ und „absolute Willensfreiheit“ aus ontologischer Perspektive. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. München, zu finden in <https://edoc.ub.uni-muenchen.de/14464/1/Stroehle_Andreas_Felix.pdf> [zitiert am 18.2.2022]
- Thrift N (2005) But malice aforethought: cities and the natural history of hatred. *Transactions of the Institute of British Geographers* 30(2): 133-150
- Tippel C (2019) Zuhause auf Zeit? Wohnen und sozial-räumliche Verortung an temporären Arbeitsstandorten. Dissertation an der Fakultät Raumplanung, Technische Universität Dortmund, zu finden in <https://eldorado.tu-dortmund.de/bitstream/2003/38408/1/Dissertation_Tippel.pdf> [zitiert am 18.2.2022]
- Tuitjer G (2016) Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972, 1993, 2012: Volume 6: Ländliche Arbeitsmärkte: Chancen für Frauen – Frauen als Chance. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut. Thünen Report 32
- Urry J (2002) Mobility and Proximity. *Sociology* 36(2): 255-274
- Viry G, Hofmeister H, Widmer E (2010) Early Life Course Relocation: Effects on Motility, Mobility and Social Integration. In: Schneider NF, Collet B (eds) *Mobile Living Across Europe II: Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison*. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich: pp 153-172
- Vogt L, Biernatzki R, Kriszan M, Lorleberg W (2015) Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972, 1993, 2012: Volume 1: Dörfer als Wohnstandorte. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut. Thünen Report 32
- Volgmann K (2013) Metropole: Bedeutung des Metropolenbegriffs und Messung von Metropolität im deutschen Städtesystem. Detmold: Rohn Verlag. *Metropolis und Regions* 10
- Wagner M (1989) Räumliche Mobilität im Lebensverlauf: Eine empirische Untersuchung sozialer Bedingungen der Migration. Stuttgart: Ferdinand Enke
- Wagner M, Mulder CH (2000) Wohneigentum im Lebenslauf: Kohortendynamik, Familiengründung und sozioökonomische Ressourcen. *Zeitschrift für Soziologie* 29(1): 44-59

- Weber G (2016) Gehen oder Bleiben? Wanderungs- und Bleibeverhalten junger Frauen im ländlichen Raum. Informationen zur Raumentwicklung H. 2: 225-232
- Weber G, Fischer T (2010) Gehen oder Bleiben? Die Motive des Wanderungs- und Bleibeverhaltens junger Frauen im ländlichen Raum der Steiermark und die daraus resultierenden Handlungsoptionen im Rahmen der Lokalen Agenda 21-Prozesse. Wien
- Weichhart P (2009) Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. Informationen zur Raumentwicklung H. 1/2: 1-14
- Weidenhaus G (2015) Soziale Raumzeit. Berlin: Suhrkamp. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2138
- Wiest K, Leibert T (2013) Wandermuster junger Frauen im ländlichen Sachsen-Anhalt – Implikationen für zielgruppenorientierte Regionalentwicklungsstrategien. Raumforschung und Raumordnung 71(6): 455-469
- Wiest K, Wörmer S (2014) Raumbezogene Vorstellungsbilder und die Wahrnehmung von Stadträumen im Kontext der Wohnungssuche: Köln-Sülz im Fokus. In: Danielzyk R, Lentz S, Wiegandt C-C (eds) Suchst du noch oder wohnst du schon? Wohnen in polyzentrischen Stadtregionen. Münster: LIT: pp 71-90
- Wolpert J (1965) Behavioral aspects of the decision to migrate. Papers of the Regional Science Association 15(1): 159-169
- Worth N (2011) Evaluating life maps as a versatile method for lifecourse geographies. Area 43(4): 405-412
- Zenker S, Eggers F, Farsky M (2013) Putting a price tag on cities: Insights into the competitive environment of places. Cities 30: 133-139
- Zhang V (2018) Im/mobilising the migration decision. Environment and Planning D: Society and Space 36(2): 199-216
- Zimmerli J (2014) Räumliche Entwicklung und Umzugsbereitschaft der Babyboomer. In: Höpflinger F, van Wezemael J (eds) Wohnen im höheren Lebensalter (Age Report III): Grundlagen und Trends. Zürich u. a.: Seismo: pp 179-187

Anhang

Portraitvorlage

[Anm.: Neben dem Interview-Transkript wurden auch das Interview-Memo, der Zeitstrahl sowie der Kurzfragebogen für die Erstellung des Portraits genutzt.]

Interview-datum	Interviewerin	Wohnort/ Stadtteil	Verfasserin Portrait	Typ und Jahr (letzte) Wohnstand- ortentschei- dung	Interview- ort	Interview- situation
					[Zuhause, im Café etc.]	[allein, mit Partner/in etc.]

Statuspassage zum Zeitpunkt des Interviews

[aussagekräftige Beschreibung unabhängig von Definition Statuspassage/-übergang]

Soziodemographisches [bei Paarinterview je eine Zeile]

Alter	Ge- schlecht	Beruf	Haushaltstyp	Haushalts- größe	Anzahl der Wanderungen/ Umzüge im Lebenslauf
			[Paar ohne/mit Kin- dern, WG etc.]	[Anzahl]	Wanderungen: [Anzahl] Innergemeindliche Umzüge: [Anzahl]

Schlüsselzitat: „ ...“ [Sollte mit Haupterzählung zu tun haben] [ggfs. mehrere Zitate, aber max. 3]

1. Kurzbeschreibung der Interviewpartnerin/des Interviewpartners [Pseudonym]

2. Wohnbiographie und Statuspassagen [bei Paarinterview pro Person eine Tabelle]

Lebensalter	Wohnort	Wohnsituation (inkl. Haushalts- situation)	Wohnform	Statuspassage	Anlass/Grund des Wohnortwech- sels/des Zuzugs
		[z. B. als Kind im Elternhaus]	[z. B. Miete/ Eigentum]		

3. Lässt sich eine Haupterzählung (Narrativ) identifizieren?

[bezogen auf das Thema oder die biographische Gesamterzählung]

4. Welche Auslöser vergangener (oder erwarteter) (Wohnstandort-)Entscheidungsprozesse nennt/nennen der/die Befragte(n) (einschl. Rolle von Zufällen, Absichten vs. tatsächliches Handeln)? (decision to move)

[inkl. Abwägung Bleiben oder Gehen oder multilokal werden]

5. Was waren wesentliche Kriterien und Abwägungsprozesse vergangener Wohnstandortentscheidungen? (decision where to move)

[inkl. der in die Entscheidung einbezogenen Skalen (Region, Stadt/Gemeinde, Dorf/Quartier und Wohnung/Haus)]

6. Gab es Konflikte (z. B. zwischen den Partnern) bei vergangenen Wohnstandortentscheidungen?

7. In welchem Raumtyp ist der/die Befragte aufgewachsen und ggf. wie hat ihn/sie das geprägt?

8. Welche Zuschreibungen an Stadt und/oder Land finden sich?

9. Veränderten sich die Anforderungen an Wohnen im Lebensverlauf? Wenn ja, inwiefern?

10. Wie beurteilt der/die Befragte seinen/ihren aktuellen Wohnstandort und was sind wichtige Aspekte dafür (z. B. Engagement, Wohlbefinden, Identifikation, soziale Kontakte, Wohnsituation)?

11. Welche Zukunftsperspektiven nennt der/die Befragte (bezogen auf den Wohnstandort)?

[inkl. Bleibeabsichten bzw. Umzugs-/Wanderungserwägungen]

12. Welche anderen Aspekte/Punkte nennt der/die Befragte, die für unseren Forschungskontext von Relevanz oder interessant sind?

13. Weitere Kommentare der Autorin an die Leser/innen: Punkte/Reflexionen/Ideen, die nicht verloren gehen sollten (Relevanz des Interviews für unterschiedliche Schwerpunkte).

Thünen Report

Bereits in dieser Reihe erschienene Hefte – *Volumes already published in this series*

1 - 75	siehe http://www.thuenen.de/de/infothek/publikationen/thuenen-report/
76	Mirko Liesebach (ed.) Forstpflanzenzüchtung für die Praxis, 6. Tagung der Sektion Forstgenetik/Forstpflanzenzüchtung vom 16. bis 18. September 2019 in Dresden, Tagungsband
77	Hans-Dieter Haenel, Claus Rösemann, Ulrich Dämmgen, Ulrike Döring, Sebastian Wulf, Brigitte Eurich-Menden, Annette Freibauer, Helmut Döhler, Carsten Schreiner, Bernhard Osterburg, Roland Fuß Calculations of gaseous and particulate emissions from German agriculture 1990 – 2018 Berechnung von gas- und partikelförmigen Emissionen aus der deutschen Landwirtschaft 1990 – 2018
78	Alexandra Purkus, Jan Lüdtko, Dominik Jochem, Sebastian Rüter, Holger Weimar Entwicklung der Rahmenbedingungen für das Bauen mit Holz in Deutschland: Eine Innovationssystemanalyse im Kontext der Evaluation der Charta für Holz 2.0
79	Peter Elsasser, Kerstin Altenbrunn, Margret Köthke, Martin Lorenz, Jürgen Meyerhoff Regionalisierte Bewertung der Waldleistungen in Deutschland
80	Lutz Laschewski, Andreas Tietz Auswirkungen überregional aktiver Investoren in der Landwirtschaft auf ländliche Räume : Ergebnisse aus zwei Fallstudien
81	Martin Ohlmeyer, Friederike Mennicke, Saskia Poth Erarbeiten eines objektiven Verfahrens unter Berücksichtigung der Besonderheiten von Holz und Holzwerkstoffen bei der Bewertung ihres Einflusses auf die Innenraumluftqualität (HolnRaLu), TV 1: Untersuchungen unter realen Raumluftbedingungen
82	Marlen Haß, Martin Banse, Claus Deblitz, Florian Freund, Inna Geibel, Alexander Gocht, Peter Kreins, Verena Laquai, Frank Offermann, Bernhard Osterburg, Janine Pelikan, Jörg Rieger, Claus Rösemann, Petra Salamon, Maximilian Zinnbauer, Max-Emanuel Zirngibl Thünen-Baseline 2020 – 2030: Agrarökonomische Projektionen für Deutschland
83	Marc Simon Weltersbach, Carsten Riepe, Wolf-Christian Lewin, Harry V. Strehlow Ökologische, soziale und ökonomische Dimensionen des Meeresangelns in Deutschland
84	Claus Rösemann, Hans-Dieter Haenel, Cora Vos, Ulrich Dämmgen, Ulrike Döring, Sebastian Wulf, Brigitte Eurich-Menden, Annette Freibauer, Helmut Döhler, Carsten Schreiner, Bernhard Osterburg, Roland Fuß Calculations of gaseous and particulate emissions from German agriculture 1990 – 2019 Berechnung von gas- und partikelförmigen Emissionen aus der deutschen Landwirtschaft 1990 – 2019
85	Andreas Tietz, Richard Neumann, Steffen Volkenand Untersuchung der Eigentumsstrukturen von Landwirtschaftsfläche in Deutschland
86	Katja Butter, Martin Ohlmeyer Emissionen flüchtiger organischer Verbindungen von Holz und Holzwerkstoffen
87	Kim Pollermann Regional Governance: Begriffe, Wirkungszusammenhänge und Evaluationsansätze



- 88 Gerold Rahmann, Frédéric Rey, Reza Ardakani, Khalid Azim, Véronique Chable, Felix Heckendorn, Paola Migliorini, Bram Moeskops, Daniel Neuhoff, Ewa Rembiałkowska, Jessica Shade, Marc Tchamitchian (eds.)
From its roots, organic inspires science, and vice versa. Book of Abstracts of the Science Forum at the Organic World Congress 2021, September 8-10, 2021. Rennes, France
- 89 Walter Dirksmeyer, Klaus Menrad (eds.)
Aktuelle Forschung in der Gartenbauökonomie : Digitalisierung und Automatisierung - Welche Chancen und Herausforderungen ergeben sich für den Gartenbau? Tagungsband zum 3. Symposium für Ökonomie im Gartenbau am 15. November 2019 in Freising / Weihenstephan
- 90 Tobias Mettenberger, Patrick Küpper
Innovative Versorgungslösungen in ländlichen Regionen: Ergebnisse der Begleitforschung zum Modellvorhaben Land(auf)Schwung im Handlungsfeld „Daseinsvorsorge“ : Band 1 der Begleitforschung Land(auf)Schwung
- 91 Cora Vos, Claus Rösemann, Hans-Dieter Haenel, Ulrich Dämmgen, Ulrike Döring, Sebastian Wulf, Brigitte Eurich-Menden, Annette Freibauer, Helmut Döhler, Carsten Schreiner, Bernhard Osterburg, Roland Fuß
**Calculations of gaseous and particulate emissions from German agriculture 1990 – 2020
Berechnung von gas- und partikelförmigen Emissionen aus der deutschen Landwirtschaft 1990 – 2020**
- 92 Kurt-Jürgen Hülsbergen, Harald Schmid, Hans Marten Paulsen (eds)
Steigerung der Ressourceneffizienz durch gesamtbetriebliche Optimierung der Pflanzen- und Milchproduktion unter Einbindung von Tierwohlaspekten – Untersuchungen in einem Netzwerk von Pilotbetrieben
- 93 Heike Peter, Cornelia Toppel, Annett Steinführer
Wohnstandortentscheidungen in einer wohnbiographischen Perspektive : Eine explorative Studie in ländlichen und großstädtischen Kontexten



THÜNEN

Thünen Report 93

Herausgeber/Redaktionsanschrift

Johann Heinrich von Thünen-Institut

Bundesallee 50

38116 Braunschweig

Germany

www.thuenen.de

ISBN 978-3-86576-238-2



9 783865 762382